SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Keywork: Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit mit Älteren

Knopp, Reinhold (Ed.); Nell, Karin (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Knopp, R., & Nell, K. (Hrsg.). (2007). *Keywork: Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit mit Älteren* (Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement). Bielefeld: transcript Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839406786

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Diese Version ist zitierbar unter / This version is citable under:
https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-89875-4

→ Kultur- und Museumsmanagement

Reinhold Knopp,
Karin Nell (Hg.)

Keywork

Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit mit Älteren

[transcript]

Reinhold Knopp, Karin Nell (Hg.)
Keywork
Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit
mit Älteren

Reinhold Knopp, Karin Nell (Hg.)

Keywork

Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit mit Älteren

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagabbildung: © Claudia Sander, 2004
Lektorat: Reinhold Knopp
Satz: Alexander Flohé, Kiel
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-89942-678-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

Inhalt

Die Ressourcen nutzen – neue Chancen im Alter 7
REINHOLD KNOPP/KARIN NELL

Theoretische Grundlagen

Was ist Keywork? – Eine Einführung 21
ROMAN SCHANNER

›Kulturelle Kompetenz‹ als Chance für gesellschaftliche Wirksamkeit im Alter 35
REINHOLD KNOPP

An der Schnittstelle von Sozialem und Kultur. Bürgerschaftliches Engagement in der zweiten Lebenshälfte 53
SABINE SAUTTER

Keywork in der Praxis

Keywork lernen – Fortbildungskonzepte für die Gewinnung und Qualifizierung von Keyworkern 77
KARIN NELL

Kulturführerschein® und Co. 117
KARIN NELL/UTE FRANK

Kultur auf Rädern 141
UTE FRANK

Partizipation und Vernetzung.
Botschafterinnen und Botschafter für das museum kunst palast 149
SILVIA NEYSTERS

Kunstschule WERKSETZEN –
Das erste Keywork-Atelier in Düsseldorf 157
USCHA URBAINSKI

Kunst und soziale Verantwortung: Keywork in der Arbeit
mit benachteiligten Kindern und Jugendlichen 167
ANNE MOMMERTZ

Das »Koffer Projekt« zur ZERO-Ausstellung 179
MARIA SCHLEINER

Kulturzentrum der Generationen im
Jungen Schauspielhaus Düsseldorf 193
GÜNTER FRIEDELER

Kunstspuren 209
INGE GÖSSLING/RENATE JASTRZEMBSKI

Kulturführerschein® Demenz 219
PETRA WIENSS

Keywork und Stadtteilarbeit

Der Faktor Bildung, Kunst und Kultur
im Konzept »WohnQuartier[4]« 239
GABY GRIMM/REINHOLD KNOPP

Was wäre eine Stadt ohne ihre Plätze? 251
HEIKE SCHWALM

Autorinnen und Autoren 257

Die Ressourcen nutzen – neue Chancen im Alter

REINHOLD KNOPP/KARIN NELL

Alter – (k)ein neues Thema

Kaum ein anderes Thema hat in Deutschland gegenwärtig so hohe Konjunktur wie das Thema ›demografische Entwicklung‹. Bei aller Unterschiedlichkeit der Perspektiven scheint es in einem Punkt Übereinstimmung in den Prognosen zur Altersentwicklung zu geben: Unsere Gesellschaft altert wirklich! Der Anteil der Älteren nimmt beständig zu.

Heftig umstritten sind allerdings die Bewertungen dieser Entwicklung. Die Sozialpolitik blickt auf die Kostenentwicklung der prognostizierten Bevölkerungsentwicklung und zieht die Zahlen als Begründung für Einschnitte bei der sozialstaatlichen Absicherung heran. Immer dringlicher verweist sie auf die Notwendigkeit individueller Altersvorsorge und betont die Selbstzuständigkeit der Individuen in diesem Bereich. Kritiker und Kritikerinnen dieser Position weisen auf den ideologischen Gehalt dieser Forderungen hin. Hier werde ein einzelnes Moment gesellschaftlicher Entwicklung losgelöst betrachtet und in den Dienst der Legitimation einer neoliberalen Politik gestellt. Andere Faktoren, wie die Übernahme der Soziallasten aus der ehemaligen DDR in die Rentenversicherung, die Belastung der Sozialsysteme durch die Arbeitslosigkeit, die faktische Frühverrentung und – auf der positiven Seite – das kontinuierliche Wirtschaftswachstum würden dabei bewusst ausgeblendet (Butterwegge 2005, Müller 2004). Umstritten ist auch die Bedeutung, die einem möglichen Bevölkerungsrückgang unter dem Schlagwort »Schrumpfen« beigemessen wird. Während in den Medien beängstigende Zustände heraufbeschworen und sogar Bilder vom »Raum ohne Volk« verbreitet wurden – mahnen kritische Stimmen zu einem besonnenen Umgang mit den Statistiken und den daraus gezogenen Schlüssen. Albrecht Müller beispielsweise führt ins Feld, dass in den 50er Jahren sogar weniger Menschen in

(ganz) Deutschland lebten als dies nach der Voraussage im Jahr im Jahre 2050 der Fall sein würde (Müller 2004, 106). Günter und Vogelskamp weisen darauf hin, dass der Rückgang der Bevölkerungszahlen nicht nur negativ zu betrachten sei. Sie sehen insbesondere Chancen bei der Gestaltung des städtischen Lebens (Günter/Vogelskamp 2005).

Immer wieder wird in den Texten über die demografische Entwicklung der so genannte Altersquotient angeführt. In ihm wird das zahlenmäßige Verhältnis der über 60jährigen zu den 20-60jährigen dargestellt. Dieses Verhältnis wird sich nach den Prognosen deutlich verändern: Es wird in Zukunft wesentlich mehr Ältere geben. Bleibt die kritische Frage, warum bei der Berechnung des Altersquotienten die gleiche Grenzziehung der Alterslinien vorgenommen wird wie in den 50er Jahren? Dies kann auf keinen Fall mit dem Zeitpunkt des Ausscheidens aus der Erwerbsarbeit begründet werden. Schließlich sind laut 5.Altenbericht der Bundesregierung gegenwärtig nur noch 41 % der 55-64jähigen erwerbstätig. Die heute aus dem Berufsleben ausscheidenden Menschen sind – im Vergleich zu Rentnerinnen und Rentnern früherer Generationen – deutlich leistungsfähiger. Der Altersquotient spiegelt damit lediglich die Widersprüchlichkeit der altersbezogenen Prioritätensetzung einer privatwirtschaftlich strukturierten Erwerbsgesellschaft wider, die jahrzehntelang von der Politik finanziell gefördert wurde. Hinsichtlich des sozialen Lebens kommt dem Altersquotienten in dieser überkommenen Auffassung kaum noch Aussagekraft zu. Die heute 60jährigen unterscheiden sich – was ihre Lebenssituation, ihre Lebensgewohnheiten und ihre Befindlichkeiten betrifft – erheblich von Menschen, die vor 50 Jahren 60 Jahre alt waren. Auf diesem Hintergrund könnte eine Neufassung der Altersgrenze bedeutsam werden. Allein die Veränderung des Quotienten um 5 Jahre, also eine Grenzziehung bei 65 Jahren, würde zu einer völlig anderen, wesentlich weniger dramatisch anmutenden Darstellung führen.

Das Thema Alter hat unsere Gesellschaft immer schon beschäftigt. Neu sind die zu berücksichtigenden Risiken und Chancen der Altersentwicklung. Der 5.Altenbericht der Bundesregierung, 2006 im Internet veröffentlicht, stellt erstmalig die Potenziale älterer Menschen in den Mittelpunkt der Betrachtungen. In der Stellungnahme der Bundesregierung zu dem Bericht der Kommission wird in Hinblick auf die demografischen Prognosen zur Altersstruktur herausgestellt: »Die Potenziale älterer Menschen müssen daher deutlich stärker als bisher genutzt werden«. Dieser Perspektivenwechsel – von der einseitigen Ausrichtung auf die wachsende Hilfebedürftigkeit älterer Menschen hin zur Wahrnehmung ihres immensen Potenzials – liest sich auf der Folie des Rückbaus sozialstaatlicher Sicherung nicht durchgehend positiv. Er erfordert eine hohe Wachsamkeit bei allen Akteurinnen und Akteuren in diesem Prozess, denn es besteht die Gefahr, dass Menschen in der nachberuflichen Phase zu »Lückenbüßern« gemacht und über vielfältige Formen von

freiwilligem Engagement und Selbstorganisation für Aufgaben herangezogen werden, die langfristig bezahlte Arbeitsplätze gefährden.

Bei allen Vorbehalten gegenüber einer potenziellen Neu-Verpflichtung älterer Menschen und einem damit verbundenen Rückzug des Staates aus wichtigen gesellschaftlichen Aufgaben und Verantwortlichkeiten: Die neue Bedeutung, die den Älteren bei der Bewältigung gesellschaftlicher Aufgaben zugemessen wird, birgt deutliche Chancen – sowohl für die älter werdenden Menschen als auch für unser gesellschaftliches Miteinander. In einer Gesellschaft, in der ältere Menschen zahlenmäßig so stark vertreten sein werden, wie in keiner geschichtlichen Epoche zuvor, werden sie einen neuen Status haben und neue Rollen einnehmen. Auch nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben und nach der Erledigung der Familienarbeit werden sie noch viele Jahre für die Wahrnehmung wichtiger gesellschaftlicher Aufgaben gebraucht. Dieser Status war historisch gesehen immer nur einer kleinen privilegierten Gruppe vorbehalten und in erster Linie an die Zugehörigkeit zur bestimmenden gesellschaftlichen Klasse gebunden (de Beauvoir 2004, 709). Viele der so genannten ›jungen Alten‹ werden diesen neuen Status einfordern. Sie werden sich dafür stark machen, mehr Einfluss auf die inhaltliche Entwicklung von Gesellschaft nehmen zu können, zumal sie über die entsprechenden Voraussetzungen verfügen. Sie haben im Laufe ihres (Berufs-)Lebens Qualifikationen in vielen Bereichen erworben. Sie haben gelernt, ihre Interessen zu vertreten und sich für ihre Anliegen aktiv zu engagieren. Diese Erfahrungen bieten eine gute Ausgangsbasis für die Übernahme neuer gesellschaftlicher Verantwortungsrollen. Leopold Rosenmayr weist in seinem Alterswerk darauf hin, dass es für die »Selbstorganisation von Gruppen älterer Menschen« notwendig ist, von ihrer »Selbstwirksamkeit« überzeugt zu sein. Dies wird seiner Meinung nach für die »neuen Alten […] deutliche Lernprozesse erfordern«. Aber auch die gesellschaftlichen Entscheidungsinstanzen sind zum Umdenken aufgefordert, denn das Engagement dieser Gruppe ist nur dann mobilisierbar, wenn sie ihre neue Rollen und damit auch die Inhalte ihrer Aktivitäten als subjektiv mitbestimmt erleben (Rosenmayr 2007, 214f.).

Neue Entwicklungsaufgaben für die verlängerte Altersphase

Die neue junge Alters-Generation hat den Bildungsschub der 70er Jahre und die spannende Zeit von »Kultur für alle« erlebt, eine Zeit, in der Kultur noch eine Wirkungszuständigkeit für das Soziale hatte. In den 70er Jahren ist erstmalig von einer verlängerten Jugendphase, einer Zeit des Ausprobierens und des Sammelns von Erfahrungen die Rede, die dem Einstieg in das Berufsleben und der Phase der Familiengründung vorgelagert war. Während gegen-

wärtig das Paradox zu beobachten ist, dass die jüngsten Mitglieder unser Gesellschaft (also die, denen man eine ausgesprochen lange Lebenserwartung prognostiziert) für den Erwerb von wirtschaftlich verwertbarem Wissen »durch Kindheit und Jugend gehetzt« werden, scheint sich für die jungen Alten erneut eine Phase des Übergangs zu eröffnen. Im Vollbesitz von geistigen und körperlichen Fähigkeiten scheiden sie aus dem Beruf aus, viele unfreiwillig noch vor dem 55sten Lebensjahr. Diese können und wollen sich nicht mit den überkommenen Altersbildern anfreunden und wehren sich (rebellieren!) gegen die Übernahme traditioneller Rollenmuster. Analog zur verlängerten Jugendphase treten sie in eine ›verlängerte Phase des Alterns‹ ein, allerdings mit gänzlich anderen Entwicklungsaufgaben. Diese Phase bietet ihnen erneut die Möglichkeit – in relativ gesicherter finanzieller Situation – neue Altersbilder zu entwerfen, neue Lebenswege auszuprobieren, neue Verantwortungsrollen zu entwickeln und zu erproben, neue Aktionsfelder zu erschließen und innovative Entwicklungen anzustoßen. Interessanterweise lässt sich bei immer mehr jungen Alten eine zunehmende Abneigung gegen bestehende Strukturen und Organisationsformen erkennen, die viele von ihnen schon in ihrer Jugend- und Studentenzeit öffentlich wirksam zum Ausdruck gebracht haben. Wie in den 60er und 70er Jahren messen sie die Qualität von Aufgaben und Einrichtungen an den gewährten Partizipationsmöglichkeiten und Freiräumen zur Selbstgestaltung. Es zeichnet sich ab, dass sich die Situation von Menschen im nachberuflichen Leben bereits in 5 bis 10 Jahren erheblich verändern wird, dann nämlich, wenn immer mehr Menschen mit ›gebrochener‹ Erwerbs- und/oder Familienbiografie – möglicherweise immer später – in den Ruhestand gehen und vor völlig neue gesellschaftliche Herausforderungen zur Sicherung ihres Lebens im Alter gestellt werden.

All dies ist zu berücksichtigen, wenn im Folgenden die neuen Entwicklungen in der Seniorenarbeit und Seniorenkultur- und -bildungsarbeit beschrieben werden. Auch wenn sich die Vorzeichen für die Gestaltung des nachberuflichen Lebens schon bald wieder ändern werden: Vieles deutet darauf hin, dass in den nächsten Jahren entscheidende Weichenstellungen für das zukünftige Leben im Alter und das Miteinander der Generationen vorgenommen werden können.

Lernplattformen für Veränderungsprozesse

Immer mehr Menschen im nachberuflichen Leben nehmen die Herausforderungen an und beteiligen sich aktiv an der Entwicklung und Erprobung neuer Verantwortungsrollen für ältere Menschen. Hoch motiviert und mit außergewöhnlichem Ideenreichtum sind sie dabei, sich neue Aufgabenfelder zu erschließen und gesellschaftliche Veränderungsprozesse anzustoßen. Viele sind

bereit, Verantwortung zu übernehmen; allerdings wird ein freiwilliges Engagement an bestimmte, zum Teil klar ausformulierte Voraussetzungen geknüpft.

Einen immer höheren Stellenwert erhalten dabei die Bündelung der vorhandenen Ressourcen und das gemeinsame Lernen. Im Sinne des Konzeptes der Lernenden Organisation (Senge 2001) verstehen die Aktiven ihr bürgerschaftliches Engagement als gemeinsame Entwicklungs- und Lernprozesse. Die Lernprozesse sollen aber nicht zu einer Anhäufung von neuem Wissen führen, das ungenutzt bleibt, sondern nach außen sichtbar und wirksam werden. Sie sollen Veränderungsprozesse in Familie, Nachbarschaft und gesellschaftlichem Umfeld anstoßen und steuern. Für ihre von Gleichberechtigung geprägten Formen der Zusammenarbeit haben die Freiwilligen den Begriff »Lernplattform« eingeführt. Er beschreibt einerseits konkrete Zusammenkünfte, bei denen interdisziplinär, intergenerativ und interkulturell in Projekten und an Themen zusammen gearbeitet wird. Unter »Lernplattform« werden aber auch die als »blended learning«[1] beschriebenen internet-gestützten Kommunikations- und Arbeitsformen verstanden.

Die innovativen Ansätze der Senioren(kultur)- und Seniorenbildungsarbeit berücksichtigen die Erwartungen der neuen Altersgenerationen. Sie legen deshalb bei der Förderung des bürgerschaftlichen Engagements ein großes Gewicht auf den Aufbau von Strukturen für Selbsthilfe und Selbstorganisation und unterstützen die Freiwilligen, eigene Organisations- und Mitwirkungsformen für ihre Projekte zu finden. Außerdem wird in allen Programmen darauf geachtet, dass die Beteiligten die Chance erhalten, Neugelerntes und Neuentwickeltes umzusetzen, d.h. in selbst gewählten Praxisfeldern zu erproben. Das moderne bürgerschaftliche Engagement steht und fällt – soviel ist den Beteiligten klar – mit einer intelligenten, auf Dauer angelegten Vernetzung von Bildungseinrichtungen und konkreten Praxisfeldern in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen.

Das vorliegende Buch beschreibt am Beispiel »Keywork« die Wirkungsweise einer solchen Lernplattform und dokumentiert anhand von Beispielen aus der Praxis die Implementierung des Ansatzes in unterschiedliche Felder der sozialen und kulturellen Arbeit.

1 Blended Learning, auch als ›hybrides Lernen‹ bezeichnet, »ist ein Lehr-/Lernkonzept, das eine didaktisch sinnvolle Verknüpfung von Präsenzveranstaltungen von virtuellem Lernen auf der Basis neuer Informations- und Kommunikationsmedien vorsieht« (www.e-teaching.org, Stand 19.1.2007).

Keywork: Neue Verantwortungsrollen für Menschen im nachberuflichen Leben

Hauptamtliche und freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus verschiedenen Arbeitsbereichen, verschiedenen Städten und verschiedenen Ländern beschäftigen sich seit mehreren Jahren damit, neue Verantwortungsrollen und Aufgabenfelder zu entwickeln: für die Menschen im nachberuflichen Leben und für die, die sie in ihrem bürgerschaftlichen Engagement begleiten. Jetzt – nach mehr als 10 Jahren – hat sich aus diesem gemeinsamen Arbeitsansatz das Keywork-Konzept herauskristallisiert. Es bringt das integrierte Verständnis von Kultur und Sozialem zum Ausdruck. Vieles deutet darauf hin, dass Keywork die Antwort auf die Frage nach Alternativen zum klassischen Ehrenamt in der Senioren(kultur)arbeit ist.

»Keyworker«[2] sind – so wollen es die in diesem Bereich aktiven Menschen verstanden wissen – freiwillige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Überschneidungsbereich von Kultur- und Sozialarbeit. Vertraut mit sozialen *und* kulturellen Arbeitsfeldern wirken sie als Vermittlungspersonen zwischen den Bereichen. Sie schaffen Zugänge, öffnen Türen.

Keyworker stellen den Kontakt zwischen interessierten Bürgerinnen und Bürgern und hauptamtlichen Mitarbeitenden von Einrichtungen her; sie organisieren und begleiten einzelne Veranstaltungen und Veranstaltungsreihen und unterstützen die Fachleute, indem sie sich für Aufgaben zur Gestaltung des sozialen Kontextes mit verantwortlich fühlen.

Keyworker initiieren und begleiten Gruppen, die die Angebote der Kultureinrichtungen in die unterschiedlichen Lebensräume der Menschen tragen: in Altenheime, Begegnungsstätten, Jugendeinrichtungen, aber auch in Haushalte von Menschen, die ihre Wohnung nicht ohne fremde Hilfe verlassen können. Ein Beispiel ist das Projekt »Kultur auf Rädern«, bei dem speziell qualifizierte Freiwillige mobile Kulturangebote zu alten Menschen bringen.

Keyworker organisieren außerdem Veranstaltungen, mit denen sie neue Zielgruppen oder Einzelpersonen an bestimmte Themen aus dem Kultur- oder Sozialbereich heranführen. Dabei suchen sie die Menschen in ihren alltäglichen Bezügen auf und unterstützen sie dabei, sich unvertraute, neue Orte der Begegnung zu erschließen. Sie ermutigen bildungsungewohnte Menschen, sich mit Kulturthemen zu beschäftigen, wobei sie u.a. auf Methoden der Biografiearbeit zurückgreifen. Darüber hinaus ist es ihnen ein Anliegen, Menschen, die mit Kulturangeboten vertraut sind, neue Interessengebiete und Kultursparten sowie Möglichkeiten zur Vertiefung von (Lebens-)Themen aufzuzeigen und Kontakte zu anderen Kulturinteressierten herzustellen. Wichtiger

2 Die Definition orientiert sich an der Darstellung von Stöger und Stannett (2001); vgl. hierzu auch die Ausführungen von Roman Schanner in Kapitel 1 (Was ist Keywork?)

Bestandteil ihrer Arbeit ist, älter werdende Menschen zu motivieren, sich – unter dem Aspekt der sozialen und kulturellen Vorsorge – beizeiten in stadtteilnahe, soziale Netze einzubinden und sich in ihrem Lebensumfeld bürgerschaftlich zu engagieren. Die Erfahrungen mit dem Keywork-Konzept zeigen, dass Menschen im nachberuflichen Leben immer mehr zu »Schlüsselfiguren« in sozialen und kulturellen Veränderungsprozessen werden. Sie erschließen sich und anderen Entwicklungsräume, sie vernetzen Akteurinnen und Akteure aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern, sie sorgen für die Entwicklung von Modellprojekten, übernehmen Verantwortung für die Umsetzung ihrer Projektideen, sie überzeugen Verantwortungsträger und Verantwortungsträgerinnen und sorgen – ganz im Sinne des Nachhaltigkeitsgedanken für Modelltransfer und Öffentlichkeitsarbeit.

Vom klassischen Ehrenamt zum Keywork

In dieser Veröffentlichung wird der Versuch unternommen, den überaus komplexen Lern- und Entwicklungsprozess nachzuzeichnen: von den klassischen Formen des bürgerschaftlichen (ehrenamtlichen) Engagements über die Netzwerkarbeit zum Keywork. Die Entwicklung erfolgte in einem immer dichter werdenden Netzwerk von Menschen und Einrichtungen. Es sind dabei unterschiedliche, manchmal sehr ungewöhnliche Kooperationsformen zustande gekommen. Einige Kooperationen sind nur für einen kurzen Zeitraum eingegangen worden, die meisten haben feste Formen der Zusammenarbeit begründet.

»Es darf dabei nicht übersehen werden, dass diese vielfältigen Formen der Umsetzung von Keywork nur dadurch möglich geworden sind, weil Menschen bereit waren, aus ihren institutionellen Positionen heraus förderliche Rahmenbedingungen zu schaffen. Peter Fettweis vom heutigen Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration in NRW hat bereits sehr früh die Bedeutung innovativer Ansätze erkannt und zu Zeiten den Mut gehabt, diese unterstützen und zu fördern, als deren Erfolg noch nicht absehbar waren. Verantwortliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonie in Düsseldorf, hier ist vor allem Christa Stelling, ehemalige Leiterin der Abteilung Leben im Alter, zu nennen, haben mit ihrer Unterstützung der Düsseldorfer Senioren Netzwerke die Grundlagen für neue Ansätze im Bürgerschaftlichen Engagement gelegt. Gerrit Heetderks, Leiter des Evangelischen Erwachsenenbildungwerks Nordrhein, schaffte die institutionellen Rahmenbedingungen für neue Projektansätze in der Bildungsarbeit mit Älteren. Und Prof. Dr. Veronika Fischer von der Fachschule Düsseldorf begleitete aus ihrer wissenschaftlichen Profession heraus eine große Strecke des Wegs die Umsetzung dieser neuen Ansätze.«

Uns ist wichtig, dass in dieser Veröffentlichung alle am Prozess beteiligten Personen und Gruppen die Möglichkeit erhalten, ihre Zugänge und Beiträge in diesem Prozess *aus ihrer Sicht* zu beschreiben, obwohl es dabei auch zu Überschneidungen kommt. Diese verdeutlichen, dass es Überschneidungen in der Arbeit gegeben hat. Und sie machen deutlich, was in den Überschneidungsbereichen passierte.

Zu den einzelnen Beiträgen

Der Name »Keywork« ist über Wien nach Düsseldorf gekommen. Beate Hartmann, Kulturvermittlerin am Museum für Moderne Kunst in Wien, hat – ganz im Sinne von Keywork – mit viel persönlichem Engagement den Kontakt zwischen KulturKontaktAustria in Wien und der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit in Düsseldorf hergestellt. Auf einer Fachtagung im Oktober 2004 präsentierte Karin Nell im Museumsquartier in Wien die innovativen Fortbildungskonzepte, die im Rahmen der Netzwerkarbeit in Düsseldorf entstanden sind und lernte von Gabriele Stöger, Franjo Steiner und Roman Schanner die in Österreich entwickelten Konzepte von »Kulturvermittlung und Partizipation« kennen. Bei einem Gegenbesuch 2005 in Düsseldorf stellten dann Roman Schanner und Franjo Steiner, Berater für Kulturvermittlung bei KulturKontaktAustria, gemeinsam mit Mitarbeitenden aus Wiener Pensionistenhäusern und anderen Kulturvermittlerinnen und Kulturvermittlern, den in Wien praktizierten Keywork-Ansatz vor. Gastgeber waren damals die Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit und das Theatermuseum in Düsseldorf; zu den Gästen gehörten viele Mitarbeitende aus sozialen und kulturellen Einrichtungen. Bei diesem Austausch wurde – trotz anfänglicher Vorbehalte von Düsseldorfer Fachleuten aus dem Kulturbereich – die Zusammenarbeit im Rahmen einer gemeinsamen Lernplattform beschlossen.

Im ersten Kapitel »Theoretische Grundlagen des Keywork-Ansatzes« wird *Roman Schanner* in seinem Beitrag »Was ist Keywork?« eine Einführung in das Thema geben, die Ursprünge des Keywork-Ansatzes in Wien beleuchten und den weiteren Entwicklungsprozess in Österreich beschreiben. Die Fachhochschule Düsseldorf, insbesondere der Fachbereich »Sozial- und Kulturwissenschaften« war von Anfang an in vielfältiger Weise als Kooperationspartner in die Entwicklung einbezogen. In zahlreichen Seminar- und Diplomarbeiten wurden Praxisfelder von Keywork dokumentiert und reflektiert. *Reinhold Knopp*, hauptamtlich Lehrender an diesem Fachbereich und vorher langjähriger Leiter des Düsseldorfer Kulturzentrums zakk, hat nachdrücklich auf die wachsende Kluft zwischen Theorie und Praxis im Bereich des bürgerschaftlichen Engagements an der Schnittstelle von Kultur und Sozialem hingewiesen. In seinem Beitrag kommt er zu dem Schluss, dass die gegenwärtige

Phase des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses eine Widerständigkeit erfordert, die »kulturelle Kompetenz« voraussetzt. Hierfür ist ein ganzheitliches Verständnis von Bildung und Bildungsarbeit bedeutsam, das über die Verwertbarkeit von Wissen hinausreicht. Sabine Sautter ist Bildungsreferentin des Ev. Bildungswerk in München. Seit Jahren besteht eine enge Verbindung ihrer Einrichtung zum Ev. Erwachsenenbildungswerk Nordrhein. *Sabine Sautter*, Spezialistin für Biografiearbeit, war eine der ersten, die das in Düsseldorf entwickelte Programm Kulturführerschein® übernommen und auf die Bedingungen der Stadt München übertragen hat. Da sie über langjährige Erfahrungen im Bereich der Erwachsenenbildung verfügt – sie hat im Rahmen ihrer Arbeit eine Vielzahl innovativer Projekte für die Bildungsarbeit mit älteren Menschen entwickelt – waren ihre Rückmeldungen beim Modelltransfer von großer Bedeutung für die Weiterentwicklung des ›Prototyp-Kulturführerschein®‹. In ihrem Beitrag sieht sie aus der Sicht der Erwachsenenbildung auf das Thema »Bürgerschaftliches Engagement in der zweiten Lebenshälfte« und beschreibt ihre Erfahrungen an der Schnittstelle von Sozialem und Kultur.

Im zweiten Kapital »Keywork in der Praxis« werden innovative Fortbildungskonzepte sowie acht innovative Projekte aus der Keywork-Szene in Düsseldorf vorgestellt. *Karin Nell* und *Ute Frank* arbeiten seit 1998 zusammen. Sie waren zunächst in der Netzwerk-Werstatt tätig, sind dann zur Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit an das Ev. Erwachsenenbildungswerk Nordrhein gewechselt und seither auch für die Qualifizierungen im EFI-Prgramm Nordrhein-Westfalen (Erfahrungswissen für Initiativen) zuständig. Beide haben ihre Wurzeln in der kulturellen *und* in der sozialen Arbeit. Gemeinsam haben sie eine Vielzahl von Fortbildungskonzepten für die Förderung von Selbsthilfe und Selbstorganisation im Bereich der gemeinwesenorientierten Seniorenarbeit entwickelt. Im Artikel »Keywork-Lernen« gehen sie auf die Grundsätze ihrer Fortbildungsarbeit ein und beschreiben vier Konzepte, die sich als geeignete Qualifizierungsprogramme für angehende Keyworker erwiesen haben (Kulturführerschein®, Kulturführerschein® Wohnen, Soziales Inszenieren und EFI-Programm). *Ute Frank* beschreibt das Projekt »Kultur auf Rädern«, das als eines der ersten Praxisprojekte aus dem Fortbildungsprogramm Kulturführerschein® hervorgegangen ist. Dem Ev. Erwachsenenbildungswerk Nordrhein ist es gelungen, das museum kunst palast in Düsseldorf als Kooperationspartner für Keywork zu gewinnen. Hierbei war die Vermittlung von Reinhold Knopp in seiner Rolle als Moderator der NRW-Initiative »mehrkultur 55+« von großem Vorteil. *Silvia Neysters*, Leiterin der Abteilung Museumspädagogik, und ihre beiden Kolleginnen, Angelika von Tomaszewski und Birgit van de Water, haben gemeinsam mit Ute Frank und Karin Nell das erste »echte« Keywork-Seminar in Düsseldorf entwickelt und erprobt. Erstmals wurde eine Stellenbeschreibung für Keyworker verfasst.

Das Interesse an Keywork war so groß, dass für die mehr als 60 Interessierten, die durch Berichte in der Lokalpresse auf das Progamm aufmerksam wurden, zwei Parallelveranstaltungen angeboten werden mussten. Silvia Nysters beschreibt in ihrem Beitrag »Keywork im museum kunst palast« das Keywork-Programm vor dem Hintergrund innovativer Ansätze in der Museumsarbeit. Beim ersten Keywork-Seminar im museum kunst palast wurde von einer kleinen Arbeitsgruppe die Idee der Keywork-Ateliers geboren. *Uscha Urbainski*, freischaffende Künstlerin, stellte daraufhin ihr Atelier in der Kunstschule WERKSETZEN im Düsseldorfer Stadtteil Düsseltal für das Keywork-Programm zur Verfügung. Eine Gruppe von freiwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern verschiedener Selbsthilfeprojekte erhielt so die Möglichkeit, sich an einem inspirierenden Ort zu treffen und sich für ihre kreativen Aufgaben in unterschiedlichen sozialen und kulturellen Projekten zu qualifizieren. In enger Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Erwachsenenbildungswerk Nordrhein und dem museum kunst palast wurden erste Seminare und Workshops rund um aktuelle Ausstellungen des Museums angeboten (ZERO, Caravaggio). Die Freiwilligen, überwiegend Menschen im nachberuflichen Leben, unterstützen die Künstlerin seither auch bei Kunstprojekten in verschiedenen Düsseldorfer Schulen. Das zweite Keywork-Atelier wird von *Anne Mommertz*, ebenfalls freischaffende Künstlerin aus Düsseldorf, geleitet. Dieses Atelier ist an das Kulturzentrum der Generationen angedockt und inzwischen in einem Baucontainer auf dem Gelände des Jungen Schauspielhauses untergebracht. In enger Zusammenarbeit mit Keyworkern des Kulturzentrums werden künstlerische Projekte mit benachteiligten Kindern und Jugendlichen aus dem Stadtteil Rath entwickelt und umgesetzt. Uscha Urbainski und Anne Mommertz beschreiben in den Beiträgen »Keywork-Atelier im Stadtteil« und »Kunst und soziale Verantwortung. Keywork in der Arbeit mit benachteiligten Kindern und Jugendlichen« ihre Erfahrungen als Künstlerinnen im Keywork-Programm. *Maria Schleiner*, Professorin an der Fachhochschule Düsseldorf im Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, hat sich mit ihren Studentinnen und Studenten ausführlich mit dem Keywork-Ansatz beschäftigt. In ihrem Beitrag »Keywork in der Kunstpädagogik der Sozialen Arbeit« stellt sie das Koffer-Projekt zur ZERO-Ausstellung vor. Es wurde in enger Zusammenarbeit mit dem museum kunst palast realisiert. *Günter Friedeler* ist einer der so genannten seniorTrainer. Der pensionierte Betriebswirt hat am bundesweiten EFI-Programm (Erfahrungswissen für Initiativen) teilgenommen und gemeinsam mit vielen anderen Freiwilligen innovative Projekte des bürgerschaftlichen Engagements angestoßen und umgesetzt. In dieser Veröffentlichung stellt er eines der zurzeit stark beachteten EFI-Projekte in NRW vor: das Kulturzentrum der Generationen am Jungen Schauspielhaus in Düsseldorf. Inge Gößling und Petra Wienß, die bereits als Studentinnen der Fachhochschule Düsseldorf an der Entwicklung innovativer Konzepte mitge-

wirkt und später an der ersten Kulturführerschein®-Multiplikatorenschulung teilgenommen haben, stellen zwei Konzepte für die kulturelle Arbeit mit älteren und hochbetagten Menschen in der gemeinwesenorientierten Altenarbeit vor. Als hauptamtliche Mitarbeiterin der Diakonie in Düsseldorf hat *Inge Gößling* das erste Kultur-Netzwerk im Stadtteil Düsseldorf-Gerresheim gegründet, eine Anlaufstelle für Menschen im nachberuflichen Leben, die Kulturarbeit und kreatives Gestalten in den Mittelpunkt ihres bürgerschaftlichen Engagements gestellt haben. Gemeinsam mit *Renate Jastrzembski* hat sie das Projekt »Kunstspuren« entwickelt. Das Kultur-Netzwerk ist vor allem durch Projekte zur Förderung des Generationen übergreifenden Miteinanders in der Öffentlichkeit und in Fachkreisen bekannt geworden. *Petra Wienß* beschreibt den Kulturführerschein®-Demenz, den sie gemeinsam mit Inge Gößling zu einer bekannten »Marke« entwickelt hat. Es handelt sich hierbei um ein Fortbildungskonzept, das neue Formen des bürgerschaftlichen Engagements in die Arbeit mit Demenzkranken und ihren pflegenden Angehörigen eingeführt hat.

Kapital 3 widmet sich dem Thema »Keywork und Stadtteilarbeit«. *Gaby Grimm* und *Reinhold Knopp* stellen das Konzept Wohnquartier[4] vor und gehen dabei insbesondere auf die Notwendigkeit einer aktiven Gestaltung von Entwicklungsprozessen in Form von Quartiermanagement ein. Sie beschreiben die Chancen, die sich bei Einbeziehung des Faktors Bildung, Kunst und Kultur in zukünftige Gestaltungsprozesse bieten. Zum Abschluss stellt *Heike Schwalm*, Architektin und Mitarbeiterin beim Stadtplanungsamt der Stadt Düsseldorf, das Düsseldorfer PLATZDA! –Programm vor. Wie kein anderes Programm hat PLATZDA! den Bürgerinnen und Bürgern in allen Düsseldorfer Stadtteilen einen Eindruck von den Möglichkeiten vernetzender Arbeit vermittelt und die neuen Verantwortungsrollen der Keyworker erlebbar gemacht.

Wenn hier auch zentrale Aspekte und wichtige Akteurinnen und Akteure von Keywork präsentiert werden, so müssen viele andere Aspekte vernachlässigt werden und viele Beteiligte an dieser Stelle ungenannt bleiben. Sie finden sich aber in den Veröffentlichungen wieder (Büchern, Projektbeschreibungen, Diplomarbeiten und Aufsätzen), auf die in den einzelnen Beiträgen hingewiesen wird. Deutlich wird: Keywork ist noch eine Baustelle. Das Entwicklungsprogramm kann noch Mitstreiterinnen und Mitstreiter auf allen Ebenen gebrauchen.

Zu danken ist allen, die bisher mitgewirkt haben und die – weil sie jetzt vielleicht Lust bekommen haben – in Zukunft an der Weiterentwicklung des Keywork-Ansatzes mitwirken werden.

Literatur

Butterwegge, Christoph (2005): Krise und Zukunft des Sozialstaates, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

De Beauvoir, Simone (2004): Das Alter, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Günter, Roland/Vogelskamp, Stephan Alexander (2005): Das süße Leben. Der neue Blick auf das Alter und die Chancen schrumpfender Städte, Essen: Klartextverlag.

Müller, Albrecht (2005): Die Reformlüge, München: Knaur Taschenbuch Verlag.

Rosenmayr, Leopold (2007): Schöpferisch Altern. Eine Philosophie des Lebens, Wien: Lit Verlag.

Senge, Peter M. (2001): Die fünfte Disziplin. Kunst und Praxis der lernenden Organisation, Stuttgart: Klett-Cotta.

Stöger, Gabriele/Stannett, Anette (2001): Was ist ein Keyworker? In: Büro für Kulturvermittlung, Wien, Österreich (Hg.) (2001): Museen, Keyworker und Lebensbegleitendes Lernen: Erfahrungen in 5 Ländern. Büro für Kulturvermittlung Wien.

Theoretische Grundlagen

Was ist Keywork? – Eine Einführung

ROMAN SCHANNER

Allgemeine Einleitung

Den Kulturinstitutionen weht ein rauer, marktwirtschaftlicher Wind entgegen. Sie sehen sich vermehrt starker Konkurrenz ausgesetzt, ein Ranking jagt das andere, und was dabei zählt, ist oft einzig und allein die allgegenwärtige Dominanz der (BesucherInnen-)Quote. Um in diesem Klima zu bestehen, wird auf »Events« gesetzt. In »langen Nächten« werden die Massen in die Institutionen gekarrt; und wer davon noch nicht genug hat, kann sich bei Lese- und sonstigen »Marathons« endgültig kulturell verausgaben. Allein: auch damit werden nur die immer gleichen Besucherschichten angesprochen. Besonders drastisch zeigt sich dies in der Museumslandschaft. In Österreich gibt es mehr als 1700 derartige (Bildungs-)Einrichtungen. Und obwohl darin fast alle Lebensbereiche aufbereitet und zur persönlichen Auseinandersetzung angeboten sind, waren über 75 % der ÖsterreicherInnen in ihrem ganzen Leben noch nie in einem Museum (Hoffer/Stach: 2003). Am mangelnden Angebot kann es bei dieser Dichte wohl nicht liegen. Viel mehr weist dieses Faktum auf Defizite in der Kommunikationsarbeit der Museen hin.

Allen Events zum Trotz fühlt sich ein Großteil der BürgerInnen von diesen, aus ihren Steuermitteln mitfinanzierten, Einrichtungen nicht angesprochen. Ganz besonders trifft dies auf Menschen mit geringerem Bildungsniveau zu. Wie alle diesbezüglichen Erhebungen zum Kultur- und Freizeitverhalten der österreichischen Bevölkerung zeigen (Stöger 2005: 17ff), sinkt der Anteil unter den BesucherInnen von Akademikern bis hin zu Menschen mit Pflichtschulabschluss kontinuierlich, hängt der Zugang zu Kulturinstitutionen also untrennbar mit der Grad der Schulbildung zusammen. »In diesem Zusammenhang meinte Pierre Bourdieu, dass die genussvolle Aneignung von Kunstwerken zum Habitus von Menschen mit höherer Bildung gehöre. Wäh-

rend ein bildungsmäßiger Vorsprung ein Gefühl der Zugehörigkeit verschaffe, entstehe in den Museen bei BesucherInnen mit geringer Bildung ein Gefühl des Ausgeschlossenseins. Zum Ausgleich von Defiziten bedarf es gezielter Maßnahmen der Bildungsförderung und Kulturvermittlung.« (Stöger 2005: 18) Die Kommunikationsarbeit der Museen sollte sich also verstärkt den ausgeschlossenen Bevölkerungsgruppen zuwenden, es müssten Mittel zur Entwicklung von speziellen Angeboten bereit- und Personal für diese Arbeit mit den neu zu gewinnenden »KundInnen« angestellt werden – ein Anspruch, den viele Museen (wie auch andere Kulturinstitutionen) noch nicht erfüllen können.

Dies liegt wohl auch daran, dass in manchen Museen die »Kulturvermittlung« genannte Besucherkommunikationsarbeit immer noch als lästige Pflicht angesehen wird. Da hat das dafür geschulte und professionell agierende Personal oft nicht mal ein eigenes Büro, geschweige denn Arbeitsräume für die Projektarbeit, geordnete Arbeitsverhältnisse in Form von Anstellungen findet meist nur die Leitungsperson vor, der Rest der VermittlerInnen kämpft sich als »neue/r Selbstständige/r« von Einzelauftrag zu Einzelauftrag; und muss sich schlussendlich auch noch ständig für die eigene Existenz rechtfertigen (denn, so ein oft verwendetes Argument: »Das bisschen Erklären könnten doch auch gleich die Aufseher mit erledigen[…]«). Zusätzlich haben viele kleinere und oft ehrenamtlich betreute Museen auch nicht einmal das (finanzielle) Potenzial, sich SpezialistInnen für den Umgang mit ihren »KundInnen« zu leisten, geschweige denn Sonderprogramme anzubieten.

Diese Defizite sind aber meist nicht hausgemacht. Kulturelle Institutionen sind größtenteils von öffentlichen Finanzierungsquellen und damit auch von der Haltung der jeweiligen politischen Verantwortungsträger abhängig. In Zeiten, in denen die Sparstifte regieren, werden »messbare Erfolge« in Form von hohen BesucherInnenzahlen und damit verbundenen Einnahmen gefordert, werden Institutionen finanziell kurz gehalten und damit unter Druck gesetzt. Doch »nicht alles, was viel Publikum anzieht, ist auch gut im Sinne des Informations- und Bildungsauftrages, dem Museen sich verpflichtet haben«, wie Museumsvertreter in einer Resolution zu einem differenzierteren Umgang mit Besucherzahlen betonen (Deutscher Museumsbund 2005); und so den Druck aus der Debatte nehmen wollen: Die Bemühungen um Qualität müssten vor einfachen Zahlenspielchen stehen.

All diesen Schwierigkeiten zum Trotz wurden gerade im Bereich der Kulturvermittlung in den letzten Jahren qualitätsvolle Ansätze entwickelt, die auch BesucherInnengruppen abseits des ohnehin treuen Stammpublikums anzusprechen vermögen. Die hier zu beschreibende Methode »Keywork« gibt dafür eine Zielrichtung vor und trägt das Potenzial in sich, auch für andere Kulturinstitutionen beispielgebend zu sein. Das »Rezept«: professionelle Ressourcen in den Institutionen mit ehrenamtlichem Engagement von Vertre-

terInnen der zu gewinnenden Zielgruppe zu bündeln; allerdings ohne damit eine Konkurrenzsituation zu schaffen, in der sich die beruflich Tätigen der Gefahr ausgesetzt sehen, durch die freiwilligen MitarbeiterInnen verdrängt zu werden. Denn deren Engagement muss erst einmal gewonnen und dann auch professionell unterstützt werden – und dazu braucht es die KulturvermittlerInnen.

Mit der »Keywork-Arbeit« beschreiten Kulturinstitutionen einen partnerschaftlichen Weg in der BesucherInnen-Kommunikation, durch den auch Menschen ohne selbstverständlichen Zugang die Angebote von Kultureinrichtungen wahrnehmen und an diesen Ausprägungen des kulturellen Zusammenlebens aktiv teilhaben können. Die damit eingeleiteten, kulturellen Bildungsprozesse bieten die Chance, dass auch bis dato institutionsferne Menschen diese Einrichtungen als das nutzen, was sie in unserer Wissensgesellschaft sein könnten: Katalysatoren für ein lebensbegleitendes Lernen – mit stetig wachsendem Publikum, auch ohne schrille Großevents.

Kulturvermittlung und Partizipation

Der Begriff der »Kulturvermittlung« hat sich in Österreich in den letzten 15 Jahren zuerst als Synonym für strukturierte Kommunikationsarbeit mit MuseumsbesucherInnen etabliert, um nunmehr auch in anderen kulturellen Feldern für professionell gestaltete Kommunikationsprozesse mit und zwischen verschiedenen sozialen Gruppen zu stehen. Unter »Partizipation« wird im Berufsfeld Kulturvermittlung mehr als nur die »Beteiligung an oder die Nutzung von gesellschaftlichen Gütern wie Wissen, Kultur oder Besitz« verstanden. Es handelt sich vielmehr um die »aktive Mitwirkung an gesellschaftlichen Prozessen«, in diesem Fall um die aktive Mitwirkung an kulturellen Prozessen (Ehmayer 2002: 37).

Die Arbeitsweise in der »Kulturvermittlung« basiert demnach auf folgenden Grundprinzipien:

- Herstellen eines Dialogs auf »gleicher Augenhöhe« (jeder Mensch ist gleichberechtigter Experte für sein eigenes Lebensumfeld und somit seiner Lebenskultur)
- dieser Dialog wird meist durch eine Auseinandersetzung mit künstlerischen Äußerungen initiiert
- gearbeitet wird in Kleingruppen und aktionsorientiert
- Partizipation ist Ziel wie auch Methode
- dabei gezielt eingesetzte Impulse zu kultureller Eigenaktivität ebnen den Weg zur Wahrnehmung von Teilhabemöglichkeiten

Derartig gestaltete Programme werden in Museen und Ausstellungen mit diversen Zielgruppen, hauptsächlich jedoch mit Kindern und Jugendlichen, erfolgreich angewendet: sie aktivieren Kommunikation über die kulturellen Eigenheiten der beteiligten soziokulturellen Gruppen. Damit wird eine Sensibilisierung für die eigene Situation bewirkt, die das Finden von persönlichen Zugängen ermöglicht. Und: dieser emanzipatorische Prozess leistet die Vorarbeit für das Inanspruchnehmen von Partizipationschancen in Institutionen. Es besteht ein »untrennbarer Zusammenhang zwischen Kulturvermittlung und Partizipation […], der sich sowohl im theoretischen Anspruch als auch in der konkreten Vermittlungs- bzw. Projektarbeit widerspiegelt.« (Ehmayer 2002: 5) Die in den letzten Jahren auf europäischer Ebene reüssierende Methode »Keywork« (Stannet/Stöger 2001) – als eine der höchsten Formen an Mitgestaltungsmöglichkeit – steht hier im Mittelpunkt.

Was ist »Keywork«?

Der »Keywork-Ansatz« wurde im Bereich der Museen und Ausstellungen erstmals entwickelt und erprobt. Der Hintergrund: um Museen auch für diejenigen Personengruppen zu öffnen, die Angebote der Museen noch nicht nützen, bedarf es innovativer, neuer Kommunikationsformen mit diesen Zielgruppen. Ziel dieser Projektarbeit ist es, mit diesen Personengruppen dauerhafte Kontakte aufzubauen, um die Bildungs-Ressourcen der Museen diesen Personengruppen zugänglich zu machen.

Als zielführend hat sich dabei die Arbeit mit Keyworkern[1] (übersetzbar mit »Kontaktpersonen«) erwiesen. »Keyworker sind beruflich oder ehrenamtlich tätige Personen, die nicht in den Museen beschäftigt sind, und als VermittlerInnen zwischen der Institution Museum und einem breiten, repräsentativen, potentiellen Zielpublikum (Erwachsene und Jugendliche) agieren« (Stannett/Stöger 2001: 11). Diese aus den Anfängen der Keyworkarbeit Ende der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts kommende Definition wird in Österreich mittlerweile differenzierter betrachtet. Es ist demnach nochmals zu unterscheiden, ob jemand in ihrer/seiner beruflichen Funktion für eine Zielgruppe (JugendarbeiterIn für sozial auffällige Jugendliche) oder selbst als VertreterIn dieser Gruppe (etwa Schlosserlehrling für andere Schlosserlehrlinge) als Keyworker agiert. In ersterem Fall ist wohl eher von »MuliplikatorInnen« zu sprechen, die sozusagen als MittlerInnen zwischen Institution und Zielgruppe wirken. Ein Keyworker im engsten Sinn der Definition hingegen sollte optimalerweise selbst Mitglied einer als Zielgruppe zu gewinnenden, sozialen

1 Anm.: Die Bezeichnung »Keyworker« wird hier und in der Folge, da aus dem Englischen kommend, geschlechtsneutral eingesetzt und impliziert sowohl die weibliche wie auch die männliche Form.

Gruppe sein. Charakteristisch für die Arbeit der Keyworker ist jedenfalls, dass sie professionelle Voraussetzungen (Wissen und Kenntnis der Museumsarbeit) mit der »Verankerung« in einer spezifischen Personengruppe verknüpfen (Stannett/Stöger 2001: 8). Sie besitzen sozusagen den »Schlüssel«, um ihrem eigenen sozialen Umfeld in adäquater »Sprache« und Form museale Inhalte zugänglich zu machen.

Wie kommen VertreterInnen einer Gruppe, die bis dato keinen eigenen Zugang zu den Inhalten von Kulturinstitutionen finden konnte – seien es SeniorInnen mit geringem Einkommen, Bedienstete der Verkehrsbetriebe (die zwar alltäglich an diesem Einrichtungen vorbeifahren, aber nicht wissen, was sich darin befindet), oder Menschen mit Behinderungen – nun zu diesem »Schlüssel«? Sie müssen in einem ersten Schritt mit dem Museum, seinen Inhalten, aber auch mit den bestehenden Aktivitäten und Methoden in der Kommunikationsarbeit vertraut gemacht werden. Dazu entwickeln die dort tätigen KulturvermittlerInnen, meist in enger Zusammenarbeit mit einer der Zielgruppe verbundenen (Sozial-)Einrichtung, ein eigenes Programmangebot. Dieses bietet an mehreren Terminen und unter Einsatz der methodischen Herangehensweise in der Kulturvermittlung ein Herstellen von persönlichen, inhaltlichen Bezügen wie auch einen Blick »hinter die Kulissen« der Institution. Dies führt im Idealfall bei den Beteiligten – durch erlebten Respekt und entgegengebrachtes Interesse – auch zu einem »sozialen Wohlfühlen« in der Institution, oder neudeutsch: »gelebter social wellness«. Das Museum ist von einem fremden, unbekannten Ort zu einem eigenen, auch den persönlichen Interessen dienenden Ort geworden; und bei vielen der TeilnehmerInnen entsteht so der Wunsch, das selbst erlebte auch an andere in ihrem sozialen Umfeld weiter zu geben – eben Keyworker zu werden.

Dieses Engagement als Keyworker kann dann in weiterer Folge so vielfältig gestaltet sein, wie es die stufenförmigen Möglichkeiten an Partizipation (Ehmayer 2005: 92ff) vorgeben: vom regelmäßig »Informiert werden« und einer zielgruppenadäquaten Weitergabe dieser Neuigkeiten aus der Institution über ein »Mit-Reden« oder gar »Mit-Gestalten« bei der Entwicklung von neuen, zielgruppenspezifischen Angeboten hin zum »Mit-Entscheiden« bei gestalterischen Fragen in der Institution (aus dem Blickwinkel der Bedürfnisse der Zielgruppe) bis zum »Selbst-Gestalten«, etwa in Form von durch Keyworker selbst kuratierten Ausstellungen.

Wie bei jedem ehrenamtlichen Engagement ist auch hier besonders wichtig, dass die Keyworker bei ihrer Arbeit von den professionell in der Institution agierenden Menschen bestmöglich unterstützt und beraten werden. Diese Zusammenarbeit und der damit einhergehende, wechselseitige Erfahrungsaustausch stellen außerdem sicher, dass die von den Keyworkern kommenden Impulse in der alltäglichen Bildungsarbeit der Museen auch dauerhafte Spuren hinterlassen.

»Keywork-Arbeit« ist somit Kulturvermittlungsarbeit, die es schafft, Anknüpfungspunkte zwischen den spezifischen Lebenswelten von Personengruppen und den Museen herzustellen und Impulse für nachhaltige, reflexive Lernprozesse zu geben. Mit diesen Qualitäten ausgestattet empfiehlt sich die »Keywork-Methode« als auch für andere kulturelle Sparten adaptier- und anwendbares Werkzeug im Umgang mit »new audiences«.[2]

Wie kam es dazu?

Es gibt Menschen, die mit Museen nichts anfangen können, weil das, was dort erzählt wird, auf den ersten Blick nichts mit ihrer Geschichte und ihren Erfahrungen zu tun hat, weil sie sich ausgeschlossen fühlen (oder tatsächlich ausgeschlossen werden). Von deren Wissen, Fragen und Zweifeln können MuseumsmitarbeiterInnen eine Menge lernen, meinten die Partner des EU-Projekts »Museums, Keyworker und Lebensbegleitendes Lernen« (Stannett/Stöger 2001). Zwischen 1998 und 2001 arbeiteten daher Einrichtungen in Irland, Portugal, Österreich, Schweden und Großbritannien zusammen, um diesen Ansatz zu präzisieren: das 150 Jahre alte Victoria and Albert Museum in London, eines der bedeutendsten Museen der Welt für angewandte Kunst, das Irish Museum of Modern Art (IMMA), gegründet 1991, und das Stadtmuseum von Vila Franca de Xira außerhalb Lissabons, das Ein-Frau-Unternehmen »Stockholm Education« in Schweden und das »Büro für Kulturvermittlung« in Österreich. Ziel dieser Kooperation war es herauszufinden, wie Museen für »lebensbegleitendes Lernen« genutzt werden und wie sie Zugang zu Bevölkerungsgruppen finden können, die bisher kaum Beachtung fanden. Die Rolle von Keyworkern wurde analysiert und in fünf Ländern erfolgreich erprobt. Alle Praxisbeispiele zeigten, dass die neu gewonnenen BesucherInnen wie auch die Museen selbst eine ganze Menge dadurch lernten, dass sie sich zuversichtlich auf einander einließen, obwohl sie damit oft sehr unbekanntes Terrain betraten.

Menschen lernen ein ganzes Leben lang. Nicht immer durch LehrerInnen oder Bücher, sondern indem sie Erfahrungen machen. Häufig sind es Freunde, Familienmitglieder oder KollegInnen, die dazu animieren, sich Fertigkeiten anzueignen und Wissen zu erwerben. Die Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen, führt zu Veränderungen und Entwicklungen und erzeugt den Wunsch, mehr zu lernen. Wie können Museen mit ihrem reichen Potential Menschen dazu motivieren, ihre Kenntnisse zu erweitern, neue Interessensgebiete zu entdecken und ein höheres Selbstbewusstsein zu erlangen?

2 Anm.: englische Bezeichnung für Zielgruppen, die bis dato keinen Zugang zu Kulturinstitutionen gefunden haben, vgl. auch »new audience«-Programm des »arts council«/GB, www.newaudiences.org.uk

In Dublin arbeitet das Irish Museum of Modern Art seit mehreren Jahren mit einer Gruppe von SeniorInnen, die zunehmend die Funktion von Keyworkern übernahmen. In Kooperation mit jungen KünstlerInnen haben die durchschnittlich 70jährigen nicht nur selbst eine Schau mir eigenen Kunstwerken gestaltet, sondern auch eine Ausstellung mit Objekten aus der Sammlung des IMMA kuratiert. Mit Hilfe dieser Gruppe gelang es dem Museum, viele ältere Menschen in und außerhalb von Dublin zu erreichen, die wahrscheinlich von sich aus kaum begonnen hätten, sich mit zeitgenössischer Kunst zu beschäftigen. »Museen waren Orte fast außerhalb des Lebens«, so eine Seniorin, aber jetzt »fühlen wir uns als Teil des Hauses […] Rückblickend war das Projekt für mich fast wie der Beginn eines neuen Lebens.« (Stannett/Stöger 2001: 56ff)

In Portugal gibt es für das »lebensbegleitende Lernen« etwas andere Prioritäten, da der Anteil an Analphabeten noch immer sehr hoch ist. Das Stadtmuseum von Vila Franca de Xira, 30 km nördlich von Lissabon, suchte den Kontakt zu Einwanderern aus den ehemaligen Kolonien in Afrika, die in diesem Bezirk leben. Unterstützt wurde das Museum dabei durch Erwachsenenbildungs- und Sozialeinrichtungen. Jugendliche aus dem Bezirk und Erwachsene aus dem Alphabetisierungskurs übernahmen die Rolle von Keyworkern und führten Interviews mit den Einwanderern durch. Mit Hilfe von Führungen durch den Bezirk wurden die Zeugnisse afrikanischer Kultur im Alltag aufgespürt und gesammelt. Gemeinsam produzierten sie ein Kochbuch mit traditionellen Rezepten und eine Ausstellung im Museum, die mit traditioneller Musik gefeiert wurde.

In Linz arbeitete »perspektiva kulturservice« mit Lehrlingen im Ars Electronica Center (AEC). Die Jugendlichen drehten selbst einen Videoclip, in dem sie zeigen, was ihnen am AEC sehenswert erscheint. Das Video (»Our Point of View«) wurde an alle Oberösterreichischen Berufsschulen verteilt und verwendet, um Lehrlinge auf den Besuch des AEC vorzubereiten. Die Linzer Gruppe entwickelte eine Idee des Londoner Victoria & Albert Museums (V&A) weiter: Dort hatten Jugendliche, die zwar in der Nähe des Museums leben, aber zum ersten Mal dort waren, gemeinsam eine Zeitung (V&A Voices. The next generation) produziert, in der sie ihre Eindrücke und all das beschrieben, was ihnen für andere Jugendliche sehenswert erscheint. Auch sie sind Keyworker, die für das Museum aus dem Blickwinkel einer Zielgruppe werben, die bekanntlich schwer zu erreichen ist. Mittlerweile bieten junge Leute Führungen durch verschiedene Abteilungen des V&A an, die sie gemeinsam mit den KuratorInnen erarbeitet haben.

»Stockholm Education« wendet sich an Berufsgruppen, deren Arbeitsplatz die Stadt ist: PolizistInnen, Buschauffeure, Klofrauen oder TaxifahrerInnen erforschen gemeinsam »ihre« Gegend, und das Wissen, das sie sich dadurch aneignen, verändert nicht nur ihren Blick auf die Stadt, sondern auch

ihre Haltung gegenüber BesucherInnen. Ein aus Gambia stammender Wachebeamter in der U-Bahn formulierte es so: »Die Geschichte von Stockholm zu kennen, gab mir in meiner Arbeit mehr Sicherheit. Besonders als Einwanderer gibt es einem enormes Selbstwertgefühl, […] sagen zu können: ›Frag mich ruhig, ich bin hier zu Hause, vielleicht weiß ich mehr als du‹, ist etwas wirklich sehr Gutes.« (Stannett/Stöger 2001: 31ff)

Die Projektpartner verband ein gemeinsamer Zugang zur Bildungsarbeit in Museen. Sie legen großes Augenmerk auf die Bedürfnisse und Erwartungen von lernenden Erwachsenen und Jugendlichen und betrachteten sie als ExpertInnen im Bezug auf das eigene Leben und die Ereignisse und Erfahrungen, die es geformt haben. So gesehen sind Museen nicht mehr nur Orte der Aufbewahrung von Objekten, sondern Gemeindetreffpunkte, Studienzentren, Orte für Kunstveranstaltungen und Ausbildungen ebenso wie Akteure sozialer Veränderungen. Das Gebäude, das wir gewöhnlich Museum nennen, ist nur noch ein kleiner Teil davon. Den Großteil seiner Ressourcen, seine Nahrung findet das Museum außerhalb der Mauern, nämlich bei den Menschen in den Gemeinden, deren Teil es ist. Besser als die Museumsfachleute wussten die SeniorInnen, die MigrantInnen, die Jugendlichen, wie sie den Reichtum der Museen sinnvoll für sich nutzen können. Man brauchte ihnen eigentlich nur Gelegenheit geben, den Ort für sich zu entdecken, und ihnen zuhören.

Mit dem Projekt »museums, keywork and lifelong learning« konnte gezeigt werden, dass das Keywork-Konzept ein zielführender Weg ist, neue Personengruppen mit dem Museum in Kontakt zu bringen. Die Lernenden haben Vertrauen in ihre eigene Fähigkeit zum kritischen Denken gewonnen, sie können sich besser ausdrücken und ihre Begeisterung auf andere Menschen übertragen. Sie sind BotschafterInnen für »ihre« Museen geworden und brennen darauf, neue BenutzerInnen anzusprechen und ihnen symbolisch gesprochen einen »Schlüssel« zum Eintritt in die für sie bis dato unbekannte Welt der Museen zu überreichen.

Weiterentwicklung in Österreich

Auf den positiven Resultaten des Projekts »museums, keywork, and lifelong learning« aufbauend startete das »Büro für Kulturvermittlung – mittlerweile in den Verein »KulturKontakt Austria« integriert – die Initiative, diesen neuen Weg in der BesucherInnenkommunikation mit »bildungsfernen« Schichten auch in dem neu geschaffenen »Museumsquartier« in Wien zu etablieren. Mit einem »ExpertInnendialog zur Methode Keywork« im Jänner 2004 begonnen

und in einer »Fachtagung/Projektwerkstatt«[3] im Oktober 2004 fortgesetzt, wurde ein Prozess zur Entwicklung innovativer, modellhaft wirkender Vermittlungsformen mit neuen Zielgruppen in Gang gesetzt. Er mündete in die Durchführung von auf dieser Methode basierenden Projekten in Wien, wie etwa das hier in der Folge als Beispiel angeführten österreichischen Modell von »Kultur auf Rädern«.

Mit diesen Fachtagungen hatte »KulturKontakt Austria« im Sinne partizipatorischer Vermittlungsarbeit einen Ideenpool in Richtung »Kulturarbeit mit SeniorInnen« initiiert und nachhaltige Arbeitsbeziehungen zwischen Kultur- und Kunstinstitutionen, Kulturschaffenden und KulturvermittlerInnen sowie MultiplikatorInnen aus dem Bereich SeniorInnen-Arbeit entwickelt. Maßgebliche Impulse kamen dabei von der in dieser Publikation ebenfalls als Autorin vertretenen Karin Nell, die ihre Erfahrungen aus den in Düsseldorf bereits erfolgreich praktizierten Projekten »Kulturführerschein®« und »Kultur auf Rädern« in den Diskussionsprozess einbrachte. In der Fachtagung/Projektwerkstatt im Oktober 2004 wurde daraufhin gemeinsam mit den anwesenden VertreterInnen der Kulturinstitutionen und den AnimatorInnen der Wiener Pensionistenwohnhäuser beschlossen, einen Wissenstransfer dieser Projekte nach Wien/Österreich zu starten. Mit dem in der Folge beschriebenen, österreichischen Modell von »Kultur auf Rädern« wurde versucht, die Erfahrungen aus der »Keywork-Arbeit« mit jenen aus den Düsseldorfer Projektmodellen zu bündeln.

Projektbeispiel »Kultur auf Rädern« in Wien

Wie ist es zu ermöglichen, immobile SeniorInnen am öffentlichen Kulturleben teilhaben zu lassen? Wenn es »Essen auf Rädern« gibt, dann könnten doch auch Kulturangebote ins Haus geliefert werden, eben »Kultur auf Rädern«. Mit diesem Projekt zeigte »KulturKontakt Austria« Wege auf, wie ein derartiger mobiler Kulturdienst in Wien funktionieren kann: Über ein kulturelles Qualifizierungsangebot werden engagierte Menschen im nachberuflichen Leben angesprochen, gemeinsam mit hauptamtlich im Kultur- und Sozialbereich tätigen einzelne Projekte zu entwickeln, durch die primär immobile SeniorInnen am Angebot von Kultureinrichtungen mitpartizipieren. Der damit eingeleitete Prozess birgt zusätzlich das Potential für eine Erweiterung: Entwickeln die so aktivierten SeniorInnen auch kulturelle Projektideen für andere Menschen im nachberuflichen Leben, können diese in anderen Konstellationen und Kooperationen modellhaft umgesetzt werden.

3 Anm.: Dokumentationen zu den zwei Veranstaltungen finden Sie auf der homepage: http://www.kulturkontakt.or.at

SeniorInnen als Keyworker

»Oft sind es Mobilitätsprobleme, noch häufiger abnehmende Bereitschaft und Resignation, die ältere Menschen hindern und behindern, sich mit zeitgenössischer bildender Kunst auseinander zu setzen. ‚Dafür bin ich schon zu alt‹, ist die übliche Aussage. Dabei könnte der Eintritt in das Pensionsleben auch eine Chance bieten, sich neuen Bereichen zu öffnen und daran teilzuhaben. Damit diese Chance ergriffen und erlebt werden kann, bedarf es allerdings gezielter Förderungen, um für SeniorInnen Zugänge zu zeitgenössischer Kunst zu öffnen, Interesse zu wecken, Auseinandersetzung zu ermöglichen«, so Gertraud Kermani-Azad.[4] SeniorInnen über die »Keywork-Methode« an der BesucherInnen-Kommunikationsarbeit von Kulturinstitutionen zu beteiligen, setzt einen Schritt in diese Richtung. Das Projekt »Kultur auf Rädern« befähigt aktive SeniorInnen, als Keyworker für in ihrem sozialen Umfeld wohnende, alte Menschen zu agieren, die immobil, also nicht mehr in der Lage sind, eigenständig Kulturinstitutionen zu besuchen. Wissen und Kenntnis über die Arbeit der jeweiligen Institution (etwa Museen) erhalten sie in einem von KulturvermittlerInnen strukturierten Prozess, der sowohl Kulturinstitutionen als auch SeniorInnen betreuende Sozialeinrichtungen mit einbezieht. In einer zweiten Phase entwickeln sie, auf diesem Kenntnisstand basierend und von den beteiligten KulturvermittlerInnen weiter betreut, Kulturmodule, mit denen sie die immobilen SeniorInnen aufsuchen und sie so am kulturellen wie musealen Leben teilhaben lassen können:
»Kultur auf Rädern«.

Projektschritte: Von der/dem Interessierten zum Keyworker

Infotag: Bei diesem Einführungstermin werden über Aussendungen und persönliche Kontakte angesprochene Menschen im nachberuflichen Leben über »Kultur auf Rädern« informiert. Besonders dargelegt werden dabei das Qualifizierungsangebot (in Form von speziell gestalteten Seminaren) und die Möglichkeit, selbst in Projektarbeit als Keyworker aktiv zu werden. Am Ende steht die Einladung zur Anmeldung zur Seminarreihe.

Seminarreihe »Kultur auf Rädern«: Dieses kulturelle Qualifizierungsangebot dient der Förderung des bürgerschaftlichen Engagements von Menschen im

4 Animatorin im Pensionistenheim Rosenberg, in ihrem Impulsstatement bei der Fachtagung/Projektwerkstatt im Oktober 2004 über die Motivation, das Projekt »Kunst im Kaffeehaus« in den Pensionistenwohnhäusern des Kuratoriums Wiener Pensionistenhäuser zu etablieren

nachberuflichen Leben, soll helfen, soziale Netze älterer Menschen zu entwickeln und zu stärken. Die kulturellen Inhalte diverser Institutionen dienen dabei als »Transportmittel«. Die TeilnehmerInnen erhalten die Möglichkeit, hinter die Kulissen von kulturellen Einrichtungen zu blicken. Sie treffen Menschen, die in diesem Feld arbeiten, erhalten Einblicke in die diversen Programme, lernen Methoden im Umgang mit BesucherInnengruppen kennen und erfahren auf diesem Weg, dass auch sie als ExpertInnen ihrer eigenen Lebenskultur das Potential haben, andere zu kultureller Auseinandersetzung zu motivieren. Dabei werden eigene, selbst oft unbekannte Schlüsselqualifikationen wie Kommunikationsfähigkeit oder Kreativität aktiviert. Ziel ist, dass die beteiligten SeniorInnen ausgehend von ihrer eigenen Lebenswelt einen Bezug zur »Welt« der Institution herstellen, damit dort ablaufende Prozesse verstehen und die dabei gewonnen Erkenntnisse über diesen »Kulturbetrieb« sozusagen »mit eigenen Worten« an ihr soziales Umfeld, also an andere SeniorInnen, weitergeben können. Am Ende dieser ersten Phase soll sich zeigen, ob die jeweiligen TeilnehmerInnen zu letzterem befähigt werden konnten bzw. ob sie auch den Wunsch haben, daran anschließend als Keyworker in ihrem sozialen Umfeld tätig zu werden. In jedem Fall haben die TeilnehmerInnen an der Seminarreihe eine Weiterbildung konsumiert, die ihre Schlüsselqualifikationen wie Soziales Handeln, Teamfähigkeit und Kreativität anspricht.

Ideenwerkstatt »Kultur auf Rädern«: In einer eintägigen Fachveranstaltung verfeinern Impulsreferate das Wissen der TeilnehmerInnen und innerhalb der Ideenwerkstatt werden konkrete Projektideen gemeinsam entwickelt und für die Phase 2 strukturiert.

Keyworker entwickeln Projekte für SeniorInnen

Die Gruppe der nunmehr zu Keyworkern avancierten SeniorInnen entwickelt mit Unterstützung der koordinierenden KulturvermittlerInnen und in Kooperation mit der Kulturinstitution mobile Kulturmodule zu den Inhalten der beteiligten Institutionen. Diese werden (zum Beispiel in tragbaren Koffern) von den Keyworkern an die immobilen SeniorInnen herangetragen und im Idealfall während dieser Begegnungen noch um Inputs der Besuchten bereichert und im Zusammenwirken partizipatorisch erweitert. Zu beachten ist bei der Konzeption der jeweiligen Einzelprojekte, dass die Keyworker zur Optimierung der Durchführungen diese möglichst unter Beteiligung von je einem/r KulturvermittlerIn und einem/r lokal eingebundenen SozialarbeiterIn abwickelt.

Projektergebnisse

In den Jahren 2005 und 2006 hat jeweils eine Seminarreihe »Kultur auf Rädern« stattgefunden. Daran haben insgesamt 58 SeniorInnen teilgenommen. 22 davon (also fast 40 %!) haben im Anschluss daran als Keyworker in den verschiedenen, kulturellen Institutionen mitgewirkt und insgesamt neun neue Projektideen umgesetzt, damit nun auch immobile SeniorInnen an Inhalten dieser Institutionen teilhaben können. So wurde etwa das Stift Klosterneuburg quasi »in einen Koffer verpackt« und in dieser Form nun von einem Keyworker den BewohnerInnen des Pensionistenwohnhauses Gustav Klimt im 14. Wiener Gemeindebezirk näher gebracht. Bei »Ausstellung ausstellen« haben Keyworker die aktuelle Ausstellung in der Wiener Secession gemeinsam mit einer Fotografin dokumentiert und dann im »Haus Brigittenau« präsentiert. »Kultur einst und jetzt« wiederum zielte darauf ab, dass die Keyworker in Zusammenarbeit mit dem Bezirksmuseum Meidling (12. Bezirk) einen Bezirkskoffer mit Basisinformationen erstellen, mit dem sie Gespräche mit immobilen, noch zuhause wohnenden SeniorInnen über einzelne Kulturobjekte im öffentlichen Raum führten – und die Ergebnisse wieder in den Koffer und in der Folge auch in das Bezirksmuseum einfließen ließen […] Inhalte des Museums Moderner Kunst (MUMOK) wurden als Anregung für die Gestaltung eines Gangmuseums in einem Pensionistenwohnhaus in Wien 22 verwendet, in der »Sammlung Essl« das Programm »Kunstfrühstücken« entwickelt, Projekte zu »Theater von hinten und vorne«, zu persönlichen oder »gelebten« Geschichten befinden sich noch – angeleitet von KulturvermittlerInnen – in Ausarbeitung; wie sich überhaupt eine befruchtende Kooperation zwischen den Keyworkern und den beteiligten Kulturinstitutionen einstellte. Dies zeigt auch der Umstand, dass vier dieser Institutionen (das Technische Museum Wien, das Volkskundemuseum, das MUMOK, und die Secession) – angeregt durch die Keyworker – neue Besuchsprogramme für SeniorInnen entwickelten.

Mit dieser, nur durch zwei Seminarreihen angeregten, Quantität und Qualität an Vermittlungsaktivitäten für und mit SeniorInnen belegt das österreichische »Kultur auf Rädern«-Projekt eindeutig, dass der Keywork-Ansatz ein erfolgsträchtiger Weg ist, wenn es darum geht, SeniorInnen zur Teilhabe am institutionellen, kulturellen Leben zu motivieren; ein Weg, der es verdient, auch auf andere kulturelle Sparten ausgeweitet zu werden (in Wien ist geplant, bei der nächsten Seminarreihe 2007 auch Musik- und Theaterinstitutionen zu involvieren). Wie schon im »Ursprungsprojekt« »museums, keywork and lifelong learning« praktiziert, empfiehlt sich dabei eine vernetzte Vorgehensweise im europäischen Raum, etwa über weitere EU-Projekte im Rahmen des neuen Aktionsprogramms »Lebenslanges Lernen«.[5] Die »Kultur auf Rä-

5 http://ec.europa.eu/education/programmes/newprog/index_en.html#call

dern«-Kooperation zwischen Düsseldorf und Wien – mit einer Bündelung der Erfahrungen aus Keywork-Ansatz und Aktivierung von SeniorInnen im Stadtteil – gibt dafür das Beispiel einer gelungenen, wechselseitigen Inspiration.
Roman Schanner

Literatur

Deutscher Museumsbund (2005): »Umgang mit Besuchszahlen – eine Resolution«. ICOM Newsletter Österreich, Nr. 4, 6. Jahrgang, S. 41

Ehmayer, Cornelia (2002): »Kulturvermittlung und Partizipation«, Bewertung von fünf Kulturvermittlungsprojekten unter dem Aspekt der Partizipation, Wien: im Auftrag des BMBWK

Ehmayer, Cornelia (2005): Impulsstatement »Partizipation und Kulturvermittlung«. In: Stöger, Gabriele (2005), »KulturMitWirkung«, Kultur/-einrichtungen und Förderung von Partizipation, Wien: Tagungsdokumentation und Recherche im Auftrag des BMBWK und von KulturKontakt Austria

Hoffer, Andreas/Stach, Walter (24. 5. 2003): »Museumstest«. Der Standard, Album S. 8

Stöger, Gabriele (2005): »KulturMitWirkung«, Kultur/-einrichtungen und Förderung von Partizipation, Wien: Tagungsdokumentation und Recherche im Auftrag des BMBWK und von KulturKontakt Austria

Stannett, Annette/Stöger, Gabriele (Hg., 2001): Museums, Keyworkers and Lifelong Learning: shared practice in five countries, Wien: Founded by the SOCRATES Adult Education Programme of the EU.

›Kulturelle Kompetenz‹ als Chance für gesellschaftliche Wirksamkeit im Alter

REINHOLD KNOPP

Neue Chancen für ein aktives Leben im Alter – so könnte der Titel über eine aktuelle Bestandsaufnahme zur Situation Älterer in Deutschland lauten. Überall öffnen sich neue Betätigungsfelder für das Engagement Älterer. Selten ist eine Generation in die nachberufliche Phase gegangen, die über so viel kulturelles und ökonomisches Kapital verfügte. Zugleich war die Quote der Beteiligung am Erwerbsleben in der Altersgruppe über 55 Jahren noch nie so niedrig wie heute. Die Veränderung der Erwerbsbiografie, die sich immer mehr als brüchig darstellt, wird in schon absehbarer Zeit das Thema ›Altersarmut‹ neu auf die Tagesordnung setzen. Verstärkt wird dieser Prozess durch eine neoliberale Politik, die zunehmend die Verantwortung für gesellschaftlich bedingte Risiken in die Zuständigkeit der Einzelnen verlagert.

Die Lage Älterer Menschen stellt sich im Zuge marktförmig strukturierter Modernisierung somit zunehmend widersprüchlich dar. Zugleich ist es der Modernisierung zu verdanken, dass gerade die so genannten Jungen Alten einen relativ einfachen Zugang zum ›Erwerb von ›kultureller Kompetenz‹ haben, die wiederum eine wesentliche Voraussetzung für eine gesellschaftliche Wirksamkeit im Alter ist. Dies zeigt ein Blick in die jüngere Geschichte der Bundesrepublik: In der relativ kurzen Anfangsphase der Modernisierung, die Ende der 60er bis Mitte/Ende der 70er Jahre datiert werden kann, gilt es restaurative gesellschaftliche Strukturen zu überwinden, um einer umfassenden Mobilität Raum zu geben. Dies geht damals nicht, ohne ›mehr Demokratie zu wagen‹, ›Chancengleichheit‹ insbesondere in der Bildung und ›Kultur für alle‹ zu versprechen. Diese Zeit kann als eine Phase »kultureller Zivilisierung« (Alheit) betrachtet werden. Sie ist durch eine Politisierung vieler gesellschaftlicher Bereiche gekennzeichnet, die vorher als privat tabuisiert sind. Bildung, kulturelle und politische Partizipation bilden die Voraussetzung für ›kulturelle

Kompetenz‹. Viele Menschen, die diese Zeit als junge Erwachsene erlebt haben, gehen heute mit einer anderen Sozialisation in die nachberufliche Phase, als die Generationen davor. Der Erwerb und die Erweiterung von ›kultureller Kompetenz‹ gibt ihnen die Chance, sich mit den Widersprüchen in einer marktförmig strukturierten Gesellschaft auseinander zu setzen und aus dieser Perspektive heraus, in sozialen und kulturellen Projekten gesellschaftlich wirksam werden.

1. Neue Chancen für das Alter?

»Wie müsste eine Gesellschaft beschaffen sein, damit ein Mensch auch im Alter ein Mensch bleiben kann?« fragt Simone de Beauvoir in ihrem 1970 veröffentlichten Werk »Das Alter« (de Beauvoir 2004: 711). In kulturhistorischer Analyse legt sie überzeugend dar, dass es in der Geschichte der Klassengesellschaften immer nur kleinen Minoritäten vorbehalten war, in Würde zu altern und auch im Alter noch gesellschaftlich bedeutsame Rollen einzunehmen. Ihr kritisch-pessimistisches Resümee lautet: »Die Situation der alten Menschen zeigt deutlich das Scheitern unserer Zivilisation auf« (ebenda).

Das Bild von Alter, so scheint es, hat sich seit der Bestandsaufnahme durch Simone de Beauvoir Ende der 60er Jahre grundlegend verändert. Alter wird nicht mehr mit Ausgedienthaben gleichgesetzt. Im aktuellen 5. Altenbericht der Bundesregierung werden gar die Ressourcen des Alters für die Bewältigung gesellschaftlicher Aufgaben herausgestellt. Ältere werden also ›gebraucht‹ und sind aufgrund ihrer persönlichen Dispositionen auch in der Lage, neue Rollen in der Gesellschaft einzunehmen. Doch mit Blick auf die demografischen Prognosen erscheint dieses neue, produktive Verständnis vom Alter gefährdet, ein kurzes historisches Intermezzo zu sein. Für die Zukunft werden andere, wesentlich pessimistischere Bilder gemalt. Der Fernsehfilm »2030 – Aufstand der Alten« pointiert eine solche Voraussage, indem als Zukunft der insolventen Älteren ein Leben kaserniert im Ghetto und an medizinische Armaturen gefesselt zeigt.

Es wäre zu simpel und auch falsch, ›die Wahrheit als dazwischenliegend‹ zu vermuten. Aus heutiger Sicht ist durchaus zu erwarten, dass sich die soziale Kluft in der Gesellschaft vergrößern wird. Viele Menschen gehen mit einer Biografie auf das Alter zu, die große Versorgungslücken aufweist. Auch ist wenig geklärt, welche neuen Möglichkeiten des Engagements und damit der gesellschaftlichen Integration und Einflussnahme ihnen künftig geöffnet werden. Werden sie zu Lückenbüßern in einem Prozess des zunehmenden Sozialstaatsabbaus? Werden sie an gesellschaftlichen Entscheidungen beteiligt? Werden ihnen Möglichkeiten der Partizipation zugestanden?

Wie sich in Zukunft ein Leben im Alter gestaltet, wird sicherlich auch davon abhängen, inwieweit sich Ältere aktiv einbringen und damit auch für ihre eigenen Interessen engagieren. Hierfür ist derzeit Optimismus angebracht. Es geht eine Generation in die nachberufliche Phase, die in ihrer Jugend einen Prozess gesellschaftlicher Demokratisierung erleben konnte. Von einem ersten Kontinuitätsbruch in der Geschichte der Bundesrepublik sprechen die Soziologen, wenn sie auf die späten 60er und 70er Jahre zurückschauen. Sie beschreiben diesen Bruch mit Schlagworten wie »68«, »Wohlstandssteigerung«, »Bildungsexpansion« und »Wertewandel« (Berger/Vester 1998: 24). Die Zeichnen sind positiv: Vielerorts entstehen Initiativen Älterer für Wohn- und Kulturprojekte und für generationsübergreifendes Handeln. Zumeist verfügen ihre Akteure über eine hohe berufliche Qualifikation und Durchsetzungsfähigkeit. Immer wieder finden sich in den Projekten Einzelne, die sich gut in Verwaltungsstrukturen und politischen Gremien auskennen und damit dazu beitragen können, dass die Gruppe in ihrer Gesamtheit gut gerüstet in mögliche Konflikte gehen kann.

Doch das, was sich auf der Ebene von Projekten als neue Möglichkeiten der Einmischung zeigt, ist nur ein erster, wenngleich auch ermutigender Lichtblick. Gesamtgesellschaftlich betrachtet dominiert der Trend neoliberaler Politik und damit setzt sich eine Stärkung von Marktstrukturen fort, die vielfache Widersprüchlichkeiten produziert. Eine Folge dieser Politik ist die zunehmende Privatisierung gesellschaftlicher Risiken. Dies zeigt sich besonders deutlich beim Umbau der Sozialsysteme. Die Belastungen für die Arbeitnehmer steigen ebenso wie der Druck auf die Modernisierungsverlierer durch die Verschärfung der Hartz IV Gesetze. Zugleich werden die Spielräume des Kapitals mit Hinweis auf die Globalisierung erweitert. Begleitet werden solche Prozesse durch eine zunehmende Ideologisierung. Das, was auf der Mikroebene, z.B. auf der Ebene eines Wohn- oder Stadtteilprojektes, noch durchschaubar ist, stellt sich auf der gesellschaftlichen Ebene immer komplexer und unübersichtlicher dar. Die öffentliche Debatte über die so genannte Unterschicht hat gezeigt, wie leicht Schuldzuweisungen medial zu transportieren sind. Sie zeigt auch, wie einfach es ist, den Vorwurf mangelnder Verantwortungsübernahme für das eigene Schicksal auf weitere Gruppen der Modernisierungsverlierer auszuweiten, wie z.B. auf weniger erfolgreiche Hochschulabsolventen. Es fällt sicherlich nicht leicht, nach vieljähriger Berufstätigkeit zu abstrahieren, dass kontinuierliche Beschäftigung und entsprechende Rentenbezüge für die nachfolgenden Generationen keine Realität mehr darstellen und deren Biografie sich schnell von der »Bastel- zur Bruchbiografie« (Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim) entwickeln kann. Aber auch die heutigen Ruheständler gehören zur Gruppe der Transferempfänger und es sollte sie hellhörig machen, dass bereits jetzt konservative Kreise die Beteiligung von Transferleistungsbeziehern an parlamentarischen Entschei-

dungen in Frage stellen. Schlagzeilen wie »Die Mehrheit der Transferempfänger kann eine Minderheit der Leistungsträger beliebig schröpfen« (FAZ 11.2.2007) ebnen den Weg für eine Debatte darüber, ob weiterhin jede Stimme in der Demokratie gleiches Gewicht haben soll.

Es zeichnet sich ab, dass die demografische Entwicklung zu einer Zunahme der gesellschaftlichen Konflikte führen wird. Zugleich werden diese Konflikte immer unübersichtlicher und die Interessengruppen immer zerfaserter. Um in diesen Auseinandersetzungen Alternativen zum leicht ideologisierbarem Konzept des neoliberalen Umbaus zu formulieren, bedarf es ›kultureller Kompetenz‹, ein Begriff dessen inhaltliche Bestimmung im Folgenden entwickelt wird. ›Kulturelle Kompetenz‹ ist Voraussetzung für das Abstrahieren von der eigenen Interessenlage. Sie bildet die Basis für ein volkswirtschaftliches Denken, das eine Alternative zur vorherrschenden Betriebswirtschaftlichkeit darstellt. Nur über ›kulturelle Kompetenz‹ können Problemlösungen als gesamtgesellschaftlich akzeptabel bewertet werden, die nicht unmittelbar, bzw. nicht zeitnah mit den eigenen Interessen überein zu bringen sind. So lässt sich z.B. nur mittelbar nachvollziehen, warum auch die Bewohnerschaft gutbürgerlicher Wohnquartiere Partei gegen eine zunehmende Segregation von Armut im städtischen Raum Position beziehen sollte. Auch für die Positionierung, Kinder aus den Familien in benachteiligten Lebensverhältnissen als besonders wertvoll für Zukunft der Gesellschaft zu betrachten, bedarf es einer kulturellen Perspektive.

2. Widersprüchlichkeiten gegenwärtiger Modernisierung

»Wehe! Ewig undurchsichtig sind die ewigen Gesetze der menschlichen Wirtschaft!« – Chor der »kleinen Spekulanten« in dem Theaterstück »Die heilige Johanna von den Schlachthöfen« (1929-1931) (Brecht 1980: 285).

Der Klimawandel zeugt in besonderer Weise von der Absurdität marktförmiger Konkurrenz: Nationen mit hohem wissenschaftlich-technischem Leistungsstandard kaufen weniger entwickelten Ländern Kontingente an Umweltzerstörung ab. Die Internationalisierung der Märkte trägt zur weiterer Mystifizierung menschlichen Handelns bei: Traditionsunternehmen werden ohne ersichtlichen Grund aufgelöst, Fusionen großer Konzerne gehören inzwischen zum Alltagsgeschäft. Spekulative Hedgefonds, die solche Prozesse beschleunigen und deren Interesse nur der kurzfristige Profit ist, verfügen gegenwärtig über das unvorstellbare Kapital von 1,4 Billionen US-$. Wären die sozialen Folgen solcher Übernahmen, meist in Form von Massenentlassungen und Lohndruck, nicht so gravierend, könnte man das Geschehen als absurdes Theater verfolgen, mit ›schwarzen und weißen Rittern‹.

Was ist das Normale, was die Absurdität? Menschen können länger leben und sich dabei einer größeren Gesundheit erfreuen, als die Generationen zuvor. Zugleich wird diese Entwicklung unter Stichwort demografischer Wandel als eines unserer größten Probleme thematisiert. Weniger als die Hälfte der älter als 55jährigen befindet sich in der Bundesrepublik Deutschland in einem sozialabgabenpflichtigen Arbeitsverhältnis. Ungeachtet dessen wird der Zeitpunkt des Einstiegs in das Rentenalter höher gesetzt, was damit für die Mehrheit lediglich einer Rentenkürzung gleichkommt. Ihnen fehlt die Chance, länger zu arbeiten, denn von einigen wenigen löblichen Einzelfällen abgesehen, sind Menschen ab dem Alter von 50 Jahren in deutschen Unternehmen nicht mehr als Mitarbeitende willkommen. Gleichzeitig wird auf Kinder und Jugendliche ein enormer Leistungsdruck ausgeübt. Immer früher sollen sie sich verwertbares Wissen aneignen und immer schneller ihre Ausbildungen absolvieren (Bünder 2007). Angesichts einer prognostizierten höheren Lebenserwartung ist eine solche ›Verschiebung‹ von Leistung in die Zeit von Kindheit und Jugend gerade zu paradox.

Ein wesentlicher Grund für den zunehmenden Druck auf die Jugend (Shell 2006) und die Ausgrenzung Älterer aus der Erwerbstätigkeit ist die Tendenz zur ökonomischen Beschleunigung, die seit den 90er Jahren zunehmend den kapitalistischen Modernisierungsprozess strukturiert. Richard Sennett spricht von der »Kultur des neuen Kapitalismus«, dessen Kern die Bindungslosigkeit zwischen Kapital und Arbeit und dessen Credo die Flexibilität ist. (Sennett 2005). Es geht dabei um eine Flexibilisierung, die sich auf alle Beziehungen in der Gesellschaft auswirkt. Im Sog der ökonomischen Beschleunigung scheint nichts Bestand zu haben, nichts verlässlich zu sein.

Aber weder höhere Wesen noch eine imaginäre »Macht der Ströme« (Castells 2001) sind für die ökonomischen Entwicklungen verantwortlich zu machen. Dem weltweiten Agieren von Kapitalgesellschaften liegen internationale Handelsabkommen zugrunde, die überwiegend von demokratisch gewählten Regierungen abgestimmt wurden. Den inzwischen weltweit durchgesetzten Marktgesetzten (Castells 2001) liegen von Menschen getroffene Entscheidungen und menschliches Handeln zugrunde. Eine Wahrheit, die trotz allem Zugang zu den dafür notwendigen Informationen immer mehr ins Nebulöse abgleitet. Jens Jessen führt als einen wesentlichen Grund dafür an, dass die Marktgesetze als Naturgesetze präsentiert mystifiziert werden: »Die Regeln des freien Marktes sind in ihnen keine Regeln, die sich die Gesellschaft gegeben hat (und also auch wieder nehmen könnte), sondern ewige Kräfte, vergleichbar der Schwerkraft, gegen die aufzubegehren sinnlos ist […] Die Entwicklung der menschlichen Kultur vollzieht sich in dieser Perspektive unsteuerbar wie die Evolution« (Jessen 2005: 43).

Die gedankliche Grundfigur in der gegenwärtigen Modernisierungsphase ist die Verlagerung von bis dato gesellschaftlich abgesicherten Risiken in die

Selbstzuständigkeit des Menschen und die Verankerung des Wettbewerbgedankens auf individueller Ebene. Damit wird die Marktlogik individualisiert. Das Leben ist zu managen wie ein Unternehmen, mit Investitionen (z.B. Studiengebühren), mit Rücklagen (Altersvorsorge) und vor allem mit Wettbewerb in Konkurrenz mit den Mitbewerbern am Markt. Von dieser individuellen Warte aus betrachtet, ist die Entwicklung von Solidarität ein schwieriges Unterfangen. Das gilt sowohl für die Ebene des gemeinsamen Handelns in Schule, Beruf, Stadtteil etc. als auch für die Übernahme von gegenseitiger Verantwortung in der Familie.

Sicherlich bildet diese pointierte Darstellung nicht alle Realitäten in unserer Gesellschaft ab, gibt es auch Widerstände gegen die Ökonomisierung der Lebenswelten und ist sowohl im gesellschaftlichen als auch im privaten Bereich solidarisches Handeln zu verzeichnen. Doch die Ideologisierung nimmt zu und selbst Wirtschaftsführer beklagen in Talkshows ihre Ausgeliefertheit an »das System des freien Marktes« (Jessen 2005: 43). Die Verallgemeinerung eines Menschenbildes aus den Gründerjahren, der Mensch als tatkräftiger und risikofreudiger Unternehmer, wird als modern vermarktet: So z.B. in dem von Heinz Bude bemühten Bildes des »unternehmerischen Einzelnen«, der sich »nicht an vorgegebene Standards hält, sondern eigene Kombinationen ausprobiert. Das lässt sich nicht auf wirtschaftliche Tätigkeiten beschränken, sondern betrifft das gesamte Universum der Lebenspraxis« (Bude 2001: 21). Bude sieht in der kritischen Haltung der »68er« das Alte, das Überholte und schwärmt von der Rolle des »Intellektuellen als Unternehmer«, als »Antreiber von Experimenten« (ebenda: 41). Ähnlich eingängig sind die Argumente von Paul Nolte, der der bürgerlichen Gesellschaft Bequemlichkeit und Passivität vorwirft, in dem sie sich gegenüber der »Unterschicht« von der Verantwortung mit Geld freigekauft habe (Nolte 2005: 69), statt den Armen Wettbewerbsbedingungen für einen Aufstieg in die Mittelschicht zu eröffnen (ebenda: 91).

3. Spurensuche: Der Weg in die 70er Jahre

In einer bestimmten, zeitlich relativ kurzen Phase der kapitalistischen Modernisierung in der Bundesrepublik Deutschland, beginnend Ende der 60er Jahre, ist eine gewisse Kongruenz zwischen zwei unterschiedlichen Aspekten gesellschaftlicher Entwicklung festzustellen: Dies sind auf der einen Seite die Anforderungen, die dieser Prozess an die Entwicklung der Individuen stellt, die sich vereinfachend auf den Begriff ›geistiger‹ und ›räumlicher Mobilität‹ bringen lassen. Auf der anderen Seite sind es die Bedürfnisse insbesondere der jungen Generation, mehr Einfluss auf die Gestaltung ihrer eigenen Lebensbedingungen zu gewinnen. Beide Aspekte setzen sich in der Moderni-

sierung gleichermaßen um. Nach den spektakulären Protesten der so genannten 68er bieten sich für einen relevanten Teil der jungen Menschen, Möglichkeiten über einen längeren Bildungsweg mehr Freiheiten in der Lebensführung zu gewinnen. Bereits in den frühen 80er Jahren leitet sich mit dem Entstehen der Sockelarbeitslosigkeit das Ende dieses ›Zeitfensters‹ ein und Anfang der 90er Jahre wird von einem zweiten Kontinuitätsbruch gesprochen, der durch die Verschärfung sozialer Ungleichheit und neuer sozialer Risiken gekennzeichnet ist (Berger/Vester 1998: 24). Es ist für die Entwicklung des Begriffes ›kultureller Kompetenz‹ lohnend, einen Blick auf jene kurze Zeit des gesellschaftlichen Aufbruches zu werfen, die zwischen Restauration und erneuter sozialer Segregation datiert.

Diese Zeit des Bruches mit Traditionen und des Beginns einer besonderen Form der Modernisierung ist sowohl für die in den 40er als auch in 50er Jahren Geborenen eine Phase relativen Jungseins. Je nachdem wie deutlich die Angehörigen dieser Generationen altersmäßig auseinander fallen, erleben sie den gesellschaftlichen Wandel aus unterschiedlicher Perspektive. So fällt für einige die Regierungserklärung »Mehr Demokratie wagen« (1972) in die Lebensspanne der beruflichen und familiären Verantwortungsübernahme, während andere diese Neupositionierung in der Politik als Rückenwind für ihre Forderung nach selbst verwalteten Jugendzentren nutzen. Albrecht Göschel konstruiert zudem Abgrenzungen bei den kulturellen Orientierungen. Aus seiner Perspektive zeichnet sich die Generation der 40er Jahrgänge durch »analytische Distanz und Aufklärung« aus, während die Folgegeneration wesentlich emotionaler und selbstverwirklichungsorientierter an Themen von Politik und Gesellschaft heran geht. (Göschel 1991). Solche Konstruktionen sind unter Umständen hilfreich, subjektiv unterschiedliche Muster der Auseinandersetzung mit dem Wandel abzuleiten. Ein Blick auf die Radikalität der Veränderungen verweist jedoch eher auf Gemeinsamkeiten des biografischen Erlebens hin. Beide Generationen partizipieren als junge Erwachsene oder Jugendliche vom Bildungsschub, beide sind Nutznießer des enormen Ausbaus kultureller Angebote und was besonders wesentlich ist, sie müssen sich in ihrer Lebensführung den Veränderungen in Politik, Ästhetik und Moral in anderer Weise stellen als die bereits in etablierten Verhältnissen lebenden Älteren.

Peter Alheit zeigt auf, dass beide Generationen als Jugendliche in unterschiedlicher Weise maßgeblich an der Durchsetzung einer »›Zivilisierung‹« in einer »kulturell zutiefst restaurativen bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft« beteiligt sind. Aus proletarischen Milieus kommend stellt sich das Aufbegehren gegen überkommende Werte und Normen zunächst als Kampf von ›Halbstarken‹ für das Recht auf die Gestaltung des eigenen Äußeren (Elvistolle, Jeans und Petticoats), der freien Zeit und der eigenen Orte dar (Alheit 1994: 17f.). Im Laufe der 60er Jahre wendet sich auch die neue Gene-

ration von Akademikern offen der Populärkultur zu: »Rockmusik, Comics und Italowestern gehörten zur Selbstinszenierung der Studentenbewegung«. In Folge dieser ›hegemonialen Kulturkämpfe‹ wendet sich auch die Wissenschaft und das Feuilleton populären Genres zu (Maase 2001: 16). Die Shell Jugendstudie von 1981 dokumentiert diese Entwicklung aus der Perspektive der Jugendlichen im historischen Vergleich: 1966 ermittelte die damalige Studie, dass lediglich 2 % der Jungen und 1 % der Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren keine Einschränkungen hinsichtlich des abendlichen Ausgangs erfuhren. Zehn Jahre später gaben 50 % der Jungen und 42 % der Mädchen an, keine diesbezüglichen Vorschriften zu bekommen. Auch hinsichtlich des Einscheidens über das eigene Aussehen, Kleidung, Haartracht etc. kommen die Studien zu entsprechend deutlichen Unterschieden (Jugendwerk Deutsche Shell 1981: 98ff).

Aus der Perspektive der in den 50er Jahren geborenen Generation schreibt Reinhard Mohr sein Buch über die 78er. Witzig, ironisch aber auch teilweise zynisch beschreibt Mohr den Alltag der Jugend, die in Folge des Bildungsschubes der 70er Jahre hauptsächlich als Studierende präsentiert werden. Eine kurze Textprobe: »Im Frühjahr 1977 verzeichnet der *Rote Kalender* ›gegen den grauen Alltag‹ im Leben des 78ers P. eine bemerkenswerte Häufung von Terminen, zu denen sich stets mindestens ein Dutzend anderer Menschen einstellen«: Die Vorbereitung einer Demo, die Uni Vollversammlung, das Plenum der Anti-AKW-Gruppen usw. usf. (Mohr 1992: 49). Mohr schreibt weiter: »Die Wohngemeinschaft war der Zufluchtsort vor der Enge des Elternhauses und der tristen Perspektive spießiger Zweisamkeit, sozialer Stützpunkt für die Eroberung neuer (Lebens-)Welten und Quelle einer ›zweiten‹, politischen Sozialisation« (ebenda: 51). Natürlich mangelt es auch nicht an aus heutiger Sicht humorvollen Betrachtungen über öffentliche und halböffentliche Diskussionen zu Themen der Sexualität, Beziehungen und Geschlechterverhältnisse.

Was hier literarisch belächelnd vorgeführt wird ist nicht mehr und nicht weniger als die Beschreibung einer gewaltigen Änderung in der Lebensweise, die große Teile der Bevölkerung betrifft. Peter Alheit (1992) spricht in diesem Zusammenhang von einer »Kulturalisierung der Politik«, die die politische Kultur der 50er und 60er Jahre ablöst, deren Credo die strikte Trennung von Bereichen der Politik und der Nicht-Politik war. Nicht mehr »Ruhe« ist nun die »erste Bürgerpflicht« sondern Einmischung. Das Private wird zum Feld des Politischen. Sicherlich gibt es dabei auch aus heutiger Sicht Grenzüberschreitungen aber zunächst einmal ist die Tatsache von Bedeutung, dass nun alle gesellschaftlichen Bereiche kritisch hinterfragt werden, von der Kindererziehung und der Lebensform Ehe bis zum Verbot von Drogen. Dafür nehmen sich die Menschen damals Zeit. Der ironisch vorgestellte Rote Terminkalender dokumentiert, dass Menschen zusammenkommen, um verschiedenste

Aspekte gesellschaftlicher Entwicklung zu diskutieren, dazu Standpunkte zu beziehen und auch Aktivitäten für die Durchsetzung dieser Positionen zu planen. Stärker als je zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik ist es in weiten Teilen der Jugend Konsens, dass gesellschaftliche Realitäten in politischen Kontexten entstanden und damit auch veränderbar sind. Die vielfältigen Initiativen für ›selbstverwaltete Jugendhäuser‹ und soziokulturelle Zentren unterstreichen dieses Bedürfnis nach Partizipation und Teilhabe ebenso wie die Zahl der Bürgerinitiativen in anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Ulrich Beck liefert in dem Buch »Die Risikogesellschaft« (1986) einen Erklärungsansatz für diesen »ersten Kontinuitätsbruch« in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Beck sieht den »Arbeitsmarkt als Motor der Individualisierung« und verweist dabei darauf, dass die internationale Konkurrenz neue Qualifizierungsprofile der Arbeitnehmer erfordere. Deutsche Tüchtigkeit und Pünktlichkeit mussten ergänzt werden um Qualifikationen wie Mobilität, Flexibilität und Teamfähigkeit. Insbesondere geistige und räumliche Mobilität erforderten eine Änderung der Lebensweise, die durch den Ausbau des Bildungswesens und der damit verlängerten Jugendphase auch möglich wird. Für das Heraustreten aus der ›Bequemlichkeit‹ überkommener Traditionen und Normen muss allerdings auch der persönliche Nutzen solcher Veränderungen für die Menschen subjektiv erfahrbar sein. Die Hoffnung, durch eine längere Bildungsphase, später einmal eine bessere Position und auch ein besseres Einkommen zu erhalten, ist dabei zwar eine wichtige Motivation und Grundlage für den Aufschub frühzeitiger Einkünfte aus Arbeit. Peter Alheit verweist jedoch darauf, dass auch die größere Selbstbestimmtheit und die Möglichkeit, gesellschaftlich gestaltend wirken zu können, von wesentlicher Bedeutung waren (Alheit 1992: 302).

Für die Bereitschaft, durch längere Ausbildungszeiten, Studium, Ortswechsel und offeneren Formen der Lebensgemeinschaft Risiken auf sich zu nehmen ist wesentlich, dass sich die neue Offenheit unter Bedingungen einer relativ ausgeprägten »wohlfahrtsstaatlichen Modernisierung« (Beck) entwickelt. Hinter diesem sperrigen Begriff verbergen sich u.a. aus heutiger Sicht relativ kulante Regelungen im Sozialhilfegesetz, die Einführung des BAFöGs, ein breiter aufgestelltes System von Arbeitsförderungsmaßnahmen im Bereich der Weiterbildung und des zweiten Arbeitsmarktes (ABM). Damit existieren in dieser Zeit noch relativ starke soziale Netze, die subjektiv ein Stück Sicherheit vermitteln und im Falle des Falles auch wirksam werden. Auch die Möglichkeiten der städtischen Kommunikationsstruktur tragen wesentlich dazu bei, sich mit einer neuen offeneren Lebensweise anzufreunden. Schließlich bietet damals die Stadt mit ihrer kulturellen und sozialen Infrastruktur auch Singles ein Gefühl von ›Heimat‹, denn die Stadt ist auch der Ort, an dem Neue Soziale Bewegungen erstarkten und neue soziale Netzwerke entstehen (Häußermann/Siebel 1987: 14ff.).

Die Spurensuche in dieser ersten Phase der Modernisierung führt zu Hinweisen auf eine spezifische Form von zivilem Ungehorsam, der sich zunächst im Kampf um kulturelle Distinktion Jugendlicher und später in dem Bestreben einer umfassenden Einflussnahme auf die Entwicklung in fast allen gesellschaftlichen Bereichen konkretisiert, was sich im Begriff ›Bürgerinitiative‹ manifestiert. ›Kulturelle Kompetenz‹, so ein erster Aufschlag, beinhaltet damit Kritikfähigkeit und die Bereitschaft, sich gemeinsam mit anderen für eine ›dritte Sache‹ zu engagieren. Dafür sind bestimmte Zugriffe auf Ressourcen im Bereich des kulturellen Kapitals (Bourdieu) ebenso elementar wie die Fähigkeit zur Vernetzung. Es gilt allerdings auch zu berücksichtigen, dass dieses Engagement bis in die späten 70er Jahre hinein in weiten Bereichen mit einem spezifischen gesellschaftlichen Veränderungsbedarf im Zuge der Modernisierung übereinstimmte. Einerseits mussten neue Freiheiten und Mitspracherechte unter teils riskanten Bedingungen (Stichwort Berufsverbote) erkämpft werden. Andererseits konnten viele Veränderungen auch deshalb durchgesetzt werden, weil es in Hinblick auf die Rahmenbedingungen marktförmiger Modernisierung ›an der Zeit war‹, bestimmte Strukturen zu verändern. Dies zeigt sich insbesondre am Zusammenhang von Mobilitätsanforderungen und der Veränderungen in der Lebensweise.

4. Kultur mit Wirkungszuständigkeit fürs Soziale und als Grundlage kritische Utopie?

»Kultur für alle« steht als Überschrift über ein bestimmtes Verständnis von kulturpolitischem Handeln in den 70er und den frühen 80er Jahren. Parallel zum Ausbau des Bildungswesens, finden in dieser Zeit große Investitionen in den Bau von Museen, Theatern und anderen Einrichtungen der Hochkultur statt. Auch die soziokulturellen Zentren und die Stadtteilkulturzentren datieren in dieser Zeit ihre ›Gründerjahre‹ (Flohé/Knopp 2003).

Den ›theoretischen Aufschlag‹ für dieses neue Verständnis von Kulturpolitik liefern Hermann Glaser und Karl Heinz Stahl 1974 mit der Veröffentlichung »Die Wiedergewinnung des Ästhetischen«. Knapp 13 Jahre später sprechen sie rückblickend von einem »Bürgerrecht auf Kultur«: »Von besonderer Bedeutung für aktive Kulturpolitik ist die sozialstaatliche Verpflichtung, jedem Menschen ein Höchstmaß an Förderung zur Entfaltung seiner Persönlichkeit zukommen zu lassen« (Glaser/Stahl 1983: 18). Hilmar Hoffmann bezieht sich in »Kultur für alle« (1979/1981) auf die besondere Bedeutung von Bildung und Kultur im Kampf um die Emanzipation des Bürgertums gegen Adel und Feudalstrukturen. Ein solch emanzipatorisches Verständnis von Bildung, dass mehr auf die Persönlichkeitsentwicklung denn auf die Verwertbarkeit von Wissen abzielt, findet sich z.B. in dieser Zeit in den Werken von

Friedrich Schiller und Gotthold Ephraim Lessing und wird theoretisch von Wilhelm von Humboldt begründet (Bollenbeck 1996: 143ff). Hoffmann veranschaulicht die Bedeutung der Sphäre der Kultur für die bürgerliche Emanzipation an verschiedenen Sparten, insbesondere an den Inhalten und Präsentationsformen des damaligen Theaters (Hoffmann 1981: 50ff.) und der widersprüchlichen Entwicklung der Oper in den italienischen Stadtstaaten des 17. Jahrhunderts (ebenda: 81). In dieser Zeit wird das kritische Potenzial von Kultur, hier im Sinne von Kulturproduktion und -rezeption, deutlich, allerdings nur in Bezug auf eine bestimmte historische Konstellation von Herrschaft und Unterdrückung und nur für eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe. Das Konzept »Kultur für alle« hingegen sollte den Zugang zur Kultur für möglichst alle sozialen Schichten öffnen, dies unterstreicht Hilmar Hoffmann: »Dem erweiterten Kulturbegriff liegt darüber hinaus die Absicht zugrunde, den traditionell kleinen Kreis der Kenner zu einem großen Kreis der Kenner zu machen, denn Kunst braucht Kenntnisse (Brecht)« (Hoffmann 1981: 31). Gleichzeitig ging es darum, die kulturelle Eigenaktivität im Sinne einer »Kultur von allen« (ebenda: 18f.) zu fördern. Die Verallgemeinerung des emanzipatorischen Bildungs- und Kulturverständnisses des damals um seine Hegemonie kämpfenden Bürgertums, das die Persönlichkeitsentwicklung in den Vordergrund stellt, ist eine der wesentlichen Stärken des Konzeptes »Kultur für alle«, der auch in der heutigen Bildungsdiskussion noch Bedeutung zukommt (Bünder 2007).

Die Balance zwischen der Öffnung von Kultur, der Förderung kultureller Eigenaktivitäten auf der einen Seite und dem Erhalt der künstlerischen und kritischen Substanz von Kulturproduktionen auf der anderen stellt sich rückblickend als ein schwieriges Projekt heraus. Das kommunale Kulturangebot wird Mittel zum Zweck in einem stetig verschärfenden Standortwettbewerb der Städte und Kultur gerät im Kontext ökonomischer Beschleunigungsprozesse immer mehr zum Event. In Folge dieser Entwicklungen geht das zivilgesellschaftliche und humanitäre Anliegen der ›Neuen Kulturpolitik‹ zunehmend verlustig (Sievers/Wagner 1993, Knopp/Loers 2000: 25ff.). Kritik am Konzept »Kultur für alle« wird im Wesentlichen mit folgenden Positionen begründet: Zum einen wird ein Verlust der »ästhetischen Relevanz« beklagt, Im Zuge der neuen Kulturpolitik sei alles, was nicht Hochkultur ist, zur Kultur stilisiert worden, von der Stadtteilarbeit bis zur Geschichtswerkstatt (Kolbe 1993: 15). Zum anderen wird die Instrumentalisierung von Kultur für eine soziale Exklusion im städtischen Leben kritisiert: »Kultur wird an alle verteilt, die sich das urbane Angebot leisten können […]« (Demirovic 1993: 33; Flohé/Knopp 2003: 32ff.)

Der Ansatz über die Teilhabe an Kultur eine Öffnung von gesellschaftlichen Strukturen für möglichst alle soziale Gruppen zu bewirken, wird in den 70er Jahren mit Bezug auf ein frühes Essay von Herbert Marcuse entwickelt

(Glaser/Stahl 1983: 18f.). Der Nachgang dieser Gedanken ist aufschlussreich für die Begründung der grundsätzlichen Fragen von Kultur und Herrschaft, zugleich bietet Marcuse in einem späteren Text Hinweise, wie die kritische Substanz von Kultur erhalten werden kann. Marcuse geht diesen Themen in zwei deutlich auseinander liegenden Zeiten nach: Den Aufsatz »Über den affirmativen Charakter der Kultur« veröffentlicht er 1937 in Frankreich und »Bemerkungen zu einer Neubestimmung der Kultur« 1965 in den USA. In beiden Veröffentlichungen geht es zentral um das Verhältnis von Kultur und Zivilisation. In dem frühen Text thematisiert er die Herrschaftsfunktion einer affirmativen (bejahenden) Kultur. Marcuse begründet diese Herrschaftsfunktion mit der Trennung »des Zweckmäßigen und Notwendigen vom Schönen und vom Genuß« (Marcuse 1965a: 57), die sich nach und nach in der Geschichte entwickelt und in der bürgerlichen Gesellschaft nun verallgemeinert hat: »Unter affirmativer Kultur sei jene der bürgerlichen Epoche angehörige Kultur verstanden, welche im Laufe ihrer eigenen Entwicklung dazu geführt hat, die geistig-seelische Welt als ein selbständiges Wertreich von der Zivilisation abzulösen und über sie zu erhöhen. Ihr entscheidender Zug ist die Behauptung einer allgemein verpflichtenden, unbedingt zu bejahenden, ewig besseren Welt, welche von der tatsächlichen Welt des alltäglichen Daseinskampfes wesentlich verschieden ist […]« (ebenda: 63). Marcuse nimmt Bezug auf die Entwicklung des Bürgertums von einer zunächst revolutionären Kraft hin zur bürgerlichen Herrschaft und sieht die »kritisch-revolutionäre Kraft des Ideals« durch den Verrat an den eigenen Zielen entwertet. Gegenstand der bürgerlichen Kultur ist nun die edle und nicht die bessere Welt. »Humanität wird zu einem inneren Zustand«, zu »einer Haltung«. Damit rückt das wirkliche Elend aus dem Focus. Kultur dient der Erhebung, der Erbauung, sie »erhebt das Individuum, ohne es aus seiner tatsächlichen Erniedrigung zu befreien« (ebenda: 71).

Fast 30 Jahre später sieht Marcuse im Zusammenhang mit dem Aufkommen einer Konsumgesellschaft die kritische, utopische Funktion von Kultur verlustig gehen (Marcuse 1965b: 151). Er stellt nachdrücklich heraus, dass er den »weitgehenderen Zugang zur traditionellen Kultur« nicht in Frage stellen will, beschreibt jedoch zugleich die Gefahr der Vereinnahmung von Kultur: »[…] die autonomen kritischen Kulturgehalte werden pädagogisch, erbaulich, zu etwas Entspannenden – ein Vehikel der Anpassung« (ebenda: 155). In anderer Perspektive als in den 30er Jahren hebt Marcuse nun den normativen und nicht-operationalen Charakter von Kultur hervor, konkretisiert an den Werten Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit. Und zwar deshalb, weil die Denk- und Forschungsweisen in der fortgeschrittenen Industriekultur dazu führen, diese normativen Begriffe als verwirklicht darzustellen (ebenda: 157). Mit anderen Worten: Die Freiheit des Marktes wird mit Freiheit schlechthin gleichgesetzt. In Auseinandersetzung mit einem positivistischen Wissen-

schaftsverständnis und einer Forschung für Kriegszwecke plädiert Marcuse für ein Verständnis von Fortschritt, dem die Befreiung von der »fatalen Dialektik von Herr und Knecht« zugrunde liegt und die den Stoffwechsel der Menschen mit der Natur nicht in Form der Ausbeutung des Menschen durch seinesgleichen reguliert. Solange eine solche Befreiung nicht realisiert ist, bewahrt – so Marcuse – die »nichtwissenschaftliche Kultur die Idee der Zwecke« menschlichen Handelns, »nämlich die der Humanität« (ebenda: 169).

Im Zusammenführen beider Aspekte öffnet sich eine Perspektive für ein emanzipatorisches Verständnis von Kultur, das der Förderung kultureller Kompetenz zugrunde gelegt werden kann. Der Öffnung des Zugangs zu Kultur kommt in Zeiten zunehmender sozialer Differenzierung und Exklusion nach wie vor Bedeutung zu. Doch das Ziel der Öffnung des Zugangs zu Bildung und Kultur ist heute für sich alleine genommen nicht mehr zukunftsweisend, da es nicht die Ebene der Inhalte berührt. In diesem Punkt ist der Anschluss an das späte Werk von Marcuse produktiv, denn es stellt der Marktideologie die Utopie der Humanität als Alternative gegenüber. In einem neuen Verständnis von »Kultur für alle« gilt es die kritischen Potenziale von Kultur stärker in den Vordergrund zu stellen. Die Aneignung von Kultur (Kulturproduktion, Kulturdarbietung) kann und soll dazu beitragen, eine kritische Weltsicht zu ermöglichen. Die Utopie der Humanität ist dabei nicht zu trennen von der Utopie eines ›rationalen Stoffwechsels der Menschen mit der Natur‹, womit im Rückbezug auf marxistische Theorie nicht mehr und nicht weniger gemeint ist, als die Überwindung der Fremdbestimmtheit durch ›den Markt‹ zu suchen. In gewisser Weise ist dieser Ansatz mit dem Appell zu veranschaulichen, den Bertold Brecht an den Schluss des Theaterstückes »Die Ausnahme und die Regel« (1929-30) setzt: »Ihr habt gehört und ihr habt gesehen. Ihr saht das Übliche, das immerfort Vorkommende. Wir bitten euch aber: Was nicht fremd ist, findet befremdlich! Was gewöhnlich ist, findet unerklärlich! Was da üblich ist, das soll euch erstaunen. Was die Regel ist, das erkennt als Missbrauch. Und wo ihr den Missbrauch erkannt habt Da schafft Abhilfe« (Brecht 1980: 329f.)

›Kulturelle Kompetenz‹ zu fördern ist in diesem Sinne auch die Schaffung von Zugängen zu kulturellen und sozialen Utopien. Einem solchen Bemühen liegt die Einsicht zugrunde, dass die Ursachen für das Entstehen von Armut und Ausgrenzung in hoch entwickelten Ländern in erster Linie in den gesellschaftlichen Strukturen zu suchen sind. Es gilt demnach ebenso zu fragen, welche Wege zur einer ›Öffnung‹ von Gesellschaft führen und soziale und kulturelle Teilhabe begünstigen, wie auch danach, welche das Gegenteil bewirken. Wie wenig selbstverständlich solche Positionierungen sind, verdeutlicht die gegenwärtige Diskussion in der Sozialpolitik, in der eine Trennung von Zugangsgerechtigkeit und Verteilungsgerechtigkeit das Vorherrschende ist (Knopp 2007). In kritisch kultureller Perspektive wird nachvollziehbar,

warum der Appell an die Bildungsbereitschaft so genannter Unterschichten zum Zynismus gerät, solange ihnen die Perspektive des Zugangs zur Gesellschaft verstellt wird, während gleichzeitig propagiert wird, »Geld haben die Armen in Deutschland genug« (stern 43/2006).

5. Kulturelle Kompetenz und das Gelingen im Alter

Simone de Beauvoir kommt in ihrem eingangs erwähnten Werk in Hinblick auf ein Gelingen im Alter zu einem sehr pessimistischem Resümee und ›wünscht‹ eine andere, eine bessere Gesellschaft herbei: »In der idealen Gesellschaft, die ich hier beschworen habe, würde, so kann man hoffen, das Alter gewissermaßen gar nicht existieren: Der Mensch würde, wie das bei manchen Privilegierten vorkommt, durch Alterserscheinungen unauffällig geschwächt, aber nicht offenkundig vermindert; er stürbe also, ohne zuvor Herabwürdigung erfahren zu haben. Das letzte Lebensalter entspräche dann wirklich […] eine(r) Existenzphase, die sich von der der Jugend und dem Erwachsenenalter unterscheidet, aber ihr eigenes Gleichgewicht besitzt und dem Menschen eine weite Skala von Möglichkeiten offen lässt« (de Beauvoir 2004: 712). In der Betrachtung von gelungenen Altersbiografien herausragender Persönlichkeiten aus Politik, Kunst und Kultur zeigt sie aber zugleich Möglichkeiten auf, auch in Klassengesellschaften das Alter als produktive und befriedigende Lebensphase zu erleben: »Freiheit und Klarheit« können nämlich dann als das »Wertvollste« im Alter genutzt werden, wenn die Menschen Ziele haben: »Es gibt kein größeres Glück für den alten Menschen […], als dass noch Ziele für ihn die Welt bevölkern. Solange er aktiv ist, nützlich, entrinnt er der Langeweile und Erniedrigung« (de Beauvoir 2004: 645). Es gilt deshalb Ziele zu verfolgen, »die unserem Leben einen Sinn verleihen: das hingebungsvolle Tätigsein für Einzelne, für Gruppen oder für eine Sache, Sozialarbeit, politische, geistige oder schöpferische Arbeit« (de Beauvoir 2004: 708). Aus dem Kontext ihrer Veröffentlichung wird deutlich, dass dieses Engagement auch immer als auf die Schaffung einer besseren Welt ausgerichtet zu verstehen ist.

Die Menschen, die heute in die nachberufliche Phase eingetreten sind oder auf sie zusteuern, finden im Allgemeinen bessere Bedingungen vor, als dies zur Zeit der Analyse von Simone de Beauvoir für die Mehrheitsgesellschaft der Fall war. Wie aufgezeigt, konnten sie in jungen Jahren Zeitzeuge einer, wenn auch relativ kurzen, Phase von Demokratisierung und Politisierung werden. Nicht wenige von ihnen waren in dieser Zeit auch selber Akteure in diesem Prozess und konnten Erfahrungen in Bürgerinitiativen, Interessensvertretungen und Projekten gewinnen. Wenn sie heute für bessere Lebensbedingungen im Alter eintreten, sich generationsübergreifend sozial und kulturell

engagieren und Mitbestimmungsrechte einfordern, dann treten sie damit – gleich ob bewusst oder nicht – fast immer in den Widerstand gegen die marktförmige ökonomische Beschleunigung, denn im »flexiblen Kapitalismus fehlt die Basis für eine neue Alterskultur« (Rosenmayr 2007: 43). Am deutlichsten wird dies wohl gegenwärtig bei Themen der Stadtentwicklung (Günter/Vogelskamp 2005).

Einige der so genannten ›Jungen Alten‹ haben sich bereits für Projekte entschieden, verfolgen Ziele, die über das Private hinausgehen und über die »dritte Sache« vermittelt neue Beziehungen zu anderen öffnen. Um ihre »Weisheitsqualitäten« (Kinsler 2003) in vollem Maße ›mobilisieren‹ zu können, bedarf es – zumindest für einen Teil dieser Generation – der Unterstützung bei der Entwicklung und Ausgestaltung von ›kultureller Kompetenz‹. So wie dieser Begriff hier eingeführt wurde, handelt es sich zum einen um ein weit gefasstes Verständnis von kulturellem und (!) sozialem Kapital (Bourdieu 1973). ›Kulturelle Kompetenz‹ beinhaltet sowohl kulturelle Bildung als auch eine Vernetzung, die über das gemeinschaftliche Verfolgen von Zielen (›dritte Sache‹) zustande kommt. Wie beim Begriff des kulturellen Kapitals von Pierre Bourdieu ist ›kulturelle Kompetenz‹ personenbezogen, d.h. sie muss von den Individuen angeeignet und kann durch sie kontinuierlich erweitert werden. Des Weiteren steht ›kulturelle Kompetenz‹ in dieser Definition für eine Weltsicht aus kultur-kritischer Perspektive und mit der Utopie des Humanismus. Das Zusammenspiel von gemeinsamen sozialem und kulturellem Engagement und der Auseinandersetzung mit den Widersprüchen einer marktförmigen Gesellschaft unter dem Blickwinkel von sozialen und kulturellen Utopien bildet die beste Voraussetzung für die Aneignung und kontinuierliche Erweiterung von ›kultureller Kompetenz‹. So verstanden bildet ›kulturelle Kompetenz‹ eine Chance für die gesellschaftliche Wirksamkeit im Alter.

Literatur

Alheit, Peter (1992): Kultur und Gesellschaft. Plädoyers für eine kulturelle Neomoderne, Bremen: Universitätsverlag.

Alheit, Peter (1994): Zivile Kultur, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Berger, Peter A./Vester, Michael (1998): Alte Ungleichheiten Neue Spaltungen, In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hg.): Alte Ungleichheiten Neue Spaltungen, Opladen: Verlag Leske + Budrich, S. 9-30.

Bollenbeck, Georg (1996): Bildung und Kultur, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard: Soziale Ungleichheiten, Göttingen: Sonderband Soziale Welt (2), Schwartz Verlag, S. 183-198.

Bude, Heinz (2001): Generation Berlin, Berlin: Merve Verlag.

Brecht, Bertolt (1980a): Die heilige Johanna von den Schlachthöfen. In: Suhrkamp Verlag: Die Stücke von Bertolt Brecht in einem Band, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 269-316.

Brecht Bertolt (1980b): Die Ausnahme und die Regel. In: Suhrkamp Verlag: Die Stücke von Bertolt Brecht in einem Band, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 317-330.

Bünder, Peter (2007): Fördern und Fordern im Kindergartenalter: Statt Bildung Bildungspläne? In: Knopp, Reinhold/Münch, Thomas (Hg.): Zurück zur Armutspolizey? Soziale Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle, Berlin: Verlag Frank & Timme, S. 131-141.

Castells, Manuel (2001): Das Informationszeitalter. Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen: Verlag Leske + Budrich.

De Beauvoir, Simone (2004): Das Alter, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Demirovic, Alex (1993): Kultur für alle – Kultur durch alle. In: Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 63/IV/93, S. 30-34.

Deutsche Shell, Jugendwerk (Hg.) (1981): Jugend 1981, Opladen: Verlag Leske + Budrich.

Deutsche Shell Holding (Hg.) (2006): Jugend 2006, Franfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Flohé, Alexander/Knopp, Reinhold (2003): Soziokulturelle Zentren im Kontext gesellschaftlicher Entwicklung. In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.): Soziokulturelle Zentren in Nordrhein-Westfalen, Essen: Klartextverlag.

Glaser, Hermann/Stahl Karl Heinz (1974): Die Wiedergewinnung des Ästhetischen, München: Juventa Verlag.

Glaser, Hermann/Stahl, Karl Heinz (1983): Bürgerrecht Kultur, Franfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein Verlag.

Göschel, Albrecht (1991): Die Ungleichzeitigkeit in der Kultur, Stuttgart, Berlin, Köln: Verlag W. Kohlhammer.

Günter, Roland/Vogelskamp Stephan Alexander (2005): Das süße Leben. Der neue Blick auf das Alter und die Chance schrumpfender Städte, Essen: Klartext Verlag.

Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1987): Neue Urbanität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Hoffmann, Hilmar (1981): Kultur für alle. Perspektiven und Modelle, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Jessen, Jens (2005): Fegefeuer des Marktes. In: Die Zeit, Nr. 30 vom 21.6.2005, S. 43-44.

Kinsler, Margrit (2003): Alter Macht Kultur. Kulturelle Alterskompetenzen in einer modernen Gesellschaft, Hamburg: Verlag Dr. Kovac.

Knopp, Reinhold (2000): Kultur für alle – Kultur für wen? In: Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren (Hg.): www.soziokultur.de/20, Essen: Verlag Kooperative Stattwerk, S. 79-85 .

Knopp, Reinhold (2007): Position und Perspektive kritischer Sozialer Arbeit. In Knopp, Reinhold/Münch, Thomas (Hg.): Zurück zur Armutspolizey? Soziale Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle, Berlin: Verlag Frank & Timme, S. 33-51.

Knopp, Reinhold/Loers, Annette (2000): Soziokulturelle Zentren und die Auseinandersetzung um die Zukunft der Stadt. In: Knopp, Reinhold/ Loers, Annette (Hg.): Ortsgespräche. Die Zukunft der Stadt in der Diskussion, Essen: Klartext Verlag, S. 16-38.

Kolbe, Jürgen (1993): Die Kulturpolitik stirbt still. In: Süddeutsche Zeitung vom 6.7.1993.

Maase, Kaspar (2001): Schundkampf und Demokratie. In: Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen (Hg.): Prädikat wertlos, Tübingen: Verlag Tübinger Vereinigung für Völkerkunde, S. 8-18.

Marcuse, Herbert (1965a): Über den affirmativen Charakter der Kultur, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 56-101.

Marcuse, Herbert (1965b): Bemerkungen zu einer Neubestimmung der Kultur, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 147-172.

Mohr, Reinhard (1992): Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.

Nolte, Paul (2005): Generation Reform, München: Verlag C.H. Beck.

Rosenmayr, Leopold: Schöpferisch Altern. Eine Philosophie des Lebens, Wien: Lit Verlag.

Sennett, Richard (2005): Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin: Berlin Verlag.

Sievers, Nobert/Wagner, Bernd (1993): »Kultur für alle« am Ende? In. Kulturpolitische Mitteilungen, Heft 63 IV/1993, S. 12-13.

An der Schnittstelle von Sozialem und Kultur. Bürgerschaftliches Engagement in der zweiten Lebenshälfte

SABINE SAUTTER

Bürgerschaftliches Engagement ist auf dem Vormarsch. Immer mehr Menschen engagieren sich, allen Unkenrufen zum Trotz. Besonders die Generation 55plus ist noch mehr als früher bereit, etwas für andere zu tun. Allerdings sind damit auch Erwartungen verbunden – mit Recht, wie ich finde. Ich arbeite seit 14 Jahren als Bildungsreferentin in einem Programm für ältere Menschen, und seit mehreren Jahren bieten wir in München Fortbildungsprojekte für Freiwilliges Engagement für Ältere an. Besonders diese Angebote boomen. Und sehr beliebt ist soziales Engagement, das sich mit kulturellen Themen verbindet. Wie kommt es zu dieser großen Nachfrage? Ich denke, das liegt u.a. daran, dass Angebote für neue, attraktive Engagements auf die aktuelle gesellschaftliche Entwicklung antworten und der Lebenssituation und den Bedürfnissen vieler Menschen gerecht werden, die gerade ihr Berufsleben abschließen und eine neue Lebensphase beginnen. Aber was heißt das konkret? In welcher Situation befindet sich die Mehrzahl der Menschen nach der Berufs- und Familienphase? Was ist ihre Rolle in der Gesellschaft? Welche Chancen bietet dabei bürgerschaftliches Engagement? Und warum ist gerade die Schnittstelle zwischen Sozialem und Kultur so attraktiv? Mit diesen eher grundlegenden Fragen werden sich die folgenden Seiten beschäftigen. Und mit der Frage, welche Rolle Erwachsenenbildung dabei spielen kann. Ich werde mich dabei auf einige wissenschaftliche Untersuchungen beziehen, aber auch die Menschen direkt und indirekt zu Wort kommen lassen, die ich in unseren Seminaren erleben darf.

1. Die Lebensphase nach Beruf und Familie

Ich freue mich immer wieder über die Menschen, die in unsere Seminare kommen. Ich empfinde sie als aktiv, im positiven Sinn kritisch und mit Tiefgang. Sie bringen eine große Bereitschaft mit, sich für andere zu engagieren. Aber sie wollen sich auch nicht ausnutzen lassen. Sie wollen ihr Leben und ihr Engagement selbst gestalten. Ich erlebe viele positiv gestimmte Menschen mit großem Gestaltungswillen und vielen Fähigkeiten, die sie im Lauf ihres Lebens erworben haben. Das macht mir Mut und gibt mir den Glauben an eine aktive, gestaltende Rolle Älterer in unserer Gesellschaft. Es ist bekannt, dass ältere Menschen in der Lebensphase nach Beruf und Familie noch nie so gesund, fit und aktiv waren wie in unserer heutigen Gesellschaft. Unser »Gesundheitsalter« ist deutlich gestiegen. Damit ist das durchschnittliche Alter gemeint, in dem die Mehrheit der Menschen noch nicht durch altersbedingte Krankheiten beeinträchtigt ist. Und: noch nie gab es in unserer Gesellschaft eine so lange nachberufliche Lebensphase wie heute. Auch wenn wir in Zukunft wieder länger arbeiten sollten – Tatsache ist, dass die Mehrzahl der Deutschen nach dem Ende des Arbeitslebens länger gesund ist und länger lebt als früher.

1.1. Drei Lebensphasen, die unsere Gesellschaft vorgibt

Moderne Lebensläufe kann man in drei fast gleich lange Phasen unterteilen: das erste Drittel ist durch Kindheit, Jugend und Ausbildung bestimmt, das zweite Drittel durch Berufstätigkeit oder durch die Sorge für die Familie. Und das dritte Drittel bezeichnet man als nachberufliche Lebensphase, die nicht selten schon mit Mitte 50 beginnt und bis weit über 80 dauern kann. So macht die Berufs- und Familienphase oft nur gut ein Drittel des Lebens aus. Nach Abschluss des Berufslebens gibt es eine fast ebenso lange dritte Lebensphase, die aktiv gestaltet werden will. Heute ist bereits jeder vierte Deutsche über 60 Jahre alt, im Jahr 2015 wird es jeder dritte sein.[1] Eine immense und wachsende Zahl älterer Menschen befindet sich also in der nachberuflichen Lebensphase. Viele sind bereit und haben den Wunsch, sich zu engagieren – ebenso wie junge Menschen. Das bedeutet ein großes soziales Kapital. Zum Glück, denn eine Gesellschaft, in der Menschen nur noch während eines Drittels ihres Lebens berufstätig sind, kann ohne die soziale Wertschöpfung ihrer nicht erwerbstätigen Mitglieder nicht funktionieren. Wenn man die Zeit nach Beruf und Familie näher betrachtet, empfiehlt sich aber eine weitere Differenzierung:

1 Brendgens/Braun 2000: 37

1.2. Drittes und viertes Lebensalter

Weil die nachberufliche Lebensphase oft so lang ist, kann man nicht mehr von *den* »alten« oder *den* »älteren« Menschen sprechen. Das wird zwar häufig in der öffentlichen Debatte getan, führt aber immer auch zu falschen Bildern. Vom Ausscheiden aus dem Arbeitsleben bis zum hohen Alter durchlaufen Menschen verschiedene Lebensalter mit ihren spezifischen Aufgaben. Mit 60 Jahren ist man in einer anderen biographischen Phase als mit 80. Es käme ja auch niemand auf die Idee, 20- und 40-Jährige als Angehörige der gleichen Altersgruppe anzusehen. Von allen gängigen Unterscheidungen scheint mir die vom dritten und vierten Lebensalter die sinnvollste zu sein. Das vierte Lebensalter meint hochaltrige Menschen, viele sagen ab etwa 75 Jahren. Mir scheint die inhaltliche Definition eher zu, die besagt, das vierte Lebensalter beginnt, wenn die Bewältigung des Alltags zum zentralen Thema wird. Das kann mit 60 Jahren sein oder auch mit 90. Im vierten Lebensalter nimmt die körperliche Mobilität ab, oft müssen Hilfeleistungen in Anspruch genommen werden. Häufig ist das vierte Lebensalter auch eine nach innen gerichtete Lebensphase, in der es zunehmend wichtig wird, Bilanz zu ziehen, das eigene Leben zu deuten und mit sich selbst ins Reine zu kommen. Da nehmen nach außen gerichtete Aktivitäten deutlich ab. Ein Zahlenvergleich zeigt, das ab 76 Jahren freiwilliges Engagement deutlich abnimmt und auch andere nach außen gerichtete Aktivitäten. Allerdings waren 2004 auch bei den über 76-Jährigen 2004 noch 18 % freiwillig engagiert.[2] Und die subjektive Bedeutung sozialen Engagements im Alter steigt[3], was wohl auch mit der zunehmenden Relevanz von Sinnfragen zu tun hat. Weil die körperliche Mobilität nachlässt, bezieht sich soziales Engagement oft auf das private und nachbarschaftliche Umfeld.

Das dritte Lebensalter meint die Lebensphase zwischen dem Ende der Berufs- und Familienphase und dem Beginn des vierten Lebensalters, in der die meisten Menschen relativ gesund und aktiv sind. In dieser Lebensphase fallen mit Beruf und Kindererziehung wichtige Lebensaufgaben weg, und man muss neue finden. Dass Menschen im dritten Lebensalter zunehmend nach neuen Aufgaben suchen, belegen die Freiwilligen-Surveys von 1999 und 2004, Studien, die die Bundesregierung in Auftrag gegeben hat. Sie unterteilen das dritte Lebensalter in zwei Dekaden: Die Zahl der Menschen zwischen 55 und 65 Jahren, die sich freiwillig engagieren, ist zwischen 1999 und 2004 von allen Altersgruppen am stärkten gestiegen, nämlich um 6 %! Direkt danach folgen 66-75-Jährige mit einer Steigerung des Engagements um +5 % gegenüber 1999. 40 % der 56-65-Jährigen waren 2004 ehrenamtlich engagiert, bei den

2 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2004): 2. Freiwilligensurvey: 3

3 Brendgens/Braun 2000: 38

66-75-Jährigen waren es immerhin noch 31 %.[4] Das heißt, vor allem Menschen im dritten Lebensalter suchen zunehmend nach interessanten und sinnvollen Engagements. Erwachsenenbildungsprojekte für freiwilliges Engagement Älterer wenden sich also primär an Menschen im dritten Lebensalter. Und die Nachfrage nach attraktiven Engagements und Qualifizierung wird in dieser Altergruppe voraussichtlich noch steigen. Weil sich die zahlenmäßig stärkste Engagementgruppe im dritten Lebensalter befindet, soll der Blick noch näher auf diese Altersgruppe gelenkt werden – wohl wissend, dass es auch viele aktive Menschen über 75 gibt, deren Engagement oft mit einer besonderen Weisheit verbunden ist.

2. Die Rolle Älterer in der Gesellschaft

Das dritte Lebensalter als Lebensphase, in der man nicht mehr berufstätig ist, aber sehr wohl die Kraft und den Wunsch hat, die Gesellschaft mit zu gestalten, ist ein relativ junges gesellschaftliches Phänomen. Im Grunde hat sich eine neue biografische Phase entwickelt, so wie mit Einführung der Schulpflicht die Kindheit als eigenständige Lebensphase entstand oder in den 1950er Jahren die Jugend. Weil das dritte Lebensalter in dieser Form noch relativ neu ist, gibt es noch kein lange tradiertes Rollenverständnis dafür. Das heißt auch, an Menschen, die nicht mehr erwerbstätig, aber noch gesund und aktiv sind, gibt es keine allgemein üblichen Erwartungen. Das Bild des Rentners, der nach dem Berufsleben seinen wohl verdienten Ruhestand genießt, passt schon lange nicht mehr. »Junge Alte« dürfen – und müssen – ihre Rolle in der Gesellschaft selbst definieren und gestalten. Durch Berufstätigkeit oder die Sorge für die Familie hat ein Mensch auch immer eine öffentlich anerkannte Rolle in der Gesellschaft. Diese Rolle verliert, wer aus dem Berufsleben ausscheidet. Natürlich sind viele Menschen im dritten Lebensalter auch eingebunden in eine Fülle von Aufgaben, z.B. in Familie und Nachbarschaft. Aber das sind oft Aufgaben »im Privaten«, wie sie jeder Mensch erfüllt, egal ob in der Ausbildung, erwerbstätig oder mit Beruf Familienfrau. Freiwilliges Engagement dagegen bietet die Chance, in anderer Form an der Gesellschaft teilzuhaben und sie mitzugestalten. Der »dritte Sektor« neben Privatwirtschaft und Öffentlicher Hand bietet viele Möglichkeiten des Engagements und damit verbunden eine nicht nur private Rolle im Gemeinwesen.

Eine aktive Rolle in der Gesellschaft einzunehmen spielt für die heutige Seniorengeneration eine wichtigere Rolle als das vor 20 Jahren der Fall war. Die 68er-Generation (geboren 1940 – 1949) kommt ins Seniorenalter. Wer

4 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) 2004: 2. Freiwilligensurvey: 1; 3

2005 60 Jahre alt ist, war 1968 23 Jahre alt. Unabhängig von politischen Überzeugungen – die 68er Generation hat eine andere Wertesozialisation erfahren als z.B. die Generation, die im Nationalsozialismus in zutiefst hierarchischen Strukturen aufwuchs. 68er-Revolution, Frauen-, Bürgerinitiativ- und Friedensbewegung haben dazu geführt, dass Werte wie Autonomie und Gestaltung wichtig wurden. Wenn es z.B. für die Frontgeneration (geb. 1920 – 1929) in ihrer Jugend oft Überlebensstrategie war, nicht aufzumucken und an gesellschaftliche Mitgestaltung nicht zu denken war, haben die heute 60-Jährigen es viel eher als positiv erfahren, sich einzumischen und Visionen für eine bessere Gesellschaft zu entwickeln.[5] Diese Generation will sich auch heute aktiv einmischen und das öffentliche Leben mit gestalten. Ihre veränderte Wertesozialisation ist sicher einer der Gründe, warum Ältere zunehmend bereit sind, sich zu engagieren.

Ich höre das auch immer wieder bei TeilnehmerInnen unserer Bildungsprojekte für bürgerschaftliches Engagement, z.B. des Kulturführerscheins: Die eigene Aktivität, die Anbindung an soziale oder andere Non-Profit-Einrichtungen und der Aufbau neuer, über gemeinsame Interessen definierter Gruppen wird auch erlebt als eine wohltuende Ergänzung der rein familiären und privaten Sphäre. Die zivilgesellschaftliche Ebene, d.h. die dem Gemeinwohl verpflichtete Ebene zwischen Staat und Privatwirtschaft ist der Ort, wo sich viele ältere Menschen entfalten und für das Gemeinwohl engagieren. Hier sind sie aktive Mitglieder des Gemeinwesens. Und hier ist der Ort, wo sich zeigt, dass Eigennutz, die Lust, endlich eigenen Interessen nachzugehen, sich durchaus mit Gemeinsinn verbinden lässt. Dabei ist es nicht für alle attraktiv, sich in bestehenden sozialen oder kulturellen Einrichtungen zu engagieren. Die haben zwar eine hohe Attraktivität, wenn sie sich modernen Formen des Engagements öffnen, »ihre« Freiwilligen unterstützen und ihnen attraktive Rahmenbedingungen bieten. Gleichzeitig schaffen sich aber viele Engagierte ihre eigenen flexiblen und nichthierarchischen Strukturen. Die Enquète-Kommission des Deutschen Bundestages wertet die erfragten 13 % der Engagierten außerhalb traditioneller Strukturen als »Vorboten einer neuen Zeit«, d.h. man erwartet eher eine Steigerung von Engagement außerhalb institutioneller Strukturen.[6] Eine Befragung der ersten drei Jahrgänge des Münchner Kulturführerscheins ergab, dass 21 % derer, die sich engagieren, dies in selbst organisierten Gruppen tun ohne jede institutionelle Anbindung. Auch diese selbst organisierten Gruppen sind Teil des neu wachsenden »sozialen Kitts« unserer Gesellschaft, nachdem Traditionen, Strukturen und Institutionen, die bisher unsere Gesellschaft zusammen hielten, an Kraft verlieren.

5 Vgl. Kade 1994: 39-53

6 Enquète-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des deutschen Bundestages (Hg.) 2002: 49

Das Bild von älteren Menschen als großer, aktiver Teil unserer Gesellschaft, der sie auch aktiv mitgestaltet, setzt sich erst langsam durch. Mit 60 ist man nach offizieller Definition Senior. Wenn ich in Kultureinrichtungen eine »Gruppe von SeniorInnen« ankündige, stoße ich immer wieder auf Bilder von hilfsbedürftigen zu betreuenden alten Menschen. Darauf folgt regelmäßig ein – durchaus freudiges – Erstaunen über eine aktive und auch kritische Gruppe von äußerst wachen und klugen Menschen. Dabei möchte ich nicht dem unreflektierten Bild vom allzeit fitten, dynamischen und finanzstarken Senior das Wort reden. Ältere Menschen bringen ein kreatives und soziales Potenzial in unsere Gesellschaft ein, auf das zu verzichten wir uns nicht leisten können. Und sie tun dies oft auch trotz – und manchmal wegen – schmerzlicher Lebensgeschichten, gesundheitlicher Einschränkungen und nachlassender Kräfte. Das mindert nicht den Wert ihres Engagements, oft steigert es ihn eher. Sie haben Verständnis für Dinge, die sie selbst erlebt haben und haben dem oft zelebrierten »schneller, höher, weiter« eine Kultur der Entschleunigung und der Achtung vor den eigenen Grenzen entgegenzusetzen. Das Letztere gehört zu den wesentlichen Kompetenzen freiwilligen Engagements.

3. Soziale und biografische Hintergründe

Häufig hören wir von Menschen, die sich für den Kulturführerschein interessieren: »Ich will etwas Sinnvolles tun, ich will mich für andere engagieren. Aber viele soziale Aufgaben sind mir auch zu schwer. Kultur, das ist es!« Menschen im Dritten Lebensalter haben oft persönliche und familiäre Belastungen zu bewältigen. Der Freude über die endlich gewonnene Freiheit vom Beruf stehen häufig die typischen Belastungen einer »Sandwichgeneration« gegenüber: Man unterstützt erwachsene Kinder und die Enkel, gleichzeitig kümmert man sich um hochaltrige und teils pflegebedürftige Eltern. Viele Menschen sind in diesem Alter also in hohem Maß privat gefordert. Trotz der familiären Aufgaben, die durchaus als sinnvoll empfunden werden, fehlt häufig etwas ganz Wesentliches: eine Aufgabe außerhalb der eigenen Familie, außerhalb der Privatsphäre. Freiwilliges Engagement bietet die Möglichkeit, die Gesellschaft aktiv mitzugestalten und Verantwortung für quasi öffentliche Aufgaben zu übernehmen. Gleichzeitig möchten viele aber auch anderen persönlichen Interessen nachkommen können, z.B. lang ersehnte Reisen unternehmen. Auch damit hängt die zunehmende Neigung zu eher projektbezogenen, d.h. zeitlich befristeten Engagements zusammen.[7] Die Studie »Frauen im sozialen Ehrenamt« beschreibt verschiedene Typen von Ehrenamtlichen u.a.

7 Vgl. Enquète-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des deutschen Bundestages (Hg.) 2002: 50

die »Unentbehrliche«, die »immer da« ist, die feste soziale Zugehörigkeit wünscht, und die »Springerin«, die sich eher projektbezogen und zeitlich befristet engagiert und die auch deutlich zeitliche Grenzen setzt.[8] Auch in meiner Fortbildungsarbeit nehme ich einen steigenden Anteil von »SpringerInnen« wahr – die innerhalb der von ihnen gesetzten Grenzen äußerst engagiert sind. Eine Teilnehmerin des Kulturführerscheins formulierte das so: »Ich will im Sommer auch Zeit haben zu reisen. Ich will mich nicht so festlegen. Ich war 35 Jahre lang berufstätig. Mein Engagement kann ich jetzt selbst bestimmen. Und es soll mir Spaß machen.« Sie ist eine hoch engagierte Frau, bietet Literaturtreffen für SeniorInnen an, nimmt am Zeitschreiber-Projekt teil und tritt im Rahmen unseres Theaterprojektes »Szenenwechsel« in Altenheimen auf. All das sind Aktivitäten, die durchaus Verbindlichkeit erfordern, aber auch mit privaten Bedürfnissen vereinbar sein sollen. Viele TeilnehmerInnen unserer Fortbildungskurse für freiwilliges Engagement haben auch gesundheitliche Einschränkungen, manche sind deshalb frühzeitig aus dem Erwerbsleben ausgeschieden. Aber sie haben genügend Ressourcen für ein freiwilliges Engagement. Andere sind arbeitslos und sehen keine Chance mehr, noch einmal ins Erwerbsleben einzusteigen. Hier gibt es eine große Gruppe von Menschen, deren nachberufliche Lebensphase schon vor dem 60sten Lebensjahr beginnt. Mit dem Berufsleben oder der Rolle als Familienfrau fällt nicht nur eine definierte Rolle in der Gesellschaft weg, sondern auch wichtige soziale Kontakte und Netzwerke. In der Regel verliert man den Kontakt zu KollegInnen oder anderen Müttern, weil das Verbindende, der Beruf oder die Kinder, nicht mehr da ist. Gleichzeitig sterben Eltern, Verwandte, häufig auch Freunde. Vorhandene soziale Netze dünnen sich für viele Menschen oft schmerzlich aus. Gleichzeitig sind soziale Netze beim Älterwerden wichtiger als je zuvor. Die Gefahr zu vereinsamen steigt in dieser Lebensphase an, und wer es im dritten Lebensalter nicht schafft, neue soziale Netze aufzubauen, der wird sich im vierten Lebensalter damit noch schwerer tun. Positiv formuliert: wer nach Beruf und Familie neue soziale Netze aufbaut, betreibt soziale Prävention für sein viertes Lebensalter.

4. Gründe, sich zu engagieren

Es gibt zahlreiche Untersuchungen, die Beweggründe erhoben haben, aus denen sich Menschen freiwillig engagieren.[9] Ich möchte hier vier Motivbün-

8 Vgl. Morgenwelt Consult (Hg.) 1999

9 Vgl. z.B. Enquète-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des deutschen Bundestages (Hg.) 2002; Brendgens/Braun 1999; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) 2004: 2. Freiwilligensurvey 2004

del zusammenfassen. Sie beziehen sich auf die einzelne Person, das persönliche soziale Gefüge, die größere Einheit der Gesellschaft und auf Sinn- und spirituelle Fragen.

4.1. Als Persönlichkeit wachsen

Sich weiter zu entwickeln ist ein menschliches Grundbedürfnis. Wem der Beruf oder die Auseinandersetzung mit den Kindern die Gelegenheit dazu gegeben hat, der wird beides sehr vermissen und muss sich Neues suchen. Wer eher das Gefühl hatte, Beruf und die Sorge für die Familie behindern das persönliche Wachstum, der wird nun, da beides wegfällt, umso mehr danach hungern, sich endlich eigenen Interessen zu widmen. Vor allem Angehörige der Aufbau-Generation, aber auch der 68er-Generation konnten häufig ihren Wunsch-Beruf nicht ergreifen. Da spielt es eine große Rolle, ob bürgerschaftliches Engagement mit eigenen Interessen und vielleicht auch mit nicht erfüllten Wünschen zu tun hat. Und weil Kultur bei Älteren der Spitzenreiter bei thematischen Interessen ist[10], hat der Zugang zu sozialem Engagement über kulturelle Themen eine hohe Attraktivität. Freiwilliges Engagement soll auch Freude machen und die persönlichen Ressourcen nicht nur aufzehren, sondern sie »auftanken« helfen.

Ältere haben im Lauf ihres Lebens bereits viele Kompetenzen und Fähigkeiten erworben, berufliche, soziale und andere. Viele wünschen sich, diese Kompetenzen zu erhalten, auszubauen und weiter einzusetzen. Andere möchten aber gerade etwas Neues entwickeln, dazu lernen und bewusst eine neue Lebensphase beginnen, in der man an neuen Aufgaben wachsen kann. Inspiration und persönliches Wachstum haben einen hohen Stellenwert. Mit dem gewachsenen Bildungsstand Älterer verbindet sich ein Bedürfnis, im Engagement das eigene kreative Potenzial auszuleben. Bildungsgewohnte Menschen werden auch im Alter gern dazu lernen, auch in einem neuen Engagement, und dies als persönliche Entwicklungschance begreifen.

Der Wunsch nach persönlicher Weiterentwicklung hat in der Regel nichts mit dem viel kritisierten Ego-Trip unserer Gesellschaft zu tun, sondern mit persönlichem Wachstum in die Tiefe. Die Entwicklung einer Ich-Integrität ist eine wichtige, wenn auch nicht die einzige Aufgabe der nachberuflichen und nachelterlichen Lebensphase[11] – dazu ist die Generativität alter Menschen viel

10 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg) 2004: Bildung im Alter: 11

11 E.H. Erikson beschreibt den Konflikt Ich-Integrität versus Verzweiflung als zentrale Entwicklungsaufgabe des höheren Lebensalters. Auch wenn seine an biografische Lebensalter gekoppelte strenge Abgrenzung von aufeinander folgenden Lebensaufgaben heute nicht mehr gültig erscheint, halte ich die Weiterentwicklung einer Ich-Integrität gerade nach dem Wegfall der oft sinnstiftenden Aufgaben wie Beruf und Familie für relevant. Vgl. Erikson 1966.

zu wichtig für unsere Gesellschaft. Aber freiwilliges Engagement kann, eben weil es sich nicht an finanziellem Verdienst und wirtschaftlicher Verwertbarkeit messen muss, eben diese Weiterentwicklung der eigenen Identität fördern. Zum Wohl des Einzelnen und der Gemeinschaft.

4.2. Kontakte und Gemeinschaft mit Gleichgesinnten

Weil sich das soziale Netz im Älterwerden häufig ausdünnt, wird es umso wichtiger, neue Kontakte zu knüpfen. In der Regel entstehen neue soziale Netze über ein gemeinsames Drittes: den Beruf, die Kinder – oder über gemeinsames Engagement. Hier finden sich Menschen mit gemeinsamen Interessen und mit ähnlichen Ideen davon, wie die Welt sein sollte. Eine Teilnehmerin des Kulturführerscheins sagte: »Ich habe so viele wundervolle Menschen kennen gelernt, mit denen ich gemeinsam etwas tun kann. Ich kannte vorher niemand, mit dem ich mich so gut austauschen kann über das, was ich in der Kunst erlebe, was mich wirklich berührt. Wir haben eine besondere Form von Gemeinschaft.« Besser kann man es nicht beschreiben. Die geteilte Weltsicht, die ähnlichen Ziele des gemeinsamen Tuns, sich gemeinsam für etwas begeistern können – all das gibt Netzwerken bürgerschaftlichen Engagements ein qualitatives Plus gegenüber manch anderem sozialem Netz. Wer sich sozial engagiert, sucht aber auch in den Menschen, denen er z.B. vorliest oder mit denen er ins Museum geht, Kontakt und Begegnung. Viele unserer TeilnehmerInnen erzählen von der Freude, mit der ihnen die Menschen begegnen für die sie sich engagieren. Oft ist es die eigene Begeisterung, die sie mitteilen und die zu ihnen zurückkommt. Und häufig ist es auch das andere, das fasziniert und den Horizont erweitert: der kulturelle Hintergrund afghanischer Flüchtlinge, die Würde und Weisheit einer körperlich gebrechlichen alten Frau.

4.3. An der Gesellschaft teilhaben

Für viele ist ein Engagement auch deshalb reizvoll, weil es über das Private, also über Familie und Freunde hinausgeht. Wer sich engagiert, gestaltet die Stadtgesellschaft oder das Gemeinwesen mit, hat teil am öffentlichen Leben. Die Motivation sich zu engagieren verlagert sich von pflichtbezogenen Motiven (Bürgerpflicht) hin zum Wunsch, an der Gesellschaft teilzuhaben und sie aktiv zu gestalten.[12] Die Generation 55plus will sich einmischen und neigt dazu, soziale Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen.[13]

12 Enquète-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des deutschen Bundestages (Hg.) 2002: 52

13 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) 2004: 2. Freiwilligensurvey: 3

An dieser Stelle möchte ich etwas zum viel benutzten Begriff des bürgerschaftlichen Engagements sagen. Nicht für alle Engagierten stimmt er und nur wenige verwenden ihn für ihr Tun. Bürgerschaftliches Engagement meint Engagement von Menschen, die sich als Bürger begreifen. Konrad Hummel bringt es so auf den Punkt: »Bürgerschaftliches Engagement ist derjenige Teil von Ehrenamt, Selbsthilfe etc., der sich über das Gruppeninteresse hinaus auf das Gemeinwohl richtet.«[14] Insofern geht bürgerschaftliches Engagement immer über das unmittelbare Helfen hinaus. Oft ist es auch eine Frage der Haltung: als Ehrenamtliche kann ich im benachbarten Seniorenheim einer alten Dame vorlesen. Wir freuen uns beide an diesen gemeinsames Stunden, die ich eher als nachbarschaftliches oder privates freiwilliges Engagement begreife. Oder ich begreife mich als Engagierte, die an menschlicheren Strukturen von Institutionen unserer Gesellschaft, z.B. Altenheimen, mitwirkt. Dann werde ich vielleicht über das Vorlesen hinaus mich für die Arbeit des Heimes interessieren, den Kontakt mit seinen Mitarbeitenden suchen oder dessen Belange nach außen vertreten. Was hier für uns wichtig ist: die Anzahl der Menschen, die ihr Engagement auch als Mitgestaltung des Öffentlichen begreifen, wächst, auch wenn es nicht alle so sehen.

4.4. Die Frage nach Sinn und Spiritualität

Die traditionellen Strukturen und Institutionen, die einst vorgaben, worin der Sinn des Lebens besteht oder wie er erschlossen werden kann, haben vielerorts an Bedeutung verloren. Und häufig erheben sie diesen Anspruch auch nicht mehr. Sinn muss sich jeder einzelne heute selbst erschließen. Manche tun das innerhalb kirchlicher bzw. religiöser Gemeinschaften, andere fühlen sich dort mit ihrer Sinnsuche nicht aufgehoben. Ob kirchlich gebunden, religiös motiviert oder atheistisch geprägt, die Suche nach Sinn spielt eine große Rolle für Menschen, die sich engagieren. Das Bedürfnis, »Gutes zu tun«, etwas Sinnvolles zu tun wird deutlicher, wenn man im Beruf und von den erwachsenen Kindern nicht mehr gebraucht wird. Da müssen sich neue Sinnhorizonte erschließen. Und »etwas Sinnvolles tun« ist für viele Menschen gleichbedeutend mit »etwas für andere tun«. Es ist ein zentraler christlicher Wert, einander zu helfen und für andere da zu sein. Aber es ist auch ein humanistischer Wert, den viele Atheisten ebenso teilen. Die Suche nach Sinn im Leben kann mit religiösen oder spirituellen Fragen verbunden sein, sie muss es aber nicht. Bei der Frage nach Sinn spielt es oft eine wesentliche Rolle, sich mit eigenen Fähigkeiten und auch mit nicht gelebten Träumen auseinander zu setzen. Dahinter wird die Frage sichtbar, was dem einzelnen gegeben ist und wie er oder sie verantwortungsvoll mit diesen Gaben umgeht, wie

14 Hummel 1997: 51

sie fruchtbar werden können für andere. Die Liebe von Frau M. zur Literatur, die zunächst als etwas ganz Individuelles erscheinen mag, ist Motor für ihre Auseinandersetzung mit Buch und Schriftsteller, sie prägt aber auch die begeisterte und ansteckende Art, mit der sie dieses Buch in einem Leskreis im Seniorenheim vorstellt und im Gespräch bearbeitet. Dort, wo ihr eigenes Interesse ist, entsteht auch Sinn, weil sie es teilt und mitteilt. Hier wird ein allgemeiner gesellschaftlicher Wertewandel deutlich: Freiwilliges Engagement gilt nicht mehr als reine Pflichtausübung, und auch Altruismus, der mit einer Verleugnung der eigenen Wünsche und Bedürfnisse einhergeht, ist nicht mehr oberstes Ziel. Freude und Interesse am Engagement spielen eine große Rolle. Selbstentfaltung entlang der eigenen Interessen ist nicht per se egoistisch, sie kann sich sehr wohl mit Gemeinwohlorientierung verbinden.[15] Man engagiert sich für sich *und* für andere. Und in dieser Verbindung von Individualität, von der Verantwortung, das Eigene zu entwickeln, und der Sorge für andere wird die Sinnfrage aufgeworfen, stellt sich die Frage nach dem Platz des einzelnen in der Welt.

5. Kultur als Zugang zu sozialem Engagement

Ein Großteil unserer TeilnehmerInnen möchte sich sozial engagieren. Gleichzeitig hat der Zugang über kulturelle Themen eine hohe Attraktivität. Schon oft habe ich Aussagen gehört wie: »Als ich davon gelesen habe, wusste ich sofort, das ist es.« Das ist in München beim Kulturführerschein der Fall und auch beim Zeitschreiber-Projekt oder beim Theater-Projekt »Szenenwechsel«. Im Kulturführerschein bringen die AbsolventInnen Kultur aller Art zu Menschen, die sonst keinen Zugang dazu haben, oder sie schließen sich mit Gleichgesinnten zusammen, um sich gemeinsam mit Literatur auseinanderzusetzen, ins Museum zu gehen oder anderes. Die autobiografischen Texte, die z.B. die »ZeitschreiberInnen« schreiben, verstehen sich zwar nicht als Literatur im Sinn der Hochkultur. Aber wir bedienen uns kultureller Techniken, indem wir an den Texten arbeiten, an sprachlichen und formalen Mitteln. Sprache und Schreiben sind ein maßgeblicher Teil unserer Kultur. Und über die entstandenen Texte und deren AutorInnen lernen z.B. MigrantInnen unser Land und seine gelebte Geschichte kennen. Ebenso ist es mit selbst erarbeiteten Theaterstücken, die in München oder Düsseldorf im Altenheim aufgeführt werden. Menschen, die oft keinen Zugang zu Kultur haben, wird lebendige Kultur vermittelt. Was macht also den Zugang sozialen Engagements über

15 Enquète-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des deutschen Bundestages (Hg.) 2002: 51f.

Kultur so attraktiv? Zunächst aber – was ist überhaupt gemeint, wenn wir über Kultur und über Kunst sprechen?

5.1. Kunst und Kultur – Versuch einer Begriffsbestimmung

Kultur ist Teil unsres Lebens: Oft denken wir bei dem Wort »Kultur« an so genannte Hochkultur, große Opernhäuser oder berühmte Museen, vor denen man vielleicht auch in Ehrfurcht erstarrt. Natürlich, das ist Kultur. Diese Kultur ist ein wesentlicher Bestandteil unserer Gesellschaft – und gerade deshalb muss Kultur »vom Sockel geholt« werden. Der Ehrfurcht muss eine für alle zugängliche und gar nicht ehrfürchtige Auseinandersetzung folgen, sodass sich die Inhalte auch erschließen können. Unsere Münchner Referentin Dr. Hannelore Kunz-Ott von der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern sagt: »Museen gehören nicht den Kuratoren, sondern der Öffentlichkeit.« Dessen sind wir uns oft viel zu wenig bewusst. Museen sind nicht Verwahranstalten für Kunstobjekte, sondern lebendige Orte der Auseinandersetzung. Sie sind Lernorte. Aber bei aller Hochkultur – Kultur ist eben auch der wundervolle Text einer älteren Dame über Schwimmen als Kind im Seerosenteich, eine kleine gespielte Szene über die Bedeutung des Tanzens in der Lebensgeschichte einer anderen Dame, und die in einem Bürgerhaus ausgestellten Bilder, die Kinder von AsylbewerberInnen über ihre Vorstellung von Heimat gemalt hatten, initiiert von einer Teilnehmerin des Kulturführerscheins. Das ist von »ganz normalen Menschen« geschaffene Kultur. Und Kultur ist auch, wie wir leben, auf welche Werte und Umgangsformen sich unsere Gesellschaft geeinigt hat, wie wir essen und wie wir uns kleiden. Unsere Form der Kultur gibt uns Heimat und Identität. Das nehmen wir oft erst dann wahr, wenn wir uns in einer fremden Kultur befinden, in der Umgangsformen gelten, die wir nicht kennen. Deshalb ist es auch Kulturarbeit, sich mit Arten des Tischdeckens zu befassen, mit Hausarbeit in den 40er Jahren oder mit Mode. Dass Kultur Identität und Heimat gibt, wird auch klar, wenn Menschen, die durch sehr schwere Zeiten gegangen sind, berichten, wie sehr ihnen Kultur beim Überleben geholfen hat. Ein Teilnehmer unseres Zeitschreiber-Projektes beschreibt in einem Text seine Zeit in einem englischen Gefangenenlager, in dem Häftlinge ein Bildungsprogramm organisierten, bei dem jeder das lehrte, was er wusste. Ein Höhepunkt war eine gemeinsam einstudierte Aufführung von Goethe's Faust I. Diese Formen der kulturellen Aktivitäten halfen den Gefangenen, die Zeit im Lager zu überstehen. Der so häufig auch von politischen Parteien traktierte Satz »Kultur ist ein Lebensmittel« wird hier in seinem Wahrheitsgehalt greifbar.

Und Kunst ? Berühmt ist der Satz von Joseph Beuys »Jeder ist ein Künstler«. Ist das so? Ist jedes Kinderbild, jeder gebastelte Schmetterling Kunst? Ist jeder Action-Film Kunst? Ist es das, was Beuys gemeint hat? An der Ausei-

nandersetzung mit Kunst scheint mir wesentlich, dass viele Kunstwerke, die uns berühren, existenzielle menschliche Themen ansprechen. Und das ist ein Grund, warum viele Menschen das Bedürfnis haben, sich über ein Bild, ein Theaterstück oder einen Film auszutauschen. Joseph Beuys' »Zeige Dein Wunde« befasst sich mit Erfahrungen von Verletzung und Heilung. Der Film »The Straight Story« von David Lynch handelt von einem alten Mann, der, weil er nicht mehr Autofahren kann, mit einem Aufsitz-Rasenmäher quer durch den Mittleren Westen der USA zu seinem schwer kranken Bruder fährt. Das ist die äußere Geschichte. Aber der Film handelt auch von inneren Wegen, von Lebensbilanz und von Versöhnung. Bei dem oben erwähnten Text vom Schwimmen im Seerosenteich, dem Theaterstück über das Tanzen und bei den Bildern der Asylbewerberkinder über Heimat geht es ganz genauso um existenzielle menschliche Erfahrungen. Der Text über das Schwimmen im Seerosenteich spielt im Krieg und ist eine letzte wundervolle Erfahrung in der verlorenen Heimat, während die Bomber über den blauen Himmel ziehen. Die Geschichte über das Tanzen lässt auch den Verlust des Partners und die heutige Einsamkeit erahnen. Und die Asylbewerberkinder haben schon im jungen Alter den Verlust von Heimat erlebt, vielleicht im selben Alter wie die Dame, die als Mädchen im Seerosenteich schwamm. Bei diesen Beispielen von (Laien-)Kunst kommt für mich Joseph Beuys' Satz »Jeder ist ein Künstler« ins Spiel. Hier teilen sich menschliche Erfahrungen mit. Erfahrungen, die wir erspüren, aber das Kunstwerk selbst fasst sie nicht explizit in Worte. Ein Vorteil an der Auseinandersetzung mit Kunst ist: Beim Sprechen über das Kunstwerk kann man selbst entscheiden, ob die anklingenden existenziellen Themen direkt thematisiert werden, ob – noch ein Schritt weiter – eigene Erfahrungen dazu erzählt werden, oder ob das Gespräch auf der Ebene des Kunstwerkes bleibt. Es ist der Film, der von verletzter Bruderliebe handelt […] Ich kann über mich sprechen, wenn ich das möchte, ich muss aber nicht. Mein Inneres ist nicht explizit Thema wie in einer Selbsterfahrungsgruppe. Aber ich bin willkommen damit. Gleichzeitig kann Kunst zu tiefen Glücksgefühlen führen. Nike Wagner sprach in einem Interview in der »Zeit« von einem »Kunst-Erleben, das mit Erkenntnis zu tun hat. Erkenntnis ist eine Form von Glück. Das unterscheidet Kunst vom Zeitvertreib, von der Unterhaltungskultur. Glück und Spaß sind nicht dasselbe. Hier finde ich mich, dort vermeide ich mich.«[16] Vielleicht ist auch deshalb Kunst und Kultur für älter werdende Menschen von so großem Interesse. Die Vertiefung des Lebens und die zunehmende Tiefe des Erlebens spiegelt sich in der Art der Kunst-Erfahrungen.

16 Wagner 2004: 76

5.2. Die Verbindung von Sozialem und Kultur

Eigene Lust und Engagement für andere: Eine Tatsache ist: Bei älteren Menschen liegt Kultur an der Spitze der thematischen Interessen.[17] Viele mussten während eines langen Berufslebens oder, als die Kinder klein waren, ihre kulturellen Interessen hintanstellen. Eine weitere Tatsache: Wer sich freiwillig engagiert, will heute sein Engagement mit persönlichen Bedürfnissen und Interessen zu verbinden.[18] Was liegt da näher als eine Verbindung kultureller Interessen und sozialen Engagements. Man kann eigenen Interessen nachgehen und tut gleichzeitig etwas Sinnvolles. Ich höre das immer wieder von TeilnehmerInnen des Kulturführerscheins: Sie möchten sich sozial engagieren, aber Hospiz-Arbeit beispielsweise wäre ihnen zu schwer. Kultur ist ein guter Zugang, kulturelle Arbeit ist mit den eigenen Kräften vereinbar. Ein großer Teil unserer TeilnehmerInnen kommt aus sozialen oder verwandten Berufen und ist oft innerlich ausgezehrt. Andere haben einen Partner bzw. die alten Eltern lange Jahre gepflegt oder selbst eine schwere Krankheit hinter sich. Kultur bietet die Möglichkeit, sich mit Schönem zu befassen, den »inneren Brunnen« wieder zu füllen und die erlebte Freude an andere weiter zu geben. In der Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur kann man Freudvolles tun, seine Interessen entfalten und gleichzeitig etwas für andere tun. Und niemand, mit dem man Kulturelles unternimmt, wird bei einem vermeintlichen Defizit angesprochen (alt, krank, behindert …), sondern bei seinem Interesse an Kultur, das er mit der freiwillig engagierten Initiatorin teilt.

Kultur ist öffentliches Leben: Weiter oben ging es um die Frage, wie sich die gesellschaftliche Rolle von Menschen im dritten Lebensalter verändert hat und warum es für viele so wichtig ist, an der Gesellschaft und am öffentlichen Leben teilzunehmen. Kultur ist ein öffentliches Gut, ebenso wie soziale Einrichtungen Teil der Gesellschaft sind. Wer mit BesucherInnen eines Seniorenzentrums in ein Museum geht, bewegt sich zwischen zwei gesellschaftlichen Institutionen. Und auch eine selbst organisierte Gruppe von Menschen im dritten Lebensalter, die gemeinsam Museen und Konzerte besucht, nimmt am öffentlichen Leben teil. Der völlige Rückzug ins Private ist nicht jedermanns Sache, und Kultur ist ein wichtiger Bestandteil des öffentlichen Lebens. Viele Künstler haben prophetische Funktion. Sie denken weit voraus oder analysieren Vergangenes. Und Kultur ist Spiegel unserer gegenwärtigen Gesellschaft. Ich habe vor einiger Zeit eine viel diskutierte und umstrittene Opern-Inszenierung von Verdis Don Carlos von Philipp Himmelmann in Berlin gesehen. Eine Szene, in der Don Carlos und das Königspaar einer Hinrichtung

17 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg) 2004: Bildung im Alter: 11

18 Enquète-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des deutschen Bundestages (Hg.) 2002: 50

durch die Inquisition zusehen, wurde mit an den Füßen aufgehängten nackten Menschen dargestellt, währen die Königsfamilie an einer Tafel sitzt und isst. Das erinnerte in beängstigender Weise an die Bilder von Folterungen amerikanischer Soldaten im Irak-Krieg, die kurz zuvor an die Öffentlichkeit gelangt waren. Ein ästhetisches Bedürfnis des Opernpublikums wurde dadurch nicht befriedigt, aber in der Pause standen viele Menschen vor der Oper und diskutierten. Auch darüber, ob, wer Macht hat, zusehen darf, so wie das Don Carlos und das Königspaar tun, aber auch wie Deutschland sich heute angesichts des Irak-Krieges verhalten sollte. Ich glaube, diese Form der Beziehung von öffentlicher Kultur und Kommentierung politischer Ereignisse wäre z.B. 1960 in Deutschland schwieriger gewesen, weil eine offene politische Diskussion 15 Jahre nach Kriegsende in dieser Form noch nicht möglich war. Kunst hat eine wichtige gesellschaftliche Funktion, sie ist Spiegel der Gesellschaft. Und Kunst und Kultur sind Ausdruck gesellschaftlichen Reichtums – vor allem auch im nichtmateriellen Sinn. Kent Nagano, der 2006 die musikalische Leitung der Bayerischen Staatsoper in München übernommen hat, träumt »von einer Welt, in der jeder Mensch, die Möglichkeit hat, seinen Weg zur Kultur zu finden. Kultur ist Menschenrecht […] Teilhabe an den Künsten macht den Menschen mündig […] und gibt ihm die Kraft zum Überleben […] es ist unsere Pflicht herauszufinden, wie wir diesen Reichtum weitergeben und immer mehr Menschen daran teilhaben lassen können. […] Jeder sollt die Chance haben.«[19] Wer freiwillig und unbezahlt Kultur denjenigen Menschen zugänglich macht, die keinen selbstverständlichen Zugang dazu haben, wirkt mit an dieser gesellschaftlichen Aufgabe. Viele kulturelle Einrichtungen gehen derzeit vermehrt auf sogenannte soziale Zielgruppen zu, allen voran viele Museen mit »keywork«-Konzepten. Auch in andren Kultursparten gibt es – eher vereinzelt – interessante Projekte, wie z.B. Zukunft@BPhil, ein Programm für Jugendliche, das die Berliner Philharmoniker unter Simon Rattle realisiert haben. Bekannt ist eines der daraus entstandenen Projekte geworden durch den Dokumentarfilm Rythm is it! Hier ist ein Demokratisierungsprozess in der Kultur zu beobachten, der auch noch viele Entwicklungsmöglichkeiten für bürgerschaftliches Engagement bietet.

Ein gemeinsames Thema: Bei unseren TeilnehmerInnen, die sich zu Kulturgruppen mit Gleichaltrigen zusammenschließen, nehme ich eine weitere Besonderheit wahr: Kultur ist ein hervorragendes Bindeglied für neue soziale Netze, die gebraucht werden, weil z.B. alte berufliche Kontakte wegbrechen. Es sind besondere Netze, die nicht über gegenseitige Hilfe definiert sind und auch nicht über familiäre oder freundschaftliche Bande, sondern über ein gleiches Interesse, über ein gemeinsames Drittes. Das ist es, was vielen fehlt, wenn der Austausch mit Berufskollegen nicht mehr da ist. Eine Teilnehmerin

19 Nagano 2004: 72

des Münchner Kulturführerscheins formulierte das so: »Ich habe viele Menschen kennen gelernt, mit denen ich mich über Literatur austauschen kann. Das kann ich nicht mit meiner Familie und auch nicht mit meiner besten Freundin«. Ausgangspunkt ist das gemeinsame Thema, und daraus entwickeln sich Beziehungen und Freundschaften. Hier entsteht das, was Karin Nell als »soziale Vorsorge« bezeichnet.

Sprechen auf gleicher Augenhöhe: Die gemeinsame Auseinandersetzung mit Kultur verbindet – und schafft ein Sprechen auf gleicher Augenhöhe. Alle verbindet das Interesse an Kultur. Das ist auch so bei der Kulturarbeit z.B. mit hochaltrigen Menschen oder Alleinerziehenden. Überspitzt gesagt heißt das: Ich bringe keine milde Gabe an Arme und Bedürftige – in einem Gefälle vom oben stehenden Helfer zum unten stehenden Hilfsempfänger – sondern ich teile meine Begeisterung mit, ich lade ein, zusammen mit mir genauer hinzusehen, und dabei ist jede einzelne Wahrnehmung wichtig für das Ganze. Wer nicht nur Vorträge hält, sondern auch Impulse zum Gespräch gibt und zur gemeinsamen Wahrnehmung einlädt, hat die Möglichkeit einer sehr demokratischen und partizipativen Form sozialen Engagements. Und das entlastet auch von der Erwartung, »viel bringen zu müssen«. Freiwillig Engagierte sind eben keine Experten. Sie sollen es nicht sein und sie müssen es nicht sein.

6. Erwachsenenbildung als Impulsgeber für bürgerschaftliches Engagement

Bildung ist eine öffentliche Aufgabe. Und dabei geht es nicht nur um Schule und berufliche Fortbildung, also wirtschaftlich verwertbare Qualifikationen. Die öffentliche Diskussion der letzten Jahre zeigt, dass lebenslanges Lernen immer mehr zum Thema wird. Auch viele ältere Menschen wollen lernen, und eine Investition in Bildungsprogramme für Ältere wird zunehmend als sinnvoll erkannt. Erwachsenenbildungsprojekte wie der Kulturführerschein sind Modelle mit Zukunft. Die Zahlen des Freiwilligensurvey und der Studie »Bildung im Alter« zeigen: Der Anteil älterer Menschen an der Gesellschaft steigt, und sie sind zunehmend bereit, sich zu engagieren.[20] Gleichzeitig sind Ältere in zunehmendem Maß an Bildungsangeboten interessiert.[21] Das hängt damit zusammen, dass das Bildungsniveau Älterer stark ansteigt.[22] Und bil-

20 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) 2004: 2. Freiwilligensurvey: 1

21 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg) 2004: Bildung im Alter: 4

22 1994 hatten fast 60 % der Frauen keinen beruflichen Abschluss, 2014 werden es nur noch 25 % sein. Im gleichen Zeitraum wird sich die Zahl der Frauen mit Hochschulabschluss verdoppeln, vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) 2004: Bildung im Alter: 5

dungsgewohntere Ältere greifen auch eher auf Fortbildungsangebote zurück.[23] Besonders groß ist die Nachfrage nach Bildung bei freiwillig engagierten SeniorInnen. Sie nehmen doppelt so häufig Bildungsangebote in Anspruch wie andere Gleichaltrige.[24] Da wundert es nicht, dass Fortbildungsangebote für freiwilliges Engagement, zumindest in München, derzeit wahrhaft boomen. Häufig erlebe ich auch, dass TeilnehmerInnen sagen, »ich möchte mich engagieren, aber ich weiß ja gar nicht, wie ich das anstellen soll.« Deshalb suchen sie eine Grundqualifikation. Das hat auch mit einer anderen Entwicklung im freiwilligen Engagement zu tun: Das klassische Ehrenamt war früher oft eine Aufgabe, die mit der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Milieu automatisch verbunden war (»Man war in meinem Dorf halt als Jugendlicher im Posaunenchor«, oder »Meine Mutter war auch schon bei der AWO«). Heute wächst man nicht mehr selbstverständlich in Engagements hinein, sie folgen eher aus biografischen Situationen: Als junge Mutter initiiert eine Frau vielleicht eine Eltern-Kind-Gruppe, als 60-Jährige betreut sie zusammen mit ihrer Mutter weitere alte Menschen im Altenheim. Das bedeutet, dass Ehrenamt nicht mehr selbstverständlich durch das soziale Milieu oder die Familie vorbestimmt ist, sondern dass es gelernt werden muss.[25] Auch die Enquète-Kommission des Deutschen Bundestages kommt zu dem Schluss: »Qualifizierungsmaßnahmen können noch nicht Entschlossene motivieren, den Schritt zum freiwilligen Engagement zu vollziehen«.[26] Und »Bildungsprozesse können zur Entwicklung sozialen Kapitals beitragen.«[27] Deshalb kommt Erwachsenenbildung als Impulsgeber für bürgerschaftliches Engagement ein hoher Stellenwert zu.

6.1. Bildungsbegriff

Aber was ist gemeint mit Erwachsenenbildung? Oder besser: Was meinen wir mit Erwachsenenbildung? Und wie muss sie aussehen, damit sie für ältere Menschen attraktiv ist? Bildung für Ältere ist nicht an berufliche Verwertung gebunden. Wer das Berufsleben hinter sich hat, lernt nicht mehr, um mit jüngeren Kollegen Schritt zu halten oder um Kompetenzen zu erwerben, die auf dem Arbeitsmarkt gefragt sind. Die Funktion von Bildungsangeboten ist für Ältere eine völlig andere. Natürlich wollen sie Wissen erwerben, aber ein Wissen, das – nun endlich – ihren ganz persönlichen Interessen entspricht und

23 Der Zusammenhang zwischen Schulbildung und Bildungsverhalten ist belegt. Personen mit höherer Schulbildung nehmen mit sechsfacher Wahrscheinlichkeit an Bildungsveranstaltungen teil als solche, die höchstens die Volksschule abgeschlossen haben, ebd.: 9

24 Ebd.: 13

25 Enquète-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des deutschen Bundestages (Hg.) 2002: 51

26 Ebd.: 134

27 Ebd.: 197

das nicht, wie vielleicht früher im Beruf, von außen gefordert wird. Bildung wird in der Lebensphase nach Beruf und Familie oft zu einem wichtigen Teil der Lebensgestaltung und der Selbstkultur. Bildungsangebote helfen, über das eigene Leben nachzudenken, Sinn zu erschließen, geistig beweglich zu bleiben, soziale Kontakte zu finden und am öffentlichen Leben teilzunehmen. Das Gelernte muss für die Gestaltung des eigenen Lebens relevant sein. Reine Wissensvermittlung in Form von Vorträgen ist da nicht immer das geeignete Mittel. Deshalb arbeiten wir gesprächsorientiert: man lernt sich kennen und lernt voneinander. Und deshalb arbeiten wir erlebnisorientiert: Wenn ich mich unter kundiger Anleitung einer Referentin auch selbst aktiv mit einem Text auseinandersetze, hat das oft mehr mit mir und meinem Leben zu tun als wenn ich von derselben Referentin einen wissenschaftlichen einen Vortrag höre. Der Unterschied ist: das Ergebnis des gesprächsorientierten Seminars ist weit offener als das des Vortrages, denn es wird von allen mitgestaltet.

Nicht das reine Erweben von Wissen, sondern die aktive Beschäftigung damit setzt oft einen zutiefst demokratischen Prozess in Gang. Viele Ältere sind geprägt durch Schulerfahrungen mit hierarchischen Bildungskonzepten: So schreibt man einen Aufsatz! Das ist eine Themenverfehlung! Sie lernten auswendig und gaben Wissen wieder ohne gefragt zu werden, was sie selbst dazu denken. (Und nicht alle Schüler haben heute das Glück, von anderen Bildungserfahrungen geprägt zu werden.) In biografischen Schreibseminaren stellen wir unseren Kernsatz »Es gibt keine Themenverfehlung« immer wieder diesen tief verwurzelten Lernprägungen gegenüber. Was dem oder der einzelnen einfällt, ist das Thema, das in die Welt will. Und das Ziel ist, die Form und die Sprache zu finden, die dieses Thema und die damit verbundenen individuellen Anliegen best möglich transportieren. Es gibt kein »richtig« und kein »falsch« in der Sprache, nur geeignete und weniger geeignete Mittel um das auszudrücken, was die Autorin oder der Autor sagen will. Die Auseinandersetzung mit Wissen und mit Erfahrungen und Sichtweisen anderer ist eine Schulung des eigenen Denkens und eine Arbeit an persönlichen Standpunkten und Lebensentwürfen. Keiner hat das Recht zu sagen: So wie Du das siehst, ist es falsch. Auch eine Dozentin nicht. Aber natürlich hat jeder das Recht, vom anderen eine Begründung seines Standpunktes einzufordern und diesen dann nicht zu teilen. Diese Form der Bildungsarbeit macht es sich zur Aufgabe, wo nötig von internalisierten Zwängen und Verboten aus der Schulzeit zu befreien. Sie gibt Raum und Anstöße für Entwicklungs- und Wachstumsprozesse. Sie gibt ein Gefühl für die eigenen Stärken und Kompetenzen und ermutigt, sie einzusetzen. Es ist wundervoll zu erleben, wenn das gelingt. Eine Teilnehmerin des Kulturführerscheins, die sich anschließend in einer Asylbewerberunterkunft engagierte, sagte einmal: »Ich hätte nie gedacht, dass ich so etwas einmal machen werde.« Dafür arbeiten wir.

6.2. Bildungsarbeit als freiwilliges Engagement

Weil wir uns dieser Form der Bildungsarbeit verpflichtet haben, versuchen wir auch, unseren TeilnehmerInnen gesprächsfördernde und erlebnisorientierte Methoden der Erwachsenenbildung zu vermitteln. Diese Art, sich ein Bild, einen Text, einen Film, eine Oper zu erschließen, erproben wir mit ihnen. Und wir reflektieren sie gemeinsam: Wie war das gemacht? Welche Impulse haben wir gesetzt? Welche Methoden, welche Fragen an die Gruppe sind geeignet, um ein Gespräch in Gang zu bringen? An welcher Stelle setze ich Fachwissen ein? Wir ermutigen unsere TeilnehmerInnen, als ehrenamtliche Leiterin mit ihren Gruppen »nachzumachen«, was sie selbst als TeilnehmerIn bei uns erlebten. Denn die alten Menschen, für die sie ein Literaturgespräch anbieten, die MigrantInnen und die Alleinerziehenden, mit denen sie ins Museum gehen, haben vielleicht die gleichen Bedürfnisse wie sie selbst: sie suchen neben einer Erweiterung ihrer Welt auch Kontakt, Gespräche und einen Bezugspunkt: Was hat das alles mit mir und meinem Leben zu tun? Gerade Einrichtungen der Hochkultur wie ein großes Museum oder ein Konzertsaal sind oft weit entfernt vom Leben sogenannter »sozialer Zielgruppen«. Und viele unserer AbsolventInnen haben sich zum Ziel gesetzt, gerade ihnen Kultur erschließen zu helfen. Da ist es oft viel wichtiger, mit weniger Inhalt ein intensives Gespräch anzustoßen als einer Kunsthistorikerin nachzueifern und umfassende Vorträge zu halten. Und trotzdem ist ein gemeinsamer Museumsbesuch eben mehr als Kaffee trinken. Man teilt das Interesse und die Lust an Bildern, Texten oder anderem.

7. Zum Verhältnis von freiwillig Engagierten und Profis

An dieser Stelle kommt eine wichtige Frage ins Spiel: Natürlich ist es ein Unterschied, ob meine Kollegin Petra Dahlemann einen Kafka-Text bearbeitet oder ob es eine Personalsachbearbeiterin tut, die nun endlich Zeit hat, sich mit Literatur zu befassen. Petra Dahlemann ist Germanistin und hat sich viel mit Kafka beschäftigt, auch von wissenschaftlicher Seite. Sie kann mit noch so kreativen Methoden Gespräche und Nachdenken über den Text anregen, am Ende wird ihr Fachwissen doch immer von Bedeutung sein. Ihre TeilnehmerInnen kommen zu ihr ins Literaturseminar auch wegen ihres Fachwissens. Die Frage ist aber, ob ihre Fachqualifikation an jeder Stelle notwendig und das beste ist. Vielleicht ist die Personalsachbearbeiterin in ihrer neu gewonnenen Freiheit von beruflichen Pflichten und in ihrer literarischen Entdeckungsfreude die geeignetere, um einen Lesekreis im Altenheim aufzubauen oder um mit jugendlichen Flüchtlingen ins Museum zu gehen. Die dort angebotenen

Führungen durch kompetente Kunsthistorikerinnen sind sicher nicht das richtige Angebot für junge Menschen, die versuchen, sich in einer neuen Sprache und einer neuen Welt zurecht zu finden.

Wir legen großen Wert auf die Unterscheidung von freiwilliger und professioneller Arbeit. Natürlich kann sich niemand in kurzer Zeit das Wissen einer Kunsthistorikerin anlesen oder zur Musikwissenschaftlerin werden. Das ist auch gut so. Wir versuchen unseren TeilnehmerInnen eine hohe Sensibilität zu vermitteln, was die Arbeitsfelder professioneller Fachkräfte angeht. Sie leben von ihrer Arbeit und sie werden fachlich immer die kompetenteren sein. Das gilt es zu achten. Freiwilliges Engagement kann professionelle Arbeit immer nur ergänzen. Eine Ergänzung kann zum Beispiel so aussehen: eine Kulturgruppe geht gemeinsam ins Museum. Jedes Gruppenmitglied sucht sich »sein« Lieblingsbild aus. Mit erlebnisorientierten Methoden werden die ausgewählten Bilder erarbeitet, vielleicht werden biografische Texte dazu geschrieben. Schließlich erläutert der oder die Auswählende, warum gerade dieses Bild. Neugierig geworden bittet die Gruppe eine Kunsthistorikerin um eine Führung zu den ausgewählten Bildern.

Bei sozialer Kulturarbeit entsteht eine nichtprofessionelle Auseinandersetzung mit Kultur, die soziale Funktionen hat, die eine Museumsführung oder ein Literaturkurs der Volkshochschule nicht hat. Andere Menschen erhalten dadurch Zugang zu Kultur. Es geht nicht darum, mit Profis um vorhandene Zielgruppen zu konkurrieren. Hier muss große Klarheit herrschen. Laien können Profis nicht ersetzen, auch und besonders nicht in Zeiten knapper werdender Mittel. Und sie wollen es auch nicht. Ich erlebe bei vielen Älteren eine große Aufmerksamkeit gegenüber Jüngeren, die um ihr materielles Überleben zu kämpfen haben, sobald sie sich des Problems bewusst sind. Und je deutlicher diese Achtung vor der professionellen Kompetenz zum Ausdruck gebracht wird, desto größer wird auch die Bereitschaft von Kultureinrichtungen, freiwillige Kulturengagierte willkommen zu heißen.

In vielen Bereichen bürgerschaftlichen Engagements stecken noch ungeahnte Möglichkeiten, besonders aber in der Verbindung von Kultur und Sozialem. Gerade die Generation, die jetzt ins Seniorenalter kommt, ist voller Initiative und Ideen. Sie hat gelernt, Ideen zu entwickeln und Dinge selbst anzupacken. Es ist eine zahlenmäßig große Bevölkerungsgruppe mit hoher Engagementbereitschaft, auf die unsere Gesellschaft nicht verzichten kann. Es wird darauf ankommen, ob gute Rahmenbedingungen geschaffen werden, damit sich dieses kreative Potenzial entwickeln kann. Projekte wie der Kulturführerschein, in deren Rahmen Ideen entwickelt werden, die Handwerkszeug vermitteln und Mut und Lust machen, versuchen Ihren Teil zu diesen förderlichen Rahmenbedingungen beizutragen.

Literatur

Brendgens, Ulrich/Braun, Joachim (1999): Freiwilliges Engagement Älterer Menschen. In: S. Picot (Hg.), Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse einer Repräsentativ-Erhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement: Frauen und Männer, Jugend, Senioren, Sport, Stuttgart, Berlin, Köln: Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 194.3, S. 209-301.

Brendgens, Ulrich/Braun, Joachim (2000): Freiwilliges Engagement älterer Menschen. Sonderauswertung der repräsentativen Befragung zum freiwilligen Engagement in Deutschland 1999. BAGSO-Nachrichten 2/2000, S. 37-42.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg) (2004): Bildung im Alter. Ergebnisse des Forschungsprojektes, Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2004), 2. Freiwilligensurvey 2004 – Ehrenamt, Freiwilligenarbeit, Bürgerschaftliches Engagement, Kurzzusammenfassung, Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Enquète-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des deutschen Bundestages (Hg.) (2002): Bürgerschaftliches Engagement: Auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Wiesbaden: VS-Verlag.

Erikson, Erik H. (1966): Identität und Lebenszyklus, Frankfurt: Suhrkamp.

Hummel, Konrad (1997): Projekte zwischen Eigennutz und Gemeinsinn – lernen für die Bürgergesellschaft. In: AGMES (Hg.), Zwischen Egotrip und Ehrenamt. Bürgerschaftliches Engagement als Herausforderung für die Münchner Stadtpolitik, München: Eigenverlag Evang Bildungswerk München, S. 43-54.

Kade, Sylvia (1994): Altersbildung: Lebenssituation und Lernbedarf, Frankfurt/M: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung.

Nagano Kent (2004): Ich habe einen Traum. Die Zeit Nr. 17, 15.4.2004, S. 72.

Reuther, Helene/Schneidereit, Rolf et al. (1995): Frauen und soziales Engagement – Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung. Köln.

Rohleder, Christiane/Bröscher, Petra (2002): Freiwilliges Engagement älterer Menschen in Nordrhein-Westfalen. Potenziale und Entwicklungsmöglichkeiten, Bd. 1: Ausmaß, Strukturen und sozial-räumliche Voraussetzungen für freiwilliges Engagement im Alter in Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes NRW.

Wagner, Nike (2004): Ich habe einen Traum. Die Zeit Nr. 38, 9.9.2004, S. 76.

Keywork in der Praxis

Keywork lernen – Fortbildungskonzepte für die Gewinnung und Qualifizierung von Keyworkern

KARIN NELL

1. »Doch, doch, das geht!« Innovation in der Seniorenarbeit

Es gibt viele theoretische Erkenntnisse über das Alter und die Entwicklung der alternden Gesellschaft: über die Auswirkungen des demografischen Wandels, über sich verändernde Altersbilder und Verantwortungsrollen, über den gefürchteten Kampf der Generationen, über das Lernen im Alter, über das Freizeitverhalten im Alter, über Krankheit, Gesundheit und Armut im Alter. Kein Kongress und keine Fachtagung, die nicht in brillianten Power-Point-Präsentationen das Thema aus wissenschaftlicher Sicht umreißt: Diagramme, Tabellen, Thesen, Portraits und – heute unverzichtbar – eine Karikatur, die den Zuschauenden einlädt, das ernste Thema auch einmal von der humorvollen Seite zu betrachten. Und daneben: Jede Menge Praxisbeispiele, häufig Projekt-Präsentationen auf den lieb gewonnenen »Märkten der Möglichkeiten«, best-practice-Beispiele, die – noch ehe sie erste nachhaltige Ergebnisse zeigen und richtig bekannt werden können –wieder lautlos von der Bildoberfläche verschwinden. Ende der Anschubfinanzierung – keine weiteren Fördermittel in Sicht! Auch über Innovation wird viel geredet und geschrieben. Sie muss sein! In Zeiten des Umbruchs gilt sie geradezu als unverzichtbar. Behaupten jedenfalls die Theoretiker.

Doch in der Praxis sieht es ganz anders aus. Dort müssen gerade jene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter um ihre Arbeitsplätze bangen, die sich trauen, angesichts der großen Zukunftsherausforderungen Neues zu denken und zu erproben, aber in zeitlich befristeten Projekten tätig sind. »Doch, doch, das geht!« hieß ein Leitspruch der Diakonie in Düsseldorf. Er ermutigte die Kolleginnen und Kollegen aus allen Bereichen der Altenarbeit, angesichts der zu

erwartenden Engpässe und Schwierigkeiten, nicht den Mut zu verlieren, sondern die Herausforderungen anzunehmen.[1] Das Besondere: Die Verantwortlichen in den Chefetagen investierten: in Fortbildungen für ihre Mitarbeitenden, in Projekte, für die es keine Regelfinanzierung gab, und in Programme, die quer zum Mainstream lagen. In Zeiten, da jeder Verband, jeder Verein und jede Einrichtung danach trachtete, das Angebot auf das (finanzierbare) Kerngeschäft zu reduzieren, setzten sie auf Vernetzung und Kooperation und die Entwicklung neuer Aufgabenfelder.

Blick über den Tellerrand

Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sollten ruhig einmal über den Tellerrand hinaus schauen und Einblick in fremde Arbeitsgebiete nehmen. Was gab es dort für brauchbare Ansätze und Theorien, auf die die Seniorenarbeit zurückgreifen konnte? Was regte möglicherweise zu einem Perspektivwechsel an und wo ließen sich interessante Kontakte zu Menschen aus anderen Berufsfeldern knüpfen? Innovative Ansätze waren ausdrücklich erwünscht und – das ist heute nicht mehr selbstverständlich – die Mitarbeitenden erhielten die Möglichkeit, die neuen Konzepte in ihrem Berufsalltag zu erproben. Ihnen wurden breite Entwicklungsräume geboten, man schenkte ihnen Vertrauen und stärkte ihnen den Rücken. Verantwortliche auf allen Ebenen – von den unmittelbaren Vorgesetzten bis zu Verantwortlichen im Ministerium – förderten die Expeditionen in unbekannte soziale und kulturelle Entwicklungsräume. Und was besonders wichtig war: Man pflegte eine Kultur des Austauschs. Die Konzepte wurden auf allen Ebenen präsentiert, diskutiert, kritisiert und korrigiert. Fachtagungen, Dienstbesprechungen und Teamsitzungen wirkten dabei wie Entwicklungsbäder für neue Ideen. Ein weiterer Pluspunkt: Als die Arbeit mit Menschen im nachberuflichen Leben zum Schwerpunkt wurde, kamen Fachleute aus unterschiedlichen Berufsfeldern zusammen. Das Zusammenwirken in multiprofessionellen Teams machte die Arbeit nicht unbedingt leichter, aber kreativer und effizienter.

Vielleicht kann man, ohne zu übertreiben, sagen: Die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die den Keywork-Ansatz in die moderne Seniorenarbeit gebracht haben, sind selbst Keyworker gewesen. Im Überschneidungsbereich von Theorie und Praxis der sozialen Arbeit haben sie als Botschafterinnen und Botschafter gewirkt. Haben Türen geöffnet (z.B. praxisrelevante Themen aus der Seniorenarbeit an die Hochschulen und Kulturinstitute herangetragen) und Kontakte geknüpft. Sie haben sich für die kulturellen Aspekte sozialer Arbeit aber auch für die sozialen Aspekte kultureller Arbeit

1 Vgl. hierzu Christa Stelling (2003: 35-44), ehemalige Leiterin der Abteilung Leben im Alter der Diakonie in Düsseldorf, die beschreibt, wie sich dieses Denken im Leitbild eines Wohlfahrtsverbandes niederschlagen kann.

engagiert und neue Zielgruppen für soziale und kulturelle Einrichtungen erschlossen.

Dreh- und Angelpunkt des gesamten Innovationsprogramms war das gemeinsame Lernen – sowohl für die hauptamtlichen Kräfte als auch für die Freiwilligen. Und dass dabei die Ziele anfangs nicht feststanden, sondern im Prozess gesucht und entwickelt wurden, sich gleichsam aus dem zunächst ungeordneten gemeinsamen Tun heraus kristallisierten, erwies sich nicht als Schwäche des Programms, sondern als seine Stärke.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, den Innovationsprozess in der Seniorenarbeit bzw. in der Seniorenkulturarbeit grob zu skizzieren und die entwickelten Fortbildungskonzepte sowie die zugrunde liegenden Prinzipien ausführlich zu beschreiben. »Man kann nicht nicht lernen!« soll dabei die heimliche Überschrift sein.

2. Von der Netzwerkarbeit[2] zum Keywork-Programm

Soziale Netze sind für die Lebensqualität von Menschen aller Generationen von großer Bedeutung. Aber: Sie fallen nicht vom Himmel! Und: Sie sind sehr empfindlich. Wer – vor allem im hohen Lebensalter – auf die Annehmlichkeiten sozialer Netzwerke zurückgreifen möchte, sollte sich zeitlebens für den Aufbau und Erhalt seiner sozialen Netzwerke engagieren. Vor mehr als 13 Jahren wurde im Düsseldorfer Stadtteil Gerresheim das erste so genannte »Netzwerk« aufgebaut. Es verstand sich als eine Anlaufstelle für Menschen im nachberuflichen Leben, die über vielfältige Formen des bürgerschaftlichen Engagements soziale Vorsorge betreiben wollten. Denn Eines ist bewiesen: Nichts fördert die persönliche Netzwerkbildung besser als Kontakte zu Menschen in gleicher Lebenssituation und die Ausübung gemeinsamer, sinnvoller Tätigkeiten. Der Begriff »Netz-Werk« wurde ursprünglich gewählt, um hervorzuheben, worum es im Projekt ging: Um soziale Netze und um freiwillige Arbeit für ihren Aufbau und Erhalt.

Inzwischen ist die Vielschichtigkeit des Netzwerk-Begriffs in unzähligen Veröffentlichungen unterschiedlicher Fachrichtungen dokumentiert worden. Einen guten theoretischen Überblick über einzelne Netzwerktypen gibt Fischer (2002). Die Netzwerkarbeit, die im Rahmen der gemeinwesenorientierten Seniorenarbeit entwickelt wurde, dient:

- der sozialen Vorsorge und gegenseitigen Unterstützung für das Leben im Alter

2 Die Netzwerkarbeit wurde von Veronika Fischer, Volker Eichener und Karin Nell (2003) ausführlich beschrieben und wissenschaftlich ausgewertet.

- der Verbesserung der Lebensqualität aller Generationen in Familie, Nachbarschaft und Stadtteil,
- der Schaffung attraktiver Lebens- und Entwicklungsräume in einer alternden Gesellschaft sowie
- der Förderung des generationsübergreifenden und interkulturellen Miteinanders (vgl. hierzu Fischer 2003: 67-97).

Netzwerkarbeit setzt auf Selbsthilfe und Selbstorganisation. Sie entlastet nachfolgende Generationen und fördert solidarisches Handeln zum Wohle des Gemeinwesens. Die Grundsätze der Netzwerkarbeit sind Freiwilligkeit, Selbstbestimmung und Partizipation. Schon das erste Netzwerk verstand sich als »freiwilliges Dienstleistungsunternehmen«, als »Sparkasse für das soziale und kulturelle Kapital« des Gemeinwesens. Aus dem ersten Düsseldorfer Netzwerk ist inzwischen ein dichtes Netz von 32 Netzwerk-Anlaufstellen geworden. Der Modelltransfer in andere Wohlfahrtsverbände und Stadtteile wurde durch die Einrichtung einer Koordinierungsstelle, der Netzwerk-Werkstatt (1999-2001) in Trägerschaft der Stadt Düsseldorf, unterstützt.

Fast alle Düsseldorfer Netzwerke werden von hauptamtlich Mitarbeitenden begleitet. In der Regel bieten die Projekte eine breite Palette von selbst organisierten Angeboten für aktive Seniorinnen und Senioren. Es wurden Kulturgruppen, Sport-, Reise- und Wandergruppen aufgebaut, Internet-Cafes eingerichtet und erste Projekte des gemeinschaftlichen Wohnens auf den Weg gebracht. Die Jüngeren werden aber auch für die Älteren aktiv: Sie bieten Beratungs- und Betreuungsdienste an, wobei sie sehr genau darauf achten, keine hauptamtlichen Stellen zu gefährden. Freiwilliges Engagement soll professionelle Tätigkeiten ergänzen, nicht ersetzen. Netzwerkarbeit in diesem Sinne unterstützt aber nicht nur die Bildung individueller sozialer Netze: Sie leistet auch einen Beitrag zur Vernetzung von Einrichtungen und Initiativen im Stadtteil.

Um den Modelltransfer in andere Städte Nordrhein-Westfalens zu ermöglichen und die in der Netzwerkarbeit entstandenen Fortbildungskonzepte weiter zu entwickeln, wurde von 2002 bis 2006 die Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit betrieben. Sie ging aus einer Kooperation der Diakonie in Düsseldorf und des Evangelischen Erwachsenenbildungswerks Nordrhein hervor und wurde aus Mitteln des Landes Nordrhein-Westfalen sowie Eigenmitteln der Kooperationspartner getragen. Die Projektwerkstatt entwickelte sich zum kreativen Zentrum für innovative Seniorenarbeit. Hier wurden – in enger Zusammenarbeit von freiwilligen und hauptamtlichen Netzwerk-Mitarbeitenden – neue Fortbildungskonzepte entwickelt und erprobt sowie viele ungewöhnliche Kooperationsprojekte realisiert, die Gegenstand dieser Veröffentlichung sind. Mit ihrer Arbeit ist die Projektwerkstatt weit über die Grenzen von Nordrhein-Westfalen bekannt geworden. 2005 kam – ganz im Sinne

von Keywork – durch Vermittlung von Beate Hartmann, einer Kulturvermittlerin am Museum Moderner Kunst (MUMOK) in Wien, der erste Kontakt zu KulturKontaktAustria[3] zustande. Mit Begeisterung stellten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beider Einrichtungen fest, dass sie an gemeinsamen Themen arbeiteten. Die Wiener hatten mit Partnern aus mehreren europäischen Ländern im Rahmen eines EU-Projektes den Grundgedanken von Keywork sowie Ziele von Keywork-Programmen formuliert. Und die Düsseldorfer hatten – ohne das EU-Projekt zu kennen – zeitgleich Fortbildungskonzepte entwickelt und Projekte auf den Weg gebracht, die genau in das Anforderungsprofil von Keywork passten.

Für soziale Netze lernen: Die innovativen Fortbildungsprogramme der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit

Die aus der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit hervorgegangenen Fortbildungsprogramme haben Menschen unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in ein bürgerschaftliches Engagement begleitet. Sie unterschieden sich – wie in diesem Buch gezeigt wird – in vielerlei Hinsicht von traditionellen Qualifizierungsprogrammen für ehrenamtlich Mitarbeitende in den klassischen Bereichen des bürgerschaftlichen Engagements. Wenn es so etwas wie ein Erfolgsgeheimnis für die neuen Ansätze gibt, dann lässt es sich auf drei zentrale Einflussgrößen zurückführen: Perspektivwechsel, überzeugende Grundideen und Mut zum Experiment.

Vieles deutet darauf hin, dass Innovation und Krise zwei Seiten einer Medaille sind. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass der Impuls für den wichtigsten Perspektivwechsel in der Seniorenarbeit aus der Not entstand. Massive Kürzungen im Bereich der klassischen Altenarbeit und die wachsende Unzufriedenheit mit den klassischen Angeboten kennzeichneten die Situation Mitte der 90er Jahre. Obwohl die Zahl der Vorruheständler ständig zunahm, gab es keine wirklich attraktiven Angebote für aktive Menschen im nachberuflichen Leben. Der Begriff der Jungen Alten wurde geprägt: Sie interessierten sich nicht für Begegnungsstätten und Altenstuben, für sozialpädagogisch betreute Kreativangebote und Kaffeefahrten. Wer Statistiken lesen konnte, wusste, was auf unsere Gesellschaft zukam. Doch Hinweise auf die sich anbahnenden Entwicklungen des demografischen Wandels galten in dieser Zeit als Schwarzmalerei. Die jungen Alten sorgten mit dafür, dass schon bald über die sich abzeichnenden Versorgungslücken und Engpässe diskutiert wurde: Es fehlten attraktive Begegnungsorte für aktive Menschen im (Vor-)Ruhestand bzw. nach der Kindererziehungsphase; es fehlten attraktive Freizeitangebote

3 Österreichisches Kompetenzzentrum für kulturelle Bildung, Kulturvermittlung und Kulturkooperation in Wien, www.kulturkontakt.or.at

und alternative Wohnformen für ältere Menschen und es fehlten Angebote zur Entlastung pflegender Angehöriger.

Perspektivwechsel: Demografischer Wandel bietet Chancen!

Irgendwann war Schluss mit der Jammerei. Schon in den Anfängen der Netzwerkarbeit wurde der Perspektivwechsel zur Methode erklärt. Vieles sprach dafür, die wachsende Zahl alter Menschen nicht länger als das *Problem* der Zukunft anzusehen, sondern als *Chance* zu nutzen. Auf die Ressourcen der Älteren sollte geschaut werden, auf ihre Lebens- und Berufserfahrungen, Bildung, Zeit, Innovationskraft und Motivation. Was brachte es – außer Lähmung und Angst – wenn beim Thema demografischer Wandel einseitig Schreckensbilder von Überalterung, Pflegenotstand, Versorgungsengpässen und Generationenkonflikten in den Mittelpunkt der öffentlichen Darstellung gerückt wurden?

Perspektivwechsel: Bürgerschaftliches Engagement auf Augenhöhe!

Ein weiterer Perspektivwechsel: Bürgerschaftliches Engagement wurde nicht mehr ausschließlich als selbstloses Tätigsein für bedürftige Mitmenschen angesehen, sondern als Gewinn für alle Beteiligten erkannt. Wer freiwillig tätig ist, bringt kein Opfer für andere. Er erhält vielmehr die Möglichkeit, eigene Ideen zu verwirklichen und sich neue Entwicklungsräume zu erschließen. Der Wechsel von Tätigkeiten ist durchaus erwünscht, zeitlich begrenzter Einsatz jederzeit möglich: Das bürgerschaftliche Engagement soll mit Spaß an der Aufgabe und nicht nur aus Pflichtgefühl ausgeübt werden. Was inzwischen immer mehr akzeptiert wird, war zu Beginn der Netzwerkarbeit – vor allem für Verantwortungsträger von Wohlfahrtsverbänden und Einrichtungen – eine schwer zu schluckende Pille. Nur ungern wollte man sich an den Gedanken gewöhnen, dass die neuen Altersgenerationen wenig bereit waren, in ihrem bürgerschaftlichen Engagement den hauptamtlichen Kräften »zur Hand zu gehen«. Die neuen Schlagworte hießen: Partizipation, Engagement auf Augenhöhe, zeitlich befristetes Engagement, interdisziplinäre, intergenerative und interkulturelle Lernplattformen und aktive Bürgergesellschaft.

Die Grundidee: Soziale Vorsorge durch bürgerschaftliches Engagement und win-win-Denken

Die Lebensqualität älterer Menschen – das belegen nahezu alle wissenschaftlichen Studien – hängt im hohen Maße von ihrer Einbindung in soziale Netze, ihrer kulturellen Teilhabe und sinnvollen gesellschaftlichen Aufgaben ab.

Grundgedanke der Netzwerkarbeit war deshalb, attraktive Anlaufstellen in Nachbarschaft und Stadtteil zu schaffen, in denen sich Menschen mit gleichen Interessen kennen lernen, alte und neue Interessen pflegen, gemeinsam mit anderen für andere tätig werden und vor allem Neues lernen können. Bürgerschaftliches Engagement wird dabei unter dem Aspekt des Empowerments und der sozialen Vorsorge gesehen: Es dient der Förderung der Lebensqualität im Alter und bildet – neben finanzieller und gesundheitlicher Prävention – eine dritte wichtige Säule der Altersvorsorge. Der mediale Vernetzungsgedanke und das Denken in globalen Strukturen haben auch Auswirkungen auf die soziale Arbeit gehabt. Es wurde immer deutlicher, wie wenig zeitgemäß es war, soziale Einrichtungen als Solitäre zu betrachten. Statt die Angebote in der offenen Altenarbeit in einem Gemeinwesen nebeneinander anzubieten, galt es, die Zusammenarbeit der Einrichtungen zu fördern, Ressourcen zu bündeln und neue Formen des Miteinanders zu erproben.[4] Dem Konkurrenzdenken wurde ein neues Prinzip entgegen gesetzt: die Zusammenarbeit »mit offener Hand«. Ideen, Wissen und Erfahrungen sollten miteinander geteilt und die Arbeit so organisiert werden, dass alle Kooperationspartner Gewinner sein konnten. Das hieß natürlich auch, neue Spielregeln zu vereinbaren, neue Präsentationsformen zu entwickeln und vor allem: Erfolge miteinander zu teilen.

Mut zum Experiment: Neue Verantwortungsrollen und neue Aufgaben für alle Beteiligten

Von Anfang an galten die hauptamtlich Mitarbeitenden nicht als Leiterinnen oder Leiter der Projekte sondern als deren Begleiterinnen oder Begleiter im Prozess. Statt Aufgaben zuzuweisen, moderierten sie Veranstaltungen, in denen die Interessierten ihre Wünsche und Vorstellungen für die Gestaltung ihres nachberuflichen Lebens herausfinden und präzisieren konnten. Statt automatisch Tätigkeiten zu übernehmen, für die man sich im Berufsleben qualifiziert hatte, wurden Menschen ermutigt, neue Verantwortungsrollen für sich zu entwickeln und sich auch auf unbekanntes Terrain vorzuwagen. Dem großen Interesse der jungen Alten entsprechend, rückte das gemeinsame Lernen in den Mittelpunkt des Geschehens. Probleme wurden als gemeinsame Lernaufgaben betrachtet. Lernprozesse steuerten den Entwicklungsprozess der Projekte. Die sich herauskristallisierenden neuen Verantwortungsrollen wurden erprobt. Auch die hauptamtlichen Kräfte wurden ermutigt, neue Verant-

4 In der Stadt Düsseldorf werden derzeit – in enger Zusammenarbeit der Verbände und der Kommune – Kompetenzzentren für die gemeinwesenorientierte Altenarbeit gebildet. In Rahmen eines umfassenden Prozesses wird dabei eine optimale Vernetzung der Einrichtungen und eine Synergie schaffende Bündelung der Angebote angestrebt.

wortungsrollen zu entwickeln und traditionelle Aufgabenprofile zu verändern. Als das interessanteste Entwicklungsgebiet erwies sich der Überschneidungsbereich von sozialer und kultureller Arbeit. Hier konnte eine Reihe von Projekten angeschoben werden, die die moderne Seniorenarbeit nachhaltig verändert haben.

3. Theoretische Grundlagen der Fortbildungsarbeit

Netzwerkarbeit und die aus ihr hervor gegangenen Projekte und Fortbildungskonzepte – u.a. das Keywork-Programm – sind keine neuen Erfindungen. Sie haben tiefe Wurzeln und sind – in Zeiten knapp werdender Mittel und schwindender Sicherheiten – vielmehr die Wiederentdeckung einfacher und wirkungsvoller Prinzipien. Die innovativen Ansätze gründen sich auf ein breites Erfahrungswissen, das Menschen zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Praxisfeldern gesammelt haben. Die Arbeit konnte gut gelingen, weil sie auf bewährten Grundkonzepten aufbaut und faszinierende Erkenntnisse integriert, die nicht nur im Bereich der Sozialwissenschaften gewonnen wurden.

Die Bedeutung von Vorbildern und Grund-Sätzen[5]

Vorbilder aus Kindheit und Jugend haben großen Einfluss auf die Berufswahl. Sie können aber auch wichtige Beraterinnen und Berater für die Wahl freiwilliger Tätigkeiten im nachberuflichen Leben sein. Wenn sich Menschen mit den Menschen beschäftigen, die sie in jungen Jahren bewundert haben oder noch immer sehr bewundern, dann geben ihnen diese Vorbilder oft wichtige Hinweise bei der Entscheidung für die gewünschte Form ihres bürgerschaftlichen Engagements. In den Seminaren zur Vorbereitung auf den Ruhestand (»Couch oder Cabrio?«), aber auch in den Kulturführerschein®-Programmen gaben oft sogar konkrete Empfehlungen dieser Vorbilder den Impuls zu einer Projektidee oder den Ausschlag für die Wahl einer Verantwortungsrolle. (»Du hast das Zeug zum Komiker. Du gehörst auf eine Bühne!«, »Du bist der beste Coach der Fußballmannschaft!«, »Den Gerd, den könnt ihr mal als Schachweltmeister bewundern!« »Mein Vorbild war Otto Hahn. Ich habe von morgens bis abends mit meinem Chemiebaukasten experimentiert.«, »Mein Lehrer zitierte immer Kästner: »Es gibt nicht Gutes – außer: Man tut es!«) Es ist erstaunlich, wie tief sich einzelne Sätze oder Formeln in uns eingraben können und zeitlebens auf unser Fühlen und Denken Einfluss nehmen. Meist

5 Die in diesem Kapitel als Überschriften aufgeführten Grundsätze werden nicht wörtlich zitiert.

werden sie in Form von Ratschlägen oder Sprichwörtern zitiert. Hier zeigt sich, dass vor allem Kreativ-Methoden geeignet sind, die oft im Unterbewusstsein wirkenden Grund-Sätze »ans Licht zu holen« und »hörbar« zu machen. So erinnerte sich z.B. eine Teilnehmerin an ihre Großmutter, eine einfühlsame, lebenskluge Frau, die sich bei Besuchen immer viel Zeit für ihr Enkelkind genommen hatte und wunderbare Gute-Nacht-Geschichten vorlesen konnte. Die Teilnehmerin musste in diesem Zusammenhang auch an den Kosenamen denken, den die Großmutter ihr gegeben hatte. Als sie ihn aussprach, leuchtete ihr Gesicht. Der Teilnehmerin wurde klar: Sie wollte sich für Kinder engagieren. Gemeinsam mit anderen gründete sie ein Märchen-Vorlese-Projekt und ist die erste Seniorin in Düsseldorf gewesen, die als Praktikantin (!) einer Künstlerin Kunstprojekte in einer Grundschulklasse begleitet.

Wie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Seminare, so geht es auch deren Leiterinnen und Leitern. Auch sie orientieren sich in ihrer Arbeit und in ihrem persönlichen Engagement an Vorbildern. Auch in ihre konzeptionellen Ansätze fließen *Grund*-Sätze ein, die ihnen im Laufe ihres Lebens begegnet sind, die sie überzeugt haben, die ihre Arbeit und ihre berufliche Identität prägen und die – oft unbewusst – aus der Tiefe heraus ihre Wirkung entfalten. Im Folgenden sollen wichtige Vorbilder und *Grund*-Sätze, d.h. Erfahrungen und Erkenntnisse vorgestellt werden, die den Entwicklungsprozess von der Netzwerkarbeit bis zum Keywork-Programm beeinflusst haben und noch beeinflussen.

3.1 »In einem Problem zeigt sich die neue gemeinsame Lernaufgabe!« (Peter M. Senges »Theorie der lernenden Organisation«)

In Anlehnung an die von Senge (2001) formulierten Theorien verstehen sich die Projekte als lernende Organisationen. Senge ist Amerikaner und Dozent an der Sloan School of Management des Massachusetts Institute of Technology. Er beschreibt Organisationen als »lernende Organismen«, die vor immer neue Entwicklungs- und Lernaufgaben gestellt werden. Nach seiner Auffassung sind alle am (Entwicklungs-)Prozess beteiligten Personen und Institutionen *Lernende,* die sich im Hinblick auf ihre gemeinsame Vision immer wieder die Frage stellen müssen: Was müssen wir lernen, um unsere Vorhaben realisieren, d.h. um unsere gemeinsamen Ziele erreichen zu können? Dem individuellen Lernen kommt dabei eine zentrale Bedeutung zu: »Organisationen lernen nur, wenn die einzelnen Menschen etwas lernen. Lernen ist keine Garantie dafür, dass die Organisation etwas lernt, aber ohne individuelles Lernen gibt es keine lernende Organisation.« (Senge 2001: 171). Probleme sind nach Senges Auffassung notwendige Elemente eines jeden Entwicklungsprozesses: Sie stellen die Beteiligten vor immer neue Lernaufgaben. Probleme entstehen,

wenn Ziele unklar sind oder keine Übereinstimmung in den Zielen besteht, aber auch, wenn die Entwicklung zu schnell verläuft und der Prozess für die Beteiligten unübersichtlich wird. Entgegen der allgemeinen Vorstellung bedeuten Meinungsverschiedenheiten, Konflikte und schlechte Stimmungen in Projekten nämlich gerade *nicht* das Ende der Zusammenarbeit, sondern sind wichtige Hinweise darauf, dass neue Entwicklungsaufgaben anstehen. Hier gilt es nicht abzuspringen, sondern genau hinzusehen. Wenn Gruppen auseinander brechen, bedeutet das nicht das Ende des gemeinsamen Vorhabens, sondern meistens den Beginn einer anstehenden Ausdifferenzierung, die für ein breiteres (Angebote-)Spektrum unerlässlich ist. Auch wenn das für viele Mitglieder schmerzhaft ist: Gruppen, die zu groß geworden sind, müssen sich teilen, um arbeitsfähig zu bleiben. Je mehr Gruppen sich bilden, desto mehr Menschen können für eine Mitarbeit gewonnen werden und desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, auf gesellschaftliche Entwicklungen Einfluss nehmen bzw. übergreifende Prozesse mitgestalten zu können.

Tempo 30 bei Projekten: Langsam anfangen!

Probleme zu bearbeiten bedeutet, den Entwicklungsprozess zu verlangsamen. Verlangsamung führt aber nicht zwangsläufig zu einer Beeinträchtigung. Vielmehr kann da, wo angemessene Problemlösungen erarbeitet werden, mit Entwicklungs-schüben gerechnet werden. Für die Netzwerkarbeit, die von Anfang an Fortbildungsangebote in den Mittelpunkt der pädagogischen Arbeit gerückt hatte, bedeuteten Senges Theorien nicht nur eine Bestätigung der Vorgehensweise, sondern auch eine Schärfung des Profils. Komplexe (Entwicklungs-)Aufgaben und Probleme wurden – wo immer möglich – in gemeinsamen Fortbildungen bearbeitet. Von der Frage »Was müssen wir lernen, um weiter zu kommen?«, die zu den unterschiedlichsten Gelegenheiten gestellt wurde, ging immer eine besondere Impulswirkung aus. In Analogie zu den Formulierungen von Sylvia Kade (1999) könnte man Senges Theorie von der Lernenden Organisation im Keywork-Programm auf die Formel bringen: »Ich *lerne* mit anderen für mich und für unser gemeinsames Projekt«.

Die Erfahrungen zeigen, dass viele Keyworker dem offensichtlich zustimmen können und die Bedeutung des Lernens für sich persönlich und für das Gesamtsystem erkennen. Wenn man berücksichtigt, dass die Aktiven in vielen Fällen erleben konnten, wie neu Gelerntes den Entwicklungsprozess voran brachte (z.B. im Bereich der Internet- und Kulturarbeit), lässt sich verstehen, warum immer häufiger der Wunsch nach Fortbildungsangeboten geäußert wurde. s erwies sich als hochmotivierend, in verschiedensten Zusammenhängen auf die von Fortbildungen ausgegangenen »Wirkungsketten« hinzuweisen, d.h. den Einfluss neu erworbener Kompetenzen und neu erworbenen Wissens auf das Gesamtprojekt herauszustellen. Nicht nur die Teilneh-

menden, auch die Nicht-Teilnehmenden sollten über die Impulse und Langzeitwirkungen von Fortbildungsveranstaltungen informiert werden.

Lernplattformen

Bei der Planung und Durchführung von Fortbildungsveranstaltungen im Keywork-Programm hat sich die Idee so genannter *Lernplattformen* bewährt: Alle, die ein Interesse an der Lösung der Entwicklungsaufgabe haben, kommen »auf Augenhöhe« zusammen. Alle sind Lehrende und Lernende zugleich. Jeder und jede trägt mit den eigenen Lebens- und Berufserfahrungen zum Gelingen des (Lern-)Prozesses bei. Nachfolgend sind einige Beispiele für Fragen bzw. anstehende Entwicklungs-aufgaben und die sich daraus ergebenden Themen in Fortbildungsangeboten aufgeführt:

- Was möchte ich für mich, was möchte ich für andere tun? Seminare zur Vorbereitung auf den Ruhestand (»Couch oder Cabrio?« »Mallorca oder Oberbilk?«, »Allein oder im Rudel?«[6]), Seminarprogramm »Soziales Inszenieren«, »Kunstspuren«, »Kultur auf Rädern«
- Welche Aufgabenschwerpunkte wollen wir uns wählen? Zielfindungsseminare, Zukunftswerkstätten (Begegnung der Generationen, Wohnen mit Verantwortung)
- Wie können wir die Qualität unserer Arbeit sichern? Schulungsprogramm »Für soziale Netze lernen« (Seminarthemen: Einstieg in die Netzwerkarbeit, Kommunikation, Gruppenprozesse, Konfliktmanagement, Fundraising), Qualifizierung im Bereich Kunst und Kultur, Seminare zum Thema »Wie kann die Zusammenarbeit zwischenhaupt- und freiwillig Mitarbeitenden verbessert werden?«
- Wie können wir uns und unsere Arbeit im Gemeinwesen bekannt machen? Seminare zu den Themen Öffentlichkeitsarbeit (»Wie sag' ich's meinem Stadtteil?«), Neue Medien, Homepage-Gestaltung usw.
- Wie gehen wir mit (Interessen-)Konflikten um? Seminare zum Thema Gruppenprozesse/Gruppendynamik, Seminar »Streiten verbindet«.
- Was können wir tun, um unsere persönliche Lebenssituation zu verbessern?
- Wie können Aufgabenschwerpunkte (weiter-)entwickelt werden? Seminare zu den Themen »Liebe und Partnerschaft im Alter«, »Wohnen im Alter«, Reisen, Seelsorge, Trauerbewältigung, Gesundheitsvorsorge u.v.m.

6 Das Fortbildungsprogramm »Couch oder Cabrio?« wurde von Inge Gößling, Birgit Nawrath und Karin Nell entwickelt und im Rahmen einer Diplomarbeit dokumentiert (vgl. Gößling 2001)

Feedbackschleifen

Als sehr hilfreich für die praktische Arbeit in Projekten erwies sich Senges Beobachtung von der Wirkung so genannter »Feedbackschleifen«. Als Verfechter des systemischen Denkens kommt es ihm darauf an, das System als Ganzes in den Blick zu nehmen. Entsprechend fordert er ein Umdenken bei der Planung und Beurteilung von Veränderungsprozessen. Unerlässlich sei

- »die Wahrnehmung von Wechselbeziehungen statt linearer Ursache-Wirkungs-Ketten und
- die Wahrnehmung von Veränderungsprozessen statt von Schnappschüssen« (Senge 2001: 94).

Die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Netzwerkarbeit und im Keywork-Programm wurden deshalb immer wieder dazu ermutigt, den Gesamtentwicklungsprozess unter die Lupe zu nehmen. Vor allem jene, die von ihren Initiativen unmittelbare Wirkung erwarteten, konnten – sofern der sofortige Erfolg ausblieb – mit *Senges* Erkenntnissen beruhigt werden.

Sein »*Dusch- Beispiel«* wurde immer dann angeführt, wenn gezielte, gut geplante Aktionen nicht sofort zu den erwarteten Ergebnissen führten: Senge beschreibt das Verhalten von Menschen bei der Einstellung der richtigen Wassertemperatur unter der Dusche: Stehen wir unter der Dusche, drehen wir den Wasserhahn automatisch voll auf. Das Wasser schießt dann in der Regel viel zu heiß aus dem Duschkopf. Um uns nicht die Haut zu verbrühen, drehen wir den Heißwasserhahn sofort ganz weit zurück und den Kaltwasserhahn weit auf. Nun frösteln wir, weil das Wasser zu kalt auf uns niederprasselt. Wir reagieren sofort und drehen hektisch an beiden Hähnen und zwar so lange, bis – irgendwann – das Wasser die gewünschte Temperatur hat. Senges weiser Ratschlag lautet: Sofort die richtige Temperatur einstellen und einen Augenblick warten.

Dieser Rat gilt auch für Projekte. Statt bei den Mitstreiterinnen und Mitstreitern auf ein Desinteresse zu schließen und die Bemühungen frustriert einzustellen bzw. sofort mit einer Vielzahl von Zusatzaktionen zu reagieren, wurden die Aktiven auf die »Feedbackschleife« hingewiesen und dazu ermutigt, gelassen abzuwarten. In fast allen Situationen wurden Senges Annahmen bestätigt: War der Impuls, der von einer Aktion ausging, stark, ergab sich immer eine Wirkung in die gewünschte Richtung – auch wenn dies in den meisten Fällen nicht sofort sichtbar wurde. So haben viele Gruppenangebote mit wenigen Teilnehmenden begonnen und wären sicher gleich wieder eingestellt worden, hätte man nicht auf die Feedbackschleife, d.h. die ›Langzeitwirkung‹ von Impulsen, vertraut. Als Beispiel sei hier auf das Stadtteilfrühstück im Netzwerk Düsseldorf-Benrath verwiesen: Während in der Anfangs-

phase des Projekts monatelang nur einige wenige Personen zum gemeinsamen Frühstück erschienen und die enttäuschten Initiatorinnen und Initiatoren entschlossen waren, das Angebot einzustellen, ›boomte‹ das Unternehmen *nach gut einem Jahr* (!): Inzwischen nehmen bis zu 60 Personen an der Veranstaltung teil.

Das Prinzip des Hebels

In seiner Darstellung weist Senge darauf hin, dass komplexe Veränderungsprozesse nicht zwangsläufig mit großen Anstrengungen verbunden sein müssen. Vielmehr gelte es, bei Veränderungsprozessen – wie in der Physik – den jeweiligen Hebelpunkt zu finden, d.h. den Punkt, an dem mit minimaler Anstrengung Handlungen zu signifikanten positiven Veränderungen führen. »Kleine Veränderungen können eine Riesenwirkung haben – aber die Maßnahmen mit der stärksten Hebelwirkung sind häufig zugleich die unauffälligsten.« (Senge 2001, 83 und 143-154). Wer den Hebelpunkt herausfinden will, muss das Gesamtsystem aufmerksam beobachten und die jeweiligen Wirkungszusammenhänge ergründen. Auch in der Netzwerkarbeit und im Keywork-Programm konnten solche Hebelpunkte entdeckt werden: Mit der Einführung des Begriffs »Soziale Vorsorge für das Leben im Alter« und der Forderung nach der Nutzung des sozialen und kulturellen Kapitals (einer Person, einer Gruppe, eines Gemeinwesens) hat die Entwicklung der freiwilligen Arbeit eine entscheidende Wende vollzogen. Bürgerschaftliches Engagement wird mit individuellem Nutzen assoziiert – und nicht länger als selbstloses Tätigsein für andere angesehen. Die Rückmeldungen von Freiwilligen bestätigen, dass sie Formulierungen wie »Ich für mich!«, »Szene des bürgerschaftlichen Engagements«, »Sparkassen für das soziale Kapital« und »Soziale Vorsorge« neugierig gemacht und zu einem Einstieg in die Arbeit motiviert hätten.

Einen weiteren Hebelpunkt stellt die Entdeckung des höchst attraktiven Überschneidungsbereiches von Kultur- und Sozialarbeit dar und die damit verbundene Zusammenarbeit von Kulturinstituten und sozialen Einrichtungen. Die Entdeckung und Nutzung von Ressourcen der Kultureinrichtungen für die Seniorenarbeit in Düsseldorf und umgekehrt – die Entdeckung der Ressourcen der Seniorenarbeit für die Kulturarbeit sowie die Vernetzung von Angeboten der verschiedenen Bereiche waren, gemessen am relativ geringen Aufwand, von erheblicher Wirkung für die gemeinwesenorientierte Arbeit mit älteren Menschen.

Zielfindungsseminare als Steuerungselemente

Eine bedeutende Funktion kommt in allen Entwicklungsstadien von Projekten des bürgerschaftlichen Engagements den Zielfindungsseminaren zu. Sie bieten die Möglichkeit, den Ist- Zustand zu analysieren, den Soll-Zustand zu beschreiben und konkrete Umsetzungsschritte zu vereinbaren. Zielfindungsseminare helfen auch, herauszufinden, wo Konflikte (latente oder offene) den Entwicklungsprozess behindern und wo Wissenslücken bzw. das Fehlen von Know-how die Realisierung angestrebter Ziele unmöglich machen. In den Zielfindungsseminaren besteht die Möglichkeit, Zielformulierungen zu präzisieren, gemeinsame Strategien zur Erreichung der Ziele zu entwickeln sowie komplexe Aufgaben in Teilschritte zu zerlegen. Es geht bei der Organisation von Fortbildungen also immer um die Fragen: »Was müssen wir *jetzt/in dieser Situation* lernen, um weiter zu kommen, um unsere Ziele zu erreichen? Und »Wer kennt sich aus, kann über Erfahrungen berichten? Wer vermittelt uns das notwendige Veränderungswissen?«

3.2 »Krisen sind Entwicklungschancen!« (Verena Kasts »Phasen kreativer Prozesse«)

Einen besonders hilfreichen Ansatz zum Verständnis emotionaler Zustände der Aktiven in Aufbauprozessen bietet das von Verena Kast (2000: 26) beschriebene Phasenmodell kreativer Prozesse. Verena Kast ist Professorin für Psychologie an der Universität in Zürich und Dozentin und Lehranalytikerin am dortigen C.G.Jung-Institut. Sie sieht in Krisen wichtige Entwicklungschancen. Die Phasen, die sie bei der Bewältigung persönlicher Krisensituationen beobachten konnte, durchlaufen auch engagierte Menschen in Projekten des bürgerschaftlichen Engagements.

Analog zu ihrer Darstellung gilt:

Vorbereitungsphase (»Alles fängt so verheißungsvoll an!«)

In der Anfangsphase sind alle Beteiligten in einem hohen Maße motiviert. Sie sind voller Erwartung und sprühen vor Ideen. Vieles erscheint möglich. Jeder liefert Informationen, trägt mit seinem Wissen zur Planung des Vorhabens bei. Viel Neues muss aufgenommen und verarbeitet werden, nur wenig kann – vor allem, wenn es sich um völlig neue Aufgabenfelder und -schwerpunkte handelt – in ein vertrautes Schema eingeordnet bzw. vorhandenen Kategorien zugeordnet (»katalogisiert«) werden. Die Spannung steigt.

Inkubationsphase (»Nichts geht mehr!«)

Die Komplexität nimmt zu, das Vorhaben wird immer unübersichtlicher. Allmählich kommen den Akteurinnen und Akteuren Zweifel. Vieles sieht bei genauerem Hinsehen viel schwieriger aus als erwartet. Haben wir uns zu viel vorgenommen? Können wir die Ideen mit diesen Menschen eigentlich umsetzen? Wer ist überhaupt bereit, Verantwortung zu übernehmen? Wer hat das Sagen? Probleme zeichnen sich ab – es gärt in der Gruppe. Dunkle Gewitterwolken ziehen am anfangs strahlenden Projekthimmel auf. In dieser Phase wächst die Unruhe in der Gruppe. Frustration macht sich breit, Zweifel an der eigenen Kompetenz und an den Fähigkeiten der anderen kommen auf. Häufig sind es neu hinzukommende Gruppenmitglieder oder Außenstehende, die den Unmut zum Ausdruck bringen und den Finger in die Wunde legen (»Da läuft doch nichts! Die sind doch völlig unflexibel! Da weiß keiner, wo es langgehen soll!«). In dieser Phase spürt man eine Blockierung, einen Stau in der Entwicklung des Projektes. Viele Aktive äußern in dieser Phase ihre Angst, das ganze Vorhaben könne misslingen.

Einsichtsphase (»Wie durch ein Wunder löst sich das Problem!«)

Völlig unvermittelt stellt es sich ein: das »Aha-Erlebnis«. Ganz »intuitiv« wissen die Beteiligten, wo und wie sie beginnen müssen. In fast allen Projekten lässt sich dieses Phänomen beobachten: Irgendjemand hat plötzlich die zündende Idee und wird aktiv. Die Erstarrung löst sich. »Jede große Veränderung beginnt mit dem ersten Schritt«, sagt ein chinesisches Sprichwort. Wenn dieser erste Schritt getan ist, stellt sich Freude und Erleichterung ein. Die Gruppe wird arbeitsfähig.

Verifikationsphase (»Jetzt kann es richtig losgehen!«)

In dieser Phase gewinnt das gemeinsame Vorhaben an Fahrt. Jetzt kommt die Zeit des Planens, Gestaltens und Realisierens. Vorschläge werden geprüft, erste Ziele formuliert. Die Aktiven erkennen, dass klein begonnen werden muss, dass das komplexe Aufgabenfeld in überschaubare Tätigkeiten unterteilt und die Verantwortung auf viele Schultern verteilt werden muss. Allen wird klar, dass Organisations-, Mitwirkungs- und Informationsstrukturen aufgebaut werden müssen. Sie erkennen, mit wie viel Arbeit das ganze Vorhaben verbunden sein wird. Mit dem Ende der euphorischen Anfangsstimmung und dem Beginn des Aktivwerdens stellt sich eine realistischere Haltung ein, die von Konzentration und Zuversicht geprägt ist. Die Beteiligten freuen sich über die ersten kleinen Erfolge.

3.3 »Ich für mich!« – »Ich mit anderen für mich!« – »Ich mit anderen für andere!« (Sylvia Kades »Basiskonzept der Altersbildung«)

Die persönliche Begegnung mit der Soziologin Sylvia Kade wurde zu einem Schlüssel-Erlebnis in der Entwicklung von Netzwerkarbeit und Keywork. Zwischen 1982 und 2002 war Sylvia Kade als Mitarbeiterin und Projektleiterin in Projekten zur Altersbildung am Deutschen Institut für Erwachsenenbildung in Frankfurt a.M. tätig. Sie ist Expertin einer Didaktik der »differentiellen Bildung«; ihre Themenschwerpunkte sind »Lernen im Alter (Biografie)«, »Lernen für das Alter (Lebensphasen)«, »Lernen mit Älteren (Generation)« und »Lernen im Umgang mit Älteren (Erfahrung)« (Kade 2007). Wie bei einem Puzzle passten das von Kade vorgestellte Phasenmodell der Seniorenbildungsarbeit und die Aufbaustufen in Projekten des bürgerschaftlichen Engagements zusammen: von der Orientierungs- und Einübungsphase über die Anwendungs- und Gestaltungsphase zur Praxis- und Verwendungsphase.

Die Kernsätze des Phasenmodells, die Kades Erkenntnisse auf den Punkt brachten, wurden innerhalb kürzester Zeit zu Slogans und erfreuten sich bei den Aktiven einer unerwarteten Beliebtheit. Um den für die Freiwilligenarbeit zentralen Aspekt der Vorsorge für das Leben im Alter zu unterstreichen, der in Kades Phasen nicht explizit herausgestellt wird, wurde das Modell um eine vierte Phase ergänzt. Mit Hilfe des Phasenmodells ließ sich auf einfache Weise die Struktur von Aufbauprozessen verdeutlichen. Es wurde in Veröffentlichungen über Netzwerkarbeit und bei Präsentationen verwendet und erlangte auch in Fachkreisen große Aufmerksamkeit.

In der folgenden Darstellung wird die Synthese der Ansätze deutlich: Der Aufbau von Projekten des freiwilligen Engagements erfolgt in vier Phasen (Phase 1-3 in Anlehnung an Sylvia Kade 1999):

1. Phase: »Ich für mich.«

Für die Projektarbeit in den Netzwerken und im Keywork-Programm bedeutet dies: Aufbau von Motivation für ein bürgerschaftliches Engagement. Angeboten werden Informationsveranstaltungen, Hospitationen, Exkursionen, Schnupperseminare; informelle Treffs (Internet-Cafés, Stadtteilfrühstück, Stammtisch); individuelle Beratung durch hauptamtliche Kräfte, (Ermutigung, neue Wege einzuschlagen, ausdrückliche Empfehlung, bei der Wahl einer freiwilligen Tätigkeit *eigene* Wünsche und Interessen in den Vordergrund zu stellen).

2. Phase: »Ich mit anderen für mich.«

Für die Projektarbeit in den Netzwerken und im Keywork-Programm bedeutet dies: Förderung von Gemeinschaftsaktivitäten, Aufbau von Interessen-

gruppen, selbst organisierte Unternehmungen: Wandern, Theaterbesuche, Videowerkstatt, Kreativangebote usw.; Informationsveranstaltungen zu selbst gewählten Themen: Gesundheit im Alter, Pflegeversicherung, Wohnen im Alter usw.

3. Phase: »Ich mit anderen für andere.«

Für die Projektarbeit in den Netzwerken und im Keywork-Programm bedeutet dies: Eigenverantwortliches Engagement in einem oder in mehreren Bereichen. Schaffung von Organisations-, Mitwirkungs- und Informationsstrukturen, Bildung von Arbeitskreisen, Arbeitsgruppen, Wahl von Gruppensprechern und Gruppensprecherinnen, Festlegung von Aufgabenschwerpunkten, Projektarbeit: Zeitungsprojekt, Kulturprojekte, Filmwerkstatt, Theaterprojekte, Aufbau von Internet- Cafés, Einrichtung von Handwerkerdiensten, Telefondienste, Begleitdienste, Telefonkette usw.

4. Phase: »Andere mit anderen für mich.«

Für die Projektarbeit in den Netzwerken und im Keywork-Programm bedeutet dies: Nutzung der Ressourcen (neu-)aufgebauter sozialer Netze im Falle von Hilfebedürftigkeit. Die Erfahrungen zeigen, dass aus sozialen Netzen unbürokratisch individuelle Hilfeleistungen erbracht werden (Besuche im Krankenhaus, Telefonate, Einkäufe, Vermittlung professioneller Hilfe, handwerkliche Dienste, Begleitdienste, Trauerbegleitung). Hierbei erweist es sich als äußerst bedeutsam, dass die Hilfen auf viele Schultern verteilt sind und die Helferin/der Helfer selbst in ein Netzwerk eingebunden ist.

Gleichgewicht von Geben und Nehmen

In der praktischen Arbeit hat sich gezeigt, dass nicht alle Interessierten bei Phase 1 (»Ich für mich!«) einsteigen und ihr Engagement bei Phase 4 (»Andere mit anderen für mich!«) beenden. Viele Menschen wissen genau, was sie für andere tun wollen und gehen mit klaren Vorstellungen auf Gruppen zu. Menschen, die ihre Angehörigen gepflegt oder ihre Partner verloren haben, genießen es, wenn sie sich zunächst nicht für andere engagieren müssen. Sie haben selbstverständlich das Recht, ihre persönlichen Batterien aufzuladen und in Ruhe neue Kontakte zu knüpfen, bevor sie wieder Aufgaben für andere übernehmen. Deshalb gilt der Grundsatz: Alle Beteiligten sollen darauf achten, dass *langfristig* allen vier Phasen Rechnung getragen wird. Nur so bleibt das Verhältnis von Geben und Nehmen ausgewogen und sorgt für langfristige Zufriedenheit.

3.4 »Jeder Mensch ist ein Künstler!« (Der erweiterte Kunstbegriff von Joseph Beuys und seine Idee von der sozialen Plastik)

Überaus fruchtbar für die Weiterentwicklung des Netzwerkansatzes aber speziell für den Einstieg in das Keywork-Programm war die Auseinandersetzung mit dem künstlerischen Werk und den theoretischen Positionen von Joseph Beuys. Hieraus ergab sich eine Vielzahl von Ideen und Impulsen, nicht nur für die Entwicklung des theoretischen Konzeptes, sondern auch für die praktische (Fortbildungs-)Arbeit.

Joseph Beuys (1921 – 1985) war Meisterschüler von Ewald Mataré und 1961 bis 1972 Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie. Über Jahrzehnte hinweg hat er wie kein anderer Künstler die Gemüter der (Düsseldorfer) Bürgerinnen und Bürger erhitzt und mit zahlreichen – zum Teil sehr umstrittenen – Aktionen in das öffentliche Leben hineingewirkt. Beuys hat nicht nur eine unüberschaubare Zahl hochinteressanter Kunstobjekte geschaffen, er hat sich auch durch spektakuläre Äußerungen zur Kunsttheorie hervorgetan. Unter anderem ist ihm der Satz »Jeder Mensch ist ein Künstler« zu verdanken, der in seiner Bedeutung nicht hoch genug gewertet werden kann. Sehr schlicht wird hier eine weit reichende Feststellung getroffen, nämlich die, dass alle Menschen – und nicht nur die so genannten Kunstschaffenden – schöpferische Fähigkeiten besitzen und schöpferisch tätig sind. Beuys forderte, sich auf die schöpferischen Fähigkeiten zu konzentrieren, sie zu entfalten, zu würdigen und verstärkt in die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens einzubringen. »Sein anthropologisches Weltverständnis geht immer vom Menschen als einem schöpferischen Wesen aus, das in die Lage versetzt werden muß, seine Zukunft zu gestalten« (Stachelhaus 2001: 191). Im Gegensatz zum konventionellen Verständnis von Skulptur bezog Beuys »das schöpferische Gestaltungsprinzip nicht nur auf sichtbare, materielle Werke, sondern ebenso auf unsichtbare Skulpturen« (Richter 2000: 46). Für ihn galt auch das soziale Miteinander als Kunstwerk. Er prägte die Begriffe »soziale Plastik« und »soziale Skulptur«[7] und forderte nicht nur seine Studentinnen und Studenten, sondern auch alle anderen Mitglieder eines Gemeinwesens auf, »aus der inneren Tiefe, dem Kreativen, dem Schöpferischen« in die sozialen Zusammenhänge einzugreifen (Richter 2000: 50).

Entgegen der allgemeinen Meinung, ältere Menschen könnten nichts mit moderner Kunst und noch weniger mit Beuys' Arbeiten anfangen, belegen die Erfahrungen in der Netzwerkarbeit und im Keywork-Programm, dass im Gegenteil sogar ein großes Interesse an der Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Joseph Beuys besteht. Zwar reagieren viele Ältere zunächst ver-

7 Zur Unterscheidung dieser beiden Begriffe vgl. Stachelhaus (2001: 89-91) und Richter (2000: 49-52).

unsichert, viele auch verärgert, wenn sie einem Werk von Beuys gegenüber stehen; bittet man sie allerdings, sich den verwendeten Materialien zuzuwenden, werden Assoziationen und (Kindheits-)Erinnerungen geweckt, die immer in Gespräche über menschliche Grundbedürfnisse und menschliche Grundbefindlichkeiten übergehen:

- *Filz*: Schutz vor Kälte, Wärmespeicher, Wunsch nach Gut-aufgehobensein, Abgrenzung,
- *Fett:* wichtiges Nahrungsmittel, Schutz, gehaltvoll, Energielieferant,
- *Honig:* Süße, Süßigkeit, »Land, wo Milch und Honig fließt«, das Schöne im Leben, Trost, Belohnung für Mühe (Bienenfleiß),
- *Kupfer:* Wärmeleitung, Halt, Stärke, Verbindung, Kommunikation.

Die Beschäftigung mit Kunstwerken von Beuys führt zu den zentralen Themen des freiwilligen Engagements: soziale Wärme, soziale Energie, soziales Kapital, schöpferische Gestaltungskraft, Kommunikation, Gegenstände als Speicher von Ideen, Empfindungen und persönlichen Erinnerungen usw. Wie wertvoll der Einsatz dieser Materialien sein kann, soll an einem Beispiel aus dem Einstiegsseminar des EFI-Progamms (Erfahrungswissen für Initiativen) verdeutlicht werden. Im Seminar wurde bewusst darauf verzichtet, ein Einführungsreferat zum Thema »Rahmenbedingungen für bürgerschaftliches Engagement« zu halten. Stattdessen wurden den Teilnehmenden eine kleine Originalarbeit von Joseph Beuys (Multiple: Gib' mir Honig) und der so genannte »Beuys-Koffer« aus dem Projekt »Kultur auf Rädern« präsentiert. Die in diesem Koffer enthaltenen Materialien wurden verteilt und mit einer Aufgabe verknüpft. Die Ergebnisse der Seminareinheit und die Fragen, die in einer gekürzten Fassung wiedergegeben werden, machen deutlich: Die Gruppe verfügt bereits über das Wissen. Und: Die Materialen helfen, dieses Wissen ans Licht zu bringen.

Welche Fragen werfen die von Joseph Beuys verwendeten Materialien für unser Thema »Bürgerschaftliches Engagement« auf?
Bitte schenken Sie auch den Fragen hinter den Fragen Aufmerksamkeit.

Wolle
Wie sind die Menschen in unserer Gesellschaft geschützt?
Was brauchen wir, um uns wohl zu fühlen?
Wie bin ich in meinem Engagement geschützt?
Was tut mir gut? Was tut anderen gut?
Bei welchen Kontakten muss ich mich warm einpacken?

Kupfer
Wie stelle ich Verbindungen her?

Wohin lege ich die Leitungen?
Kommt meine Energie/meine Kraft überhaupt an?
Wo und wie finde ich die Leitung, die ich nutzen möchte?
Wie kommt verbrauchte Energie zurück?
Wie schütze ich mich selbst (Stichwort: Grünspan)?

Kristalle
Wie wichtig sind feste Strukturen?
Wie wichtig ist Transparenz?
Welche Strukturen tragen das Licht weiter/brechen das Licht? (Stichwort: Regenbogen)
Braucht das Neue das Alte? (»Ohne Silikate gäbe es keine Computer!«)
Welche Grundstrukturen liegen zugrunde: unserer Gesellschaft, unserer Kultur, der Schöpfung?
Wie bedeutungsvoll sind die verdeckten Strukturen?
Wohin führt mich mein nachhaltiges Engagement (Stichwort: Diamanten sind die härtesten Bohrer)
Muss man einen Kristall bearbeiten, um seinen Wert und seine Vollkommenheit zu erkennen?
Können Strukturen heilsame Wirkung haben?

Fett
Wie viel Fett brauche ich? Welche (Energie-)Reserven stehen mir zur Verfügung?
Worauf könnte ich ausrutschen?
Wie vermeide ich Fettnäpfchen?
Welches Fett »schmiert«/fördert mein Engagement?
Wie kann ich verhindern, dass Ideen »zerfließen«?
Wie bleibe ich geschmeidig?

Filz
Wie erkenne ich verfilzte Strukturen?
Wie vermeide ich Verfilzung in meinem Engagement?
Wie kann ich Verfilzung auflösen?
Wie komprimiere ich auf das Eigentliche?
Wie schütze ich mich selbst in meinem Engagement?
Wie schütze ich mich vor Überforderung?
Wie vermittle ich die Wärme?
Wie robust ist meine (Projekt-)Idee, meine Motivation? (Stichwort: Nachhaltigkeit)
Auf welche Traditionen greife ich zurück?
Wie rette ich Traditionen (Stichwort: Filzen)?

Muscheln

Wie verändere ich bestehende Formen?
Wie ausdauernd bin ich auf meinem Weg?
Wie erhält mein Tun eine gute Form?
Wie wird aus einem kleinen Sandkorn, das eigentlich ein »Störfaktor« ist, eine Perle?
Ist mein Engagement stabil oder brüchig?
Möchte ich mich in meinem Engagement öffnen oder lieber verkriechen/verbergen?
Halte ich mir Rückzugsmöglichkeiten offen?
Kleine Ur-Sache, große Wirkung!
Brauchen wir das Ursprüngliche? Hilft das Einfache? (Stichworte: Kalk bei saurem Waldboden; Hühnersuppe bei Krankheit; Wärme bei Bauchweh; Gespräch bei Kummer?)

Holz

Nehme ich meine Wurzeln in den Blick?
Was in mir muss sterben, damit etwas Anderes leben kann?
Wie standfest bin ich?
Wie kann ich in meinem Engagement/durch mein Engagement wachsen, mich weiter entwickeln?
Wie kann mein Engagement Früchte tragen?
Gebe ich meinem Engagement genügend Raum in meinem Leben?
Wo findet mein Projekt den richtigen Platz?
Wie finde ich Gleichgesinnte (Stichwort: Wald)?
Kann ich von den Früchten anderer profitieren?
Wie viel Wert haben meine Jahresringe?
Bin ich bereit für meine Jahreszeiten? Für Veränderungen?
Wo und wie kann ich mich selbst am Feuer wärmen?
Wer kann in meinem Schatten wachsen?
Wie kann ich mein Projekt vor »saurem Regen« schützen?
Wie kann ich verhindern, dass ich verheizt werde?

Maggi

Kann Erfahrungswissen in Projekten wie Maggi wirken?
Wie schaffe ich es, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren?
Wie muss ein Team zusammengesetzt sein, damit es erfolgreich arbeiten kann?
Brauchen die Menschen unser Engagement?
Was muss ich tun, damit die Dosierung stimmt?
Welche (Zu-)Taten brauche ich?

Honig
Welche Süße/welchen Gewinn ziehe ich aus meinem bürgerschaftlichen Engagement?
Welche Formen kann mein Engagement annehmen?
Wann muss man »weich« werden/weich sein? Wann muss man Festigkeit beweisen?
Wer profitiert vom Einsatz?
Was kann man von den Bienen lernen?
Hat mein Engagement heilsame Wirkung?
Was lehrt uns die Natur?
Ist im »Land, wo Milch und Honig fließt« für alle gut gesorgt?
Was muss ein Mensch mit Visionen tun, um andere Menschen für neue Formen und Bereiche des bürgerschaftlichen Engagements zu begeistern? (bezieht sich auf das »Schwänzeln« der Bienenkönigin, wenn sie ihr Bienenvolk auf neue Blumenfelder aufmerksam machen will)

3.5 »Kultur für alle!« (Hilmar Hoffmanns erweiterter Kulturbegriff)

Die Netzwerkarbeit in Düsseldorf ist im Bereich der sozialen Arbeit angesiedelt. Die Erfahrungen mit dem Keywork-Programm, das sich aus der Netzwerkarbeit entwickelt hat, zeigen, wie fruchtbar eine Annäherung der sozialen Arbeit an die Kulturarbeit sein kann. Zumal dann, wenn man den erweiterten Kulturbegriff zugrunde legt, der von Hoffmann in »Kultur für alle"(1981: 30-32) anschaulich beschrieben wird. Der erweiterte Kulturbegriff setzt die so genannte Alltagskultur gleichberechtigt neben die Bereiche der Hochkultur. Er schließt »die verschiedensten menschlichen Bezüge« mit ein. »Denn Kultur ist, wie der Mensch lebt und sich zu seinesgleichen verhält« (Hoffmann 1990: 58-59). In diesem Sinne werden auch Formen des Miteinanders – Arbeitskultur, Familienkultur, Wohnkultur, Esskultur, Kultur ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger, Jugendkultur, Alternativkultur usw. – neben den klassischen Kulturbereichen in den Blick genommen und in ihrer Bedeutung für die Kultur unserer Gesellschaft anerkannt.

Die Netzwerkarbeit hat maßgeblich davon profitiert, dass sie sich dem Überschneidungsbereich von Kultur- und Sozialarbeit zugewandt hat. Hier konnten interessante Kooperationsprojekte realisiert werden, die weit über die Grenzen von NRW Anerkennung gefunden haben (z.B. das Keywork-Programm mit dem museum kunst palast und »Soziales Inszenieren« mit dem Jungen Schauspielhaus in Düsseldorf). In diesem Zusammenhang muss auch die Gründung eines speziellen Kultur-Netzwerkes im Düsseldorfer Stadtteil Gerresheim als besonders eindrucksvolles Beispiel hervorgehoben werden. Letztendlich hat die Orientierung des Programms am erweiterten Kulturbe-

griff das Zugehen der sozialen Arbeitsfelder auf die Kultureinrichtungen sehr gefördert und neue Entwicklungsräume aufgezeigt. Netzwerkarbeit wurde dabei als eine Form der Kulturarbeit angesehen und in ihrer Bedeutung für das kulturelle Leben eines Gemeinwesens – vor allem für die Schaffung und Förderung einer Kultur des Miteinanders – gewürdigt. Die Kulturarbeit wurde in ihrer Bedeutung für die sozialen Anliegen eines Gemeinwesens erkannt. Sie bietet ungeahnte Möglichkeiten zum Aufbau und zum Erhalt sozialer Netze. Ihre Methoden tragen erheblich zum Erhalt und zur Steigerung der Lebensqualität aller Altersgenerationen bei und sind – ebenso wie ihre Theorien – für die gemeinwesenorientierte Seniorenarbeit von großem Wert. Diese Sichtweise wird das zukünftige Profil von hauptamtlichen Kräften in der sozialen Arbeit sowie in der kulturellen Arbeit mit älteren Menschen erheblich verändern.

Wenn im Sinne dieses Ansatzes die haupt- und die freiwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus sozialen Arbeitsfeldern in ihrer wichtigen Funktion als *Kulturschaffende* gesehen werden und die Mitarbeitenden aus der Kulturarbeit in ihrer wichtigen Funktion als *Gestalterinnen und Gestalter des Sozialen* wahrgenommen werden, dann ergeben sich neue Herausforderungen an die Aus- und Weiterbildung beider Bereiche.

3.6 »Unsere Gesellschaft verfügt über unerschöpfliche Reserven an sozialem und kulturellem Kapital!« (Pierre Bourdieus erweiterter Kapitalbegriff)

Während Beuys den erweiterten Kunstbegriff prägte und Hoffmann den erweiterten Kulturbegriff bekannt machte, verdanken wir dem französischen Philosophen Pierre Bourdieu (1930-2002) den erweiterten Kapitalbegriff. Auch dieser Erweiterungsbegriff hat wesentlichen Einfluss auf die Netzwerkarbeit und das Keywork-Programm gehabt.Bourdieu kritisiert den klassischen Kapitalbegriff. Als wirtschaftlicher Kapitalbegriff reduziere er »die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschprozesse auf den bloßen Warenaustausch, der objektiv und subjektiv auf Profitmaximierung ausgerichtet und vom (ökonomischen) *Eigennutz* geleitet« sei. Damit erkläre die »Wirtschaftstheorie implizit alle anderen Formen sozialen Austausches zu nicht-ökonomischen, *uneigennützigen* Beziehungen« (Schwingel 1995: 82). Sinnvoller sei es, so Bourdieu, von einer Pluralität der Kapitalformen auszugehen. Neben das ökonomische Kapital (materieller Reichtum) setzt er das kulturelle Kapital, das soziale Kapital und das symbolische Kapital eines Individuums. Kulturelles Kapital umfasst in seinem inkorporierten Zustand »sämtliche kulturellen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen, die man […] erwerben kann« (ebd: 84). Im Gegensatz zu ökonomischem Kapital ist kulturelles Kapital körper- und damit personengebunden.

Das soziale Kapital ist nach Bourdieu eine weitere eigenständige Form von Ressourcen. »Sozialkapital resultiert aus der Ausnutzung »eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens« in das ein Akteur eingebunden ist und auf das er zurückgreifen kann, falls er aus irgendeinem Grunde einer Unterstützung durch einzelne Akteure oder durch Gruppen bedarf.« (ebd: 87). Ein soziales Beziehungsnetz werde durch permanente »Beziehungsarbeit« aufrechterhalten. Soziales Kapital diene auch dazu, im Bedarfsfalle die Profitchancen des ökonomischen und kulturellen Kapitals zu erhöhen. »Folglich übt das auf gegenseitiger Anerkennung und Wertschätzung beruhende Sozialkapital, wenn es eingesetzt wird, bezüglich der anderen Kapitalformen einen »Multiplikatoreffekt« aus« (ebd. 87).

Eine weitere eigenständige Kapitalart bildet nach Bourdieu das so genannte symbolische Kapital. Darunter sei die wahrgenommene und als legitim anerkannte Form des ökonomischen, des kulturellen und des sozialen Kapitals zu verstehen (Prestige, Renommee, Anerkennung, die Personen oder Gruppen in ihrer Eigenschaft als Politiker, Künstler oder Sportler erhalten können usw.). Als Beispiele für symbolisches Kapital führt Bourdieu an: »das Kulturkapital, sofern es durch Titel legitimiert ist, und das soziale Kapital generell, denn dieses bewegt sich so ausschließlich in der Logik des Kennens und Anerkennens, dass es immer als symbolisches Kapital funktioniert« (ebd: 87-88). Die Auseinandersetzung mit dem erweiterten Kapitalbegriff hat den Impuls für die Verwendung des Begriffs der sozialen Vorsorge in der Netzwerkarbeit gegeben. Auch wenn viele Menschen glauben, dass sie bei entsprechend hohem materiellen Kapital gut für ihr Leben im Alter »gerüstet« sind, so zeigt sich in der sozialen Arbeit mit alten Menschen sehr deutlich, dass die Lebensqualität im Alter ganz erheblich vom sozialen und kulturellen Kapital bestimmt wird.

Während in unserer Gesellschaft ein immenser Aufwand für die materielle Altersvorsorge betrieben wird (gesetzliche Rentenversicherung, Lebensversicherungen, Immobilienkapitalanlage, Riester- Rente usw.), scheinen die soziale und kulturelle Vorsorge auf das Leben im Alter immer noch dem Zufall überlassen zu sein. Zwar werden soziale Netze in ihrer Bedeutung anerkannt, öffentlichkeits-wirksame Kampagnen für deren Stärkung und Erhalt sind allerdings selten. Auch kulturelle Beschäftigungen werden mehr unter dem Aspekt ihres Unterhaltungswertes als in ihrer Bedeutung als wichtiges Vorsorge-Kapital beurteilt. Verstehen sich die Netzwerke als Sparkassen für das soziale Kapital eines Gemeinwesens, so sind Keywork-Programme Maßnahmen zur Investition, Wertanlage und Verzinsung von sozialem und kulturellem Kapital.

3.7 »Die vorbereitete Umgebung prägt das Verhalten!« (Maria Montessoris Idee von der vorbereiteten Umgebung)

Wesentlichen Einfluss auf die Fortbildungsangebote in der Netzwerkarbeit und im Keywork-Programm hatten auch die Theorien der italienischen Ärztin und Pädagogin Maria Montessori (1870-1952). Nicht nur in das Kulturführerscheins®-Programm sind die von Montessori für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen entwickelten Grundsätze eingeflossen. Es erscheint dringend an der Zeit, die Theorien von Montessori im Rahmen eines umfassenden Projektes auf ihre Brauchbarkeit für die Seniorenbildungsarbeit zu überprüfen. Dabei kann es aber nicht (wie in einer neueren Veröffentlichung von Bianca Mattern, 2001) darum gehen, ihre Grundsätze ›eins zu eins‹ auf die Arbeit mit älteren und alten Menschen zu übertragen, vielmehr müssen zeitgemäße und intelligente ›Übersetzungsformen‹ gefunden werden. Die Erfahrungen mit einigen wenigen Ideen, die bewusst in die Qualifizierungsangebote aufgenommen wurden, lassen erahnen, dass die Beschäftigung mit den Theorien Montessoris zu einer Goldgrube für die zukünftige Seniorenbildungsarbeit werden könnte. In Analogie zu den sensiblen Phasen, die von Maria Montessori für das Kinder- und Jugendalter formuliert wurden, ließe sich das Alter – nach den Erfahrungen aus Netzwerkarbeit und Keywork – als eine »sensible Phase für Sinnfragen und Lebensauswertung« beschreiben, die durch die Beschäftigung mit Kunst und Kultur, schöpferisches Tun und soziales Engagement entscheidend gefördert werden kann.[8]

An dieser Stelle soll exemplarisch auf ihre Idee der vorbereiteten Umgebung eingegangen werden, die großen Einfluss auf die Fortbildungskonzepte der innovativen Seniorenarbeit gehabt hat. Montessori empfiehlt Pädagoginnen und Pädagogen, die Lernumgebung mit größter Sorgfalt zu gestalten. »Die vorbereitete Umgebung ist eine genau durchstrukturierte Umgebung in einer bestimmten Ordnung. Alle Materialien sind so arrangiert, dass sie das Kind von einer leichten zu einer schwierigeren Übung führen, von konkretem Material zur Abstraktion, also von einem niedrigeren zu einem anspruchsvolleren Level. Kinder wissen um diese Ordnung und können damit auch bewusst, ihrer Tagesverfassung entsprechend, wählen, sie sind unabhängig vom Vorschlag des Erwachsenen« (Anderlik 1996: 35).

Nach Maria Montessoris Auffassung kommt der Ordnung allgemein aber auch der Anordnung von Lernmaterial eine zentrale Rolle zu. Anderlik (1996) fasst Montessoris Vorstellungen zur vorbereiteten Umgebung in vier Thesen zusammen:

8 Vgl. hierzu auch die von Erik H. Erikson (1988: 78-85) beschriebenen Entwicklungsaufgaben des Alters in seinem achtstufigen Modell der Persönlichkeitsentwicklung.

- Ordnung hilft, »selbstständig zu werden«: Jedes Material hat seinen angestammten Platz. Alle Materialien werden übersichtlich präsentiert. Sie sind so angeordnet, dass sie ohne Aufwand zu einem Arbeitsplatz getragen werden können. »So entfällt mühsames Suchen, die erste Motivation zu einer Arbeit kann voll genützt werden« (ebd: 35). Alle Materialien sind sauber, vollständig, intakt, formschön, ansprechend und farblich abgestimmt, »sie sollen Aufforderungscharakter haben […] und zum Üben verführen« (ebd: 35). Farben werden als Hilfen zur Ordnung eingesetzt.
- »Sicht und Reichweite steuern Wünsche«: Alle Arbeitsmaterialien, so fordert Montessori, sollen in Sicht- und Reichweite dargeboten werden. Der Inhalt von Schachteln, Körben und anderen Behältnissen soll gut zu erkennen sein. Speziell für den Kulturführerschein® wurde aus Fördermitteln neues Arbeitsmaterial angeschafft, das den von Montessori aufgestellten Kriterien entsprach. Es wurde in transparenten Behältnissen transportiert und präsentiert. Den einzelnen Seminarblöcken wurden bestimmte Farben zugeordnet. Es wurden schlichtes, aber formschönes Geschirr und Besteck angeschafft und große Sorgfalt auf die Gestaltung der Arbeitsbereiche und die Dekoration der Räume verwandt. In fast allen Fortbildungsveranstaltungen, die kreative Elemente enthielten, wurde das benötigte Material von Anfang an im Raum sichtbar präsentiert und erst bei Bedarf in einer geplanten Anordnung in der Mitte des Raumes ausgebreitet. Schon in der Seminarplanungsphase wurden Vorbereitungen für die wirkungsvolle Präsentation der Arbeitsergebnisse getroffen. Dieses mitunter aufwändige Vorgehen sollte eine Wertschätzung der Teilnehmenden und ihrer Arbeitsergebnisse zum Ausdruck bringen. Dass dies glückte, beweisen die Rückmeldungen. Immer wieder bedankten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer (zum Teil sehr gerührt) für die Mühe, die man sich für sie gemacht habe.
- »Die Beschränkung des Materials gibt Anlass zu vielen Sozialkontakten«: Diese Feststellung gilt nicht nur für die Arbeit mit Kindern. Auch für die Fortbildungsarbeit mit aktiven Seniorinnen und Senioren ist sie von Bedeutung. Um den Einstieg in ein Thema zu erleichtern und in der Anfangsphase bereits Kontaktaufnahmen zu fördern, wurden Gegenstände präsentiert, die immer auf das im Vordergrund stehende Thema bezogen waren. Sie sollten zu kleinen Aktionen oder Gesprächen anregen (z.B. eine alte Zupfharfe beim Thema »Musik«, ein Bandoneon beim Thema »Tango«, eine kleine Opernbühne aus Pappe beim Thema »Theater«). Immer dann, wenn die Gegenstände nur einmal vorhanden waren, kam es besonders schnell zu einer Kontaktaufnahme und zu einem Erfahrungsaustausch. Zu den Veranstaltungen gehörte immer ein großer Büchertisch mit zum Thema passender Literatur. Besonders wenn Klassiker oder Bildbände auslagen, kam es zwischen den Teilnehmenden – auch wenn

sie einander nicht kannten – sehr schnell zu einem Austausch von Gedanken und Erfahrungen, aus dem sich viele Impulse für die Seminararbeit ergaben.

- »Die vorbereitete Umgebung prägt das Verhalten«: Dieser Grundsatz von Maria Montessori klingt banal, darf aber in seiner Bedeutung für die Seniorenarbeit nicht unterschätzt werden. Sich nicht nur auf die Lerninhalte von (Fortbildungs-)Veranstaltungen zu konzentrieren, sondern der Umgebung des Lerngeschehens eine verstärkte Beachtung zu schenken, hat möglicherweise maßgeblich zum Erfolg von Veranstaltungen beigetragen und nachhaltige Wirkungen für die Arbeit insgesamt gehabt. Warum, so fragten sich die Aktiven, muss Seniorenarbeit in Senioreneinrichtungen stattfinden? Und: Warum muss das soziale Engagement an soziale Einrichtungen gebunden sein? Die Auswirkungen des sich daraus ergebenden Umdenkens waren verblüffend. Veranstaltungen, die nicht in den klassischen Fortbildungseinrichtungen oder an den Netzwerkstandorten stattfanden, erfreuten sich vor allem bei den Neu-Einsteigerinnen und Neueinsteigern großer Beliebtheit. Ein wichtiger Grund könnte sein, dass die ausgewählten Kultur- und Jugendeinrichtungen nicht mit Sozial- und Seniorenarbeit assoziiert wurden und so dazu beitrugen, den Menschen in der nachberuflichen Phase den Zugang zu Seniorenprojekten zu erleichtern und Vorurteile abzubauen. Als Beispiel sei hier auf das Seminarprogramm zur Vorbereitung auf den Ruhestand »Couch oder Cabrio?« hingewiesen, das in den Räumen des *tanzhaus nrw* angeboten wurde. Aus Veranstaltungsreihen, die in der Kunstsammlung NRW stattfanden, sind inzwischen feste Kulturgruppen hervorgegangen, deren Mitglieder sich in unterschiedlichen Projekten engagieren. Seminare in Ateliers haben zu neuen Kreativangeboten in Netzwerken und Senioreneinrichtungen geführt. Das alternative Kulturzentrum zakk e.V. (Zentrum für Aktion, Kultur und Kommunikation) kann – im Sinne der Theorie von Maria Montessori – als eine vorbereitete Umgebung für generationsübergreifende Begegnung angesehen werden. Für Zukunftswerkstätten und Fortbildungen im Bereich der neuen Medien wurden bewusst Räume im zakk ausgewählt: Hier konnten – inmitten der modernen technischen Ausstattung des Hauses – Mitglieder der verschiedenen Altersgenerationen zusammentreffen. Entgegen den ursprünglichen Erwartungen ist das alternative Zentrum bei den Älteren sehr beliebt. Inzwischen treffen sich verschiedene Gruppen regelmäßig zu Veranstaltungen im zakk (Zeitungsgruppe, Literaturgruppe). Immer mehr Seniorinnen und Senioren besuchen Kulturangebote des zakk (Spanischer Abend, Kabarett, Poetry Slam, Politische Diskussionen), auch wenn sie dafür zum Teil weite Anfahrten in Kauf nehmen müssen. Eine Disco für Menschen ab 50 (»Wir können auch anders!«) wurde inzwischen in das zakk-Programm aufgenommen und erfreut sich wach-

sender Beliebtheit. Es ist zu hoffen, dass ihre zunehmende Präsenz und ihre Aktivität in Einrichtungen, die nicht mit klassischer Seniorenarbeit in Verbindung gebracht werden, die Seniorinnen und Senioren in ihren Bemühungen unterstützen, sich gesellschaftliche Räume (zurück) zu erobern, Begegnungen mit jüngeren Generationen zu intensivieren und langfristig das Bild von alten Menschen in der Gesellschaft positiv zu verändern.

4. Modellprogramme für Kulturvermittlung und Partizipation

Am Anfang von Projekten des bürgerschaftlichen Engagements geht es in der Regel »chaotisch« zu. Hier kommen Menschen aus unterschiedlichen beruflichen Feldern zusammen, die unterschiedlichen sozialen Schichten angehören, die sich aus unterschiedlichen Gründen bürgerschaftlich engagieren möchten, die unterschiedliche Ziele verfolgen und unterschiedliche Lebens- und Berufserfahrungen gesammelt haben. Hier gibt es keine Chefs, die sagen »wo es langgeht«. Hier gibt es zwar hauptamtliche Kräfte, die Projekte begleiten, aber sie sind nicht für das Management der Selbsthilfeprojekte zuständig, sie setzen keine Ziele und Prioritäten. Wie kann da ein gemeinsamer Nenner gefunden werden? Für die innovativen Ansätze in der Seniorenarbeit war es daher hilfreich, auf theoretische Erkenntnisse und praktische Erfahrungen zurückgreifen zu können, die das noch unstrukturierte und wenig organisierte Geschehen in Gründungs- oder auch Veränderungsphasen von Projekten beleuchten.

Als sehr hilfreich erwiesen sich in diesem Zusammenhang die von Peter Müri (1993) zusammengefassten Erfahrungen zum Chaos-Management. Bei der von ihm vorgestellten Führungsphilosophie wird von einer positiven Wirkung chaotischer Zustände in Entwicklungsprozessen ausgegangen. Chaotische Zustände sind seiner Ansicht nach unabdingbare Begleiter von Veränderungsprozessen. Sie markieren »Wendepunkte« bei der Überwindung alter Ordnungen und setzen schöpferische Energien für die Entwicklung neuer Ordnungen frei. »Chaos ist also ein normales Merkmal in Entwicklungsprozessen sich selbst steuernder, sozialer Systeme. Instabilität ist der Preis für einen Entwicklungssprung.« (Müri 1993: 20). Müri betrachtet ein Unternehmen als lebendigen Organismus und formuliert seine Führungsphilosophie aus ›organismischer‹ Sicht. Seiner Ansicht nach entstehen Strukturen ausschließlich im Werden und Wachsen als Folge eines Entwicklungsprozesses. »Für die Unternehmenspraxis bedeutet die Prozessorientierung Verzicht auf die isolierte Planung und Durchführung von Restrukturierungen. Damit die neuen Strukturen gelebt werden, müssen sie aus dem alltäglichen Führungsprozess herauswachsen und von denjenigen geplant werden, die sie später be-

nutzen. Anstelle der Einführung einer neuen Struktur tritt die Entwicklung der Struktur an Ort und Stelle durch einen Lernvorgang der Beteiligten« (ebd: 94).

Gemeinsame Lernprozesse zur Initiierung und Steuerung von Projekten des bürgerschaftlichen Engagements

Die Fortbildungskonzepte, die im Laufe der Jahre entwickelt und erprobt wurden, entstanden parallel zu den Entwicklungsprozessen von Projekten des bürgerschaftlichen Engagements. Hauptamtliche Kräfte und freiwillige Mitarbeitende arbeiteten hierbei eng zusammen. Man folgte der Empfehlung Senges (2001) und bemühte sich, bei jedem auftretenden Problem die anstehenden gemeinsamen Lernaufgaben herauszufinden.

Die Zusammenarbeit orientierte sich dabei an dem von Cornelia Ehmayer (2002) entwickelten Modell »Intensitäten kultureller Partizipation«. Auch hierbei wurde auf das Prinzip der Erweiterung zurückgegriffen: Dem Ehmayer-Modell wurden zwei Stufen vorgeschaltet. Es umfasst nun folgende Elemente:

- sich inspirieren lassen
- sich informieren
- aktiv werden[9]
- Einfluss nehmen
- mitbestimmen
- mitgestalten
- selbst gestalten

Sich inspirieren lassen

Alle Fortbildungsangebote – von den Kulturführerschein®-Programmen bis zum »Sozialen Inszenieren« – bieten den Teilnehmenden zunächst breiten Raum, sich mit der eigenen Lebenssituation, den eigenen Wünschen und Vorstelllungen, Werten und Lebenszielen auseinander zu setzen. Ohne den Druck, sich sofort für eine bestimmte Aufgabe des bürgerschaftlichen Engagements entscheiden zu müssen, sollen die Teilnehmenden Gelegenheit haben, sich in einer Gruppe auf Ideensuche zu begeben, Gespür für neue Möglichkeiten zu entwickeln, Trends zu verfolgen, Visionen zu entwerfen und sich neue Ziele zu setzen. Eventuell kann ein »roter Faden« wieder aufgenommen werden. Etwas, das in der Jugend begonnen wurde und dann – aus welchen Gründen auch immer – aufgegeben werden musste, lässt sich vielleicht fortführen. Oft entsteht im Austausch mit anderen eine verrückte Pro-

9 Hier wird im Unterschied zu Ehmayer, die von »aktivieren« spricht, bewusst der Begriff »aktiv werden« benutzt.

jektidee. Da die Seniorinnen und Senioren aus unterschiedlichen Berufsfeldern kommen, verfügen sie über einen riesigen Erfahrungsschatz, auf den die Gruppe bei all ihren Aktionen zurückgreifen kann. Einige haben lange Jahre im Ausland gelebt, Entwicklungen in ihren Berufsfeldern angestoßen, haben große Vorhaben realisiert und sind interessanten Zeitgenossen begegnet. Menschen, die in kreativen Berufen tätig sind, vertrauen auf die Wirkung inspirierender Umgebungen, anregender Begegnungen und kreativer Tätigkeiten. Sie wissen, dass innovative Ideen aus ungewöhnlichen Kontexten und ohne große Anstrengung entstehen. Impulse für Neues gehen von einzelnen Menschen oder Gruppen aus. Sie entstehen beim Tanz, bei der Vorbereitung einer Theateraufführung, bei einem gemütlichen Essen, beim Hören eines Gedichtes oder eines Prosatextes.

Inspirierende Wirkung haben Gegenstände aus allen Lebensbereichen, vor allem dann, wenn sie in einem ungewöhnlichen Zusammenhang präsentiert werden. Fischernetze, Puppenmöbel, Suppenterrinen, Rosenblätter, Tagebücher sind von hohem Erinnerungswert: *Sie erinnern uns aber nicht nur daran, was einmal war, sondern auch daran, was noch zu tun ist!*

Auch sorgfältig ausgewählte Musikstücke oder Filmausschnitte können die Seminarteilnehmerinnen und –teilnehmer auf *verrückte* Projektideen bringen. Dafür gibt es – wie noch zu zeigen sein wird – inzwischen eine Vielzahl von Beweisen. Sehr inspirierend sind auch Exkursionen zu unterschiedlichen Einrichtungen. Sie bieten den Teilnehmenden die Möglichkeit, neue Milieus kennen zu lernen, Akteure und Akteurinnen in Praxisfeldern zu befragen und sich ein konkretes Bild von möglichen Engagementbereichen zu machen.

Sich informieren

Sind die Teilnehmerinnen und Teilnehmer über die schöpferisch-kreativen Zugänge mit ihren vielleicht bisher nicht bewusst wahrgenommenen Wünschen und Begabungen in Berührung gekommen, sind sie auf bestimmte Aufgaben neugierig geworden oder haben sie Lust bekommen, sich völlig neuen Herausforderungen zu stellen, dann gilt es, sie zum Betreten neuer Entwicklungsräume zu ermutigen und ihre dabei auftretenden Fragen zu beantworten. Die Erfahrungen zeigen, dass Menschen, die Ideen und Visionen entwickeln oder den »Schlüssel« zu ihrem nachberuflichen Engagement gefunden haben, besonders offen für Anregungen, Hinweise und konkrete Hilfestellungen sind.

Kommen sie »ihrem« Projekt auf die Spur, ist es ihnen ein großes Bedürfnis, konkrete Informationen zu erhalten:

- An wen muss ich mich wenden, wenn ich mich für ein Engagement im Kulturbereich interessiere?
- Welche Kooperationspartner kämen für das Vorhaben in Frage?
- Wo und wie finde ich Menschen, die mitmachen?

- Gibt es ähnliche Projekte?
- Gibt es Literatur zum Thema?

In den Fortbildungen hat es sich als sehr wirkungsvoll erwiesen, auch den *Fragen hinter den Fragen* eine besondere Beachtung zu schenken.

- Traue ich mir zu, noch einmal etwas völlig Neues zu beginnen?
- Wie viel Verantwortung kann oder möchte ich jetzt noch übernehmen?
- Überfordere bzw. unterfordere ich mich?
- Möchte ich in einem Team arbeiten? Bin ich überhaupt teamfähig?
- Wie wird meine Familie reagieren, wenn ich mich längerfristig in ein Projekt einbinde?

Aktiv werden

Alle Modellprogramme sind so konzipiert, dass sie den Teilnehmenden den Einstieg in ein bürgerschaftliches Engagement erleichtern. Vor allem in der »Schnupperphase« soll ihnen Gelegenheit gegeben werden, ungeahnte Fähigkeiten und schlummernde Talente zu entdecken. Nichts ist besser geeignet, Menschen zum Ausprobieren unvertrauter Verhaltensweisen zu motivieren, als eine – im Sinne Montessoris – gut vorbereitete Umgebung. Dazu gehören: attraktives Material, eine interessante, klar formulierte Aufgabe, ein angemessener Zeitrahmen und eine zum Tun einladende Haltung. Bei den Aufgaben sollte die Messlatte jedoch nicht zu niedrig gelegt werden. Teilnehmerinnen und Teilnehmer spüren sofort, wenn man ihnen anspruchslose Tätigkeiten zumutet.

Es gehört zur hohen Kunst der Bildungsarbeit, ältere Menschen zu Aktivitäten zu ermutigen, die von ihnen selbst abgewertet werden (»Solche Bastelarbeiten sind doch peinlich!«, »Theaterspielen, das ist nichts für Menschen in meinem Alter!« »Die Stimmen alter Menschen klingen immer scheußlich!«). Oft werden sie in Bereichen bestärkt, die gerade von Eltern und Lehrern nicht gefördert sondern eher völlig unterbunden wurden. Umso überraschender ist es für Ältere, wenn sie erleben, dass ihnen ungewohnte Aufgaben besonders gut gelingen und sie die Begeisterung der anderen spüren. Zur Erklärung dieses Phänomens kann das von C.G. Jung entwickelte Konzept des Schattens herangezogen werden (Kast 2002). Es erklärt, warum Menschen, die mit besonderem Nachdruck auf ihre völlige Begabungslosigkeit hinweisen, oft gerade in den Bereichen vermeintlicher Unfähigkeit besondere Talente besitzen. Sie bewundern an anderen, was sie selbst gut können, sich aber wegen schlechter Erfahrungen und persönlicher Verletzungen nicht (mehr) zu zeigen getrauen.

Mit Hilfe des Schatten-Konzeptes lässt sich auch erklären, warum die persönlichen Begabungen, die ihr Dasein unbewusst im Schatten der Persönlich-

keit eines Menschen fristen, geeignete Hinweise für die Richtung und die Entwicklungsräume für glücklich-machende nachberufliche Tätigkeiten geben können.

Viele Menschen drängt es geradezu, ihre ungelebte Seite zu zeigen und ihre unentdeckten Talente zu entfalten. So lässt sich auch erklären, warum sie sich mit den bestehenden Angeboten des klassischen Ehrenamtes nicht zufrieden geben wollen oder bei spontan übernommen Aufgaben schnell die Lust verlieren. Gibt ihnen das bürgerschaftliche Engagement die Möglichkeit, sich in ihrer *ganzen* Persönlichkeit zu entfalten, sind sie voller Energie und Schaffenskraft. Sie bleiben in hohem Maße intrinsisch motiviert und werden unabhängiger von der Zustimmung und der Anerkennung anderer.

Einfluss nehmen

Das Modell »Intensitäten kultureller Partizipation« macht deutlich, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer von der ersten Veranstaltung an Einfluss auf das Geschehen nehmen können. Hiermit steht und fällt der Erfolg des gesamten Programms. Nur wer zulässt, dass alle Beteiligten sich mit ihrem Erfahrungswissen, ihren Ideen, ihrer Kreativität und ihren Begabungen in den Prozess einbringen, wird, – auch wenn das manchmal sehr mühsam ist – eine breite Zustimmung für das Gesamtprojekt erhalten. Nur so kann die Basis dafür geschaffen werden, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer selbstbewusst eigene Ideen einbringen und Verantwortung für ihre Projekte übernehmen.

Wie sieht die Einflussnahme konkret aus? Jedes Fortbildungsprogramm beginnt mit einer »Schnupperveranstaltung«, bei der das Grobkonzept mit den Schwerpunktthemen vorgestellt wird. Die erste Veranstaltung soll – über alle Sinne – einen ersten Eindruck, einen Geschmack, eine Vorstellung vom Gesamtprogramm geben. Hier wird aber bereits darauf hingewiesen, dass Veränderungen im Prozess möglich sind und dass sich die Kursverantwortlichen bei der Auswahl von Methoden und Themen an den Wünschen der Teilnehmenden orientieren.

In den Fortbildungen für aktive Seniorinnen und Senioren wird deutlich, dass viele Menschen gelernt haben, nur über Kritik und Vorbehalte auf das Geschehen Einfluss zu nehmen. Kritische Menschen, die die Gruppenarbeit mit ihren bohrenden Fragen, mit ihrer negativen Sicht und ihren Vorbehalten blockieren, werden aber häufig ausgegrenzt und die von ihnen – bewusst oder unbewusst – provozierten Konflikte als das Ende der guten Zusammenarbeit betrachtet. Erkennt man allerdings in ihrer kritischen Haltung ein grundsätzliches inneres Beteiligt-Sein und setzt sich mit ihren Bedenken auseinander, entsteht ein Spannungsfeld, aus dem der Gesamtprozess eine Menge Energie zur Weiterentwicklung gewinnen kann.

Nichts geht ohne Heizer und Bremser

David Kantor weist deshalb in seinem Modell der system-dynamischen Positionen darauf hin, dass »Heizer und Bremser« in Entwicklungsprozessen unbedingt zusammengehören (Kantor zit.n. Isaacs 2002). Erst wenn in einer Gruppe vier bestimmte Grundpositionen besetzt sind, ist an eine konstruktive Zusammenarbeit zu denken. Diese Grundpositionen bezeichnet Kantor al

- Mover (»Macher/in«)
- Follower (»Unterstützer/in«)
- Opposer (»Widersacher/in«)
- Bystander (»Beobachter/in«).

»Macher« und »Widersacher« bringen in ihren jeweiligen Positionen die Polaritäten zum Ausdruck und erzeugen damit die erforderliche Spannung und Energie, die vor allem in der Anfangsphase von Veränderungsprozessen von entscheidender Bedeutung sind. Gleiches gilt für die sich diametral gegenüberstehenden »Unterstützer« und »Beobachter«. Nur mit aktiven Mitstreitenden können gute Ideen umgesetzt werden. Damit Aktive allerdings nicht die Richtung verlieren, sich nicht in ihrem Engagement »verrennen«, und vor allem, sich nicht überfordern, ist es unerlässlich, im Prozess außen stehende Beobachterinnen und Beobachter zu haben. Diese oft angegriffenen »Unbeteiligten«, die, die keine Hand rühren, sich aus allem heraushalten und immer die anderen machen lassen, sind für den Entwicklungsprozess wichtig. Sie können Hinweise auf erforderliche »Kurskorrekturen« geben, weil sie eine distanzierte Haltung zum Geschehen einnehmen. Es ist wichtig, sie in der Gruppe zu halten, ihre Beobachtungen einzufordern und ihren Vorschlägen Gehör zu schenken. Gerade weil sie sich aus dem aktiven Geschehen heraushalten, sind sie niemandem im Kreis der Aktiven zu Solidarität verpflichtet.

Hat man als Kursleiterin bzw. Kursleiter die Wirkung dieser system-dynamischen Positionen erkannt, fällt es leichter, die unterschiedlichen Möglichkeiten der Einflussnahme zu analysieren und im Prozess zu steuern.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Fortbildungsprogrammen von Netzwerkarbeit und Keywork haben von der Möglichkeit der Einflussnahme regen Gebrauch gemacht. Sie haben eigene Kulturthemen vorgeschlagen, Einrichtungen für Exkursionen empfohlen, Einfluss auf das Zeitraster genommen (z.B. mehr Zeit für Pausengespräche eingefordert), Literatur mitgebracht, Texte vorgetragen und vor allem neue Fortbildungsschwerpunkte zur Vertiefung von Themen vorgeschlagen.

Mitbestimmen

Als unsere Großeltern jung waren, gab es noch keine Schülermitverwaltung und keine Studentenparlamente. Für Menschen, die heute 75 Jahre und älter sind, waren demokratische Strukturen keine Selbstverständlichkeit. Dagegen erfolgte die Sozialisation der Menschen, die heute aus dem Berufsleben ausscheiden bzw. die Kindererziehungsphase abgeschlossen haben, von Anfang an in einer demokratischen Gesellschaftsordnung. Mitwirkungs- und Mitbestimmungsformen in Schülervertretungen, Gewerkschaften, Personalräten, Vereinsstrukturen, vor allem aber Gemeinde-, Landtags- und Bundestagswahlen prägten den sozialen Kontext und sicherten Möglichkeiten der Mitbestimmung in allen wichtigen gesellschaftlichen Bereichen.

Für diese Generation sind Mitgestaltung und Mitbestimmung selbstverständlich. Die neuen Freiwilligen wollen ihre Lebens- und Berufserfahrungen einbringen, Ziele und Methoden selbst bestimmen und vor allem: in Gruppen ohne hierarchisches Gefälle zusammen arbeiten. Sie möchten eigene Projekte initiieren und sind bereit, Verantwortung dafür zu übernehmen.

In den modernen Selbsthilfeprojekten schaffen sich die freiwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in langjährigen Entwicklungsprozessen eigene Organisations- und Mitwirkungsstrukturen. Das neue Engagement hat die Zusammenarbeit zwischen den haupt- und freiwilligen Kräften massiv verändert und erhebliche Auswirkungen auf die neuen Qualifizierungskonzepte gehabt.

Die neuen Freiwilligen wehren sich dagegen, Lückenbüßer im gesellschaftlichen System zu sein. Sie möchten unter allen Umständen verhindern, dass durch ihre Aktivitäten hauptamtliche Stellen abgebaut werden, zumal sie häufig Kinder und Enkelkinder haben, die Arbeitsstellen suchen oder von Arbeitslosigkeit bedroht sind. Wachsam verfolgen sie das politische Geschehen und bringen selbstbewusst zum Ausdruck, dass sie von der Politik und den Verbänden stabile Rahmenbedingungen für ihr bürgerschaftliches Engagement erwarten. Sie wünschen sich hauptamtliche Begleitung, weil sie die Kontinuität von Projekten gewährleistet sehen möchten. Und weil ihnen die Qualität ihrer Arbeit am Herzen liegt, fordern sie fachliche Beratung sowie attraktive Qualifizierungsangebote ein.

Das neue Selbstbewusstsein der Freiwilligen stellt die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor große Herausforderungen. Sie müssen lernen, Verantwortung abzugeben, statt Aufgaben zu delegieren, Gruppen und Prozesse zu begleiten, statt zu leiten und die Entwicklung neuer Altersrollen zu unterstützen, statt überholte Altersrollen zuzuweisen.

Dort, wo sich die Freiwilligen mit ihrer Lebens- und Berufserfahrung in das Geschehen einbringen, beschleunigen sie Prozesse und stoßen neue komplexe Entwicklungen an. Dies vor allem auch, weil sie über Medienkompetenz verfügen (häufig über bessere als die hauptamtlichen Kräfte) und in

vernetzten Systemen arbeiten. Hauptamtlich Mitarbeitende werden sich in Zukunft an die unvorhersehbare Dynamik von Prozessen gewöhnen müssen, die vor allem dann entsteht, wenn engagierte Menschen aus unterschiedlichen Lebens- und Berufswelten zusammenwirken. Die Freiwilligen verfügen oft über große Fach- und Leitungskompetenz und sind durch keinen Arbeitsvertrag an die Ziele und Programme bzw. die unausgesprochenen Spielregeln einer Einrichtung gebunden. Es wird für die hauptamtlichen Kräfte immer wichtiger werden, in Projekten des bürgerschaftlichen Engagements mit den Freiwilligen klare Vereinbarungen und Absprachen zu treffen, Prozesse zu moderieren, Ziele zu klären, Kompromisse auszuhandeln sowie Konfliktlösungen zu begleiten.

Mitgestalten

Cornelia Ehmayer (2002) hat in ihrem Modell die Intensitäten kultureller Partizipation beschrieben. »Mitgestalten« steht vor »Selbst gestalten«. Auch in den hier beschriebenen Fortbildungskonzepten spricht einiges dafür, diese Unterscheidung vorzunehmen. Das bedeutet nicht, dass in der Mitgestaltungsphase Eigeninitiative und Selbstständigkeit unerwünscht wären. Vielmehr soll es im Entwicklungsprozess darum gehen, die eigenen Projekte und Vorhaben in der Gruppe mit Ideen anzureichern und wie durch ein Entwicklerbad laufen zu lassen. Zeichnet sich die eigene Projektidee in den ersten Seminarveranstaltungen noch sehr schematisch ab, gewinnt sie im Laufe des gemeinsamen Lern- und Arbeitsprozesses zunehmend an Kontur. In den verschiedenen Arbeitsgruppen und in den Zusammenkünften in den Pausen oder während der Exkursionen erfahren die Aktiven wertvolle Unterstützung durch die anderen Gruppenmitglieder. Das Erfahrungswissen und kritische Rückmeldungen aus der Gruppe tragen zu einer erheblichen Differenzierung und Verfeinerung der Planungen bei. Vieles wird verändert. Manches, das zu groß angelegt war, wird auf eine realistische Größe reduziert, oder, wenn sich ein Vorhaben als zu klein und zu bescheiden erweist, auf ein größeres Format gebracht.

In der Phase der Mitgestaltung tritt die Leistung des Einzelnen hinter die Leistung der Gruppe. Die Teilnehmenden haben die Möglichkeit, sich zurückzunehmen, eine Situation, die gerade für Menschen aus Leitungspositionen entlastend, aber unvertraut ist. Vor allem dann, wenn sie sich auf gemeinsame, übergeordnete Ziele verständigen, können sie erleben, dass auch ein stilles Wirken im Hintergrund zum Gelingen des Ganzen beiträgt und Neues ermöglicht. Der Gruppenprozess bietet die Chance, sich selbst in der Gruppe bei unterschiedlichen Herausforderungen wahrzunehmen und von den anderen wahrgenommen zu werden.

In der Phase der Mitgestaltung können neue Rollenprofile in einem geschützten Rahmen ausprobiert werden. Das ist vor allem für diejenigen wichtig, die sich neue Verantwortungsrollen wählen. Die Selbstwahrnehmung und das Feedback der anderen ermöglichen dann beispielsweise eine realistische Einschätzung der eigene Leitungs- und Leistungs*fähigkeit*, verschaffen aber auch Klarheit über die eigene Leitungs- und Leistungs*bereitschaft*.

Selbst gestalten

Haben die Seminarteilnehmerinnen und –teilnehmer im Verlauf der Fortbildungen oder in den Praxisphasen zu ihrer Projektidee gefunden, ihre Idee auf Herz und Nieren geprüft und mit Hilfe der Gruppe eine erste »Projektskizze« entworfen, steigen die meisten mit voller Verantwortung in die Realisierungsphase ein. Der Einstieg in ein bürgerschaftliches Engagement gelingt besonders leicht, wenn die Freiwilligen eine Lücke im sozialen System entdecken oder einen Mangel feststellen, der mit ihren persönlichen Wertvorstellungen nicht zu vereinbaren ist. Sehr ermutigt werden die Aktiven, wenn sie in ein Team eingebunden sind und einen attraktiven Kooperationspartner finden, der ihnen entsprechende Ressourcen zur Verfügung stellt. Leitfragen, die vor der Übernahme einer neuen Verantwortungsrolle geklärt werden sollten:

- Was ist mir – vor dem Hintergrund meiner persönlichen Biografie – wichtig?
- Wo kann mein Engagement dazu beitragen, einen Missstand zu beheben, die Lebenssituation einer bestimmten Zielgruppe zu verbessern?
- Wo kann ich dafür sorgen, dass die professionelle Arbeit weiter entwickelt, sinnvoll ergänzt oder durch eine neue Facette bereichert wird?

Verständlich, dass sich Wertediskussionen wie ein roter Faden durch die Veranstaltungsreihen ziehen. Was braucht unsere Gesellschaft? Was macht Menschen wirklich glücklich? Wo müssen Grenzen gesetzt und wo müssen sie überschritten werden? Worin liegen Werte begründet?

Eine besondere Fähigkeit der Freiwilligen besteht darin, neue Bedarfe zu eruieren und zu formulieren. Sie erkennen Trends. Viele haben ein gutes Gespür für Innovationen und interessieren sich für moderne Formen des Modelltransfers. Gerade weil Information und Austausch wesentliche Bestandteile aller Fortbildungsprogramme sind, erhalten die Aktiven einen guten Überblick über die Angebote und Entwicklungen im Bereich der sozialen und kulturellen Arbeit. Mit den neuen Medien in der Regel bestens vertraut und im intensiven Kontakt mit Menschen aus unterschiedlichen Praxisfeldern lernen sie innovative Projekte und Ideen kennen, für deren Verbreitung sie sich begeistern können.

Ein »Frühbeet« für Projektideen

Wenn alle lernen und sich einbringen, entsteht unweigerlich etwas Neues. In den letzten Jahren wurden in Arbeitsgruppen aller Seminare wertvolle Ideen entwickelt. Sie wurden sorgfältig notiert und nun warten sie darauf, früher oder später realisiert zu werden. Für den Umgang mit diesem für unsere Zukunft so wichtigen Material haben wir uns die Erfahrungen zweier berühmter Künstler zu eigen gemacht und ein »Frühbeet« angelegt.

Kasten zur »Endgültigen Durchführung« von Projekten

Auf dem Gelände der Zeche Zollverein in Essen, im ehemaligen Salzlager der Kokerei, gibt es seit 2001 ein Kunstwerk besonderer Art zu bewundern: Ilja und Emilla Kabakovs »Palast der Projekte«.In einem zart erleuchteten Pavillon, der einer Spirale gleicht und an den Tatlin-Turm und damit an die Visionen, Utopien und Träume von Künstlerinnen und Künstlern des 20. Jahrhunderts erinnert (vgl. Roters 2001: Vorwort zum Katalog der Ausstellung), findet sich unter vielen anderen »gebauten Ideen« eine Projektidee von W. Sidortschuk, einem Mechaniker aus der russischen Stadt Wjasma. Ein großer, grüner Holzkasten (2.90 m x 1.75 m x 0.25 m) ist in 15 Fächer unterteilt, die alle bis zur Hälfte mit dunkler Erde gefüllt sind. Aus der Erde wachsen Hefte und Zettel heraus. Sie sind handschriftlich nummeriert und enthalten Projektideen von russischen Männern und Frauen.
Das Kunstwerk trägt die Bezeichnung »Kasten zur ›Endgültigen Durchführung‹ von Projekten«. Im Katalog der Ausstellung findet sich dazu folgende Erläuterung: »Am Anfang jeder Erfindung blitzt wie ein Funke der erste Einfall auf, die erste Idee, die sich dann zu einem echten, großen Projekt oder zu einer tiefsinnigen Theorie auswachsen kann. Dieser Einfallsfunke kann aber auch erlöschen und sich nicht weiter entwickeln. Viele Ursachen behindern den ursprünglichen Einfall: die zufälligen Umstände und fehlende Konzentration sowie andere Sorgen und Angelegenheiten, die von einer Weiterentwicklung ablenken. In all diesen Fällen kann der noch rohe Impuls, den man nur flüchtig dem Papier anvertraut hat, zwischen anderen Papieren und Ideen verloren gehen und verschwinden, einfach vertrocknen und sterben. In dieser Situation vermag das im Weiteren beschriebene Projekt eine überraschende Lösung zu bringen. Diese Entdeckung ist wie viele andere der gründlichen Beobachtung natürlicher Prozesse entsprungen. Man sollte meinen, der Wachstumsprozess der Pflanzen aus der Erde und die Einwirkung der Sonnenstrahlen, des Wassers und der chemischen Zusammensetzung der Erde auf diesen Prozess seien wohl erforscht. Doch auf diesem Bild der organischen Evolution ist ein Umstand ausgelassen, der die Entwicklung der gesamten Flora ebenfalls unmittelbar beeinflusst. Das in

der Erde ruhende Samenkorn, seine Veränderung im Boden, das Erscheinen von Halmen und Wurzeln, all das hängt zwar mit den fotochemischen Prozessen zusammen, aber auch mit der Zufuhr hoch aufgeladener Teilchen kosmischer Energie, die seit Millionen Jahren mit der Erde und ihrer Oberfläche unmittelbar zusammenwirken. Die Erde ist deshalb unendlich mit dieser kosmischen Energie aufgeladen, was einer der Gründe für das rasche Wachstum des Keims einer jeden Pflanze ist. Etwas Analoges vollzieht sich auch mit unseren Einfällen. Wenn man das eben erst aufgeschimmerte, aber schon auf Papier notierte Projekt in Erde steckt und dort lässt, so wird es, wie Beobachtungen gezeigt haben, nach kurzer Zeit – natürlich im Kopf des Erfinders – rasch Gestalt annehmen und aufblühen. Einfälle und Pläne dürfen deshalb, sobald man sie aufgeschrieben hat, nicht in der Schreibtischschublade aufbewahrt werden, sondern müssen sofort in die Erde gesteckt werden, die sich in einem kleinen Kasten in der Ecke befindet. Nach einer gewissen Zeit nimmt man sie dort wieder heraus.« (Kabakov 2001).

Im »Frühbeet« der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit haben sich viele kleine »Projekt-Setzlinge« entwickelt. Einige von ihnen wurden in die Landschaft der Senioren(kultur)arbeit umgesetzt. Dort, wo es fruchtbaren Boden für sie gab, sind die Ideen dank guter Wachstumsbedingungen und liebevoller Pflege zu vorzeigbaren und starken Projekten herangewachsen. Viele tragen bereits Früchte. Im »Frühbeet« keimen noch viele andere Projektideen. Sie werden irgendwann als kleine Pflänzchen zu sehen sein. Das Frühbeet ist groß genug. Es wird weitere Projektideen aufnehmen. Keine soll verloren gehen. Denn: Ideen sind Zukunftskapital. Im Gegensatz zu Geld und Gütern steht es jedem Menschen zur Verfügung.

Literatur

Anderlik, Lore (1996): Ein Weg für alle! Montessori-Therapie und -Heilpädagogik in der Praxis, Dortmund.

Burmeister, Joachim/Heller, Anne/Stehr, Ilona (2005): Weiterbildung älterer Menschen für bürgerschaftliches Engagement als seniorTrainerinnen. Ein Kurskonzept für lokale Netzwerke, Köln: ISAB-Verlag.

Ehmayer, Cormelia (2002): Kulturvermittlung und Partizipation. Bewertung von fünf Kulturvermittlungsprojekten unter dem Aspekt der Partizipation, Wien.

Erikson, Erik H. (1988): Der vollständige Lebenszyklus, Frankfurt: Suhrkamp.

Fischer, Veronika (2002): Netzwerke – Instrumente der Selbstbestimmung oder technokratischen Koordination? In: Günter Schneider/Franz Josef Je-

lich (Hg.), Netze und lose Fäden. Politische Bildung gegen gesellschaftliche Desintegration. Schwalbacch/Taunus: Wochenschau-Verlag.

Fischer, Veronika/Eichener, Volker/Nell, Karin (2003): Netzwerke – ein neuer Typ bürgerschaftlichen Engagements. Zur Theorie und Praxis der sozialen Netzwerkarbeit mit Älteren, Schwalbach/Taunus: Wochenschau-Verlag.

Gößling, Inge (2001): Zwischen Muße und Engagement. Beiträge zur Entwicklung und Durchführung eines Orientierungsprogramms im Rahmen der Netzwerkarbeit Düsseldorf zur Vorbereitung auf die nachberufliche Phase im Kontext der Individualisierung. Diplomarbeit an der FH Düsseldorf im Fachbereich Sozialarbeit. Düsseldorf

Jungk, Robert/Müllert, Norbert R. (1998): Zukunftswerkstätten. Mit Phantasie gegen Routine und Resignation, München Heyne-Verlag.

Hoffmann, Hilmar (1990): Kultur als Lebensform, Frankfurt: Fischer-Verlag.

Hoffmann, Hilmar (1981): Kultur für alle, Frankfurt Fischer-Verlag.

Kabakov, Ilja/Kabakov, Emilla (2001): Palast der Projekte. Katalog zur Ausstellung in der Kokerei Zollverein. Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Düsseldorf: Richter-Verlag.

Kade, Sylvia (1999): Neue Lernformen in der Altersbildung. Deutsches Institut für Erwachsenenbildung. Unveröffentlichtes Manuskript, verteilt auf einer Tagung des Landesverbandes der Volkshochschulen und des Landesinstituts für Schule und Weiterbildung NRW in Soest.

Kade, Sylvia (2007): Altern und Bildung, Bielefeld: W. Bertelsmann-Verlag.

Kantor, David (1995): Dialogprozessmodell. In: Michael Giesecke (2004) www.michael-giesecke.de/theorie/dokum…/09_dialogprozessmodell_von_ka

Kast, Verena (2000): Der schöpferische Sprung, München dtv

Kast, Verena (2002): Der Schatten in uns. Die subversive Lebenskraft, München dtv

Kinsler, Margrit (2003): Alter Macht Kultur. Kulturelle Alterskompetenzen in einer modernen Gesellschaft, Hamburg: Verlag Dr. Kovac.

Mattern, Bianca (2000): Montessori für Senioren, Dortmund: verlag modernes lernen.

Müri, Peter (1993): Chaos-Management. Die kreative Führungsphilosophie,

München: Heyne-Verlag.

Roters, Wolfgang (2001): Der Palast der Projekte. In: Kabakov, Ilja/Kabakov, Emilla (2001): Palast der Projekte. Katalog zur Ausstellung in der Kokerei Zollverein. Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Düsseldorf: Richter-Verlag.

Senge, Peter M. (2001): Die fünfte Disziplin. Kunst und Praxis der lernenden Organisation, Stuttgart: Klett-Cotta.

Täube, Dagmar (1997): Soziale Plastik. In: Schnütgen-Museum und Museumsdienst Köln (Hg.): Beuys und das Mittelalter, Köln.

Richter, Petra (2000): Mit, neben, gegen. Die Schüler von Joseph Beuys, Düsseldorf : Richter Verlag.

Schwingel, Markus (1995): Bourdieu zur Einführung, Hamburg: Junius-Verlag.

Stachelhaus, Heiner (2001): Joseh Beuys, München: Econ

Stelling, Christa (2003): Der Wandel des Ehrenamts – Eine Herausforderung für die Wohlfahrtspflege. In: Fischer, Veronika/Eichener, Volker/Nell, Karin (Hg.): Netzwerke – ein neuer Typ bürgerschaftlichen Engagements. Zur Theorie und Praxis der sozialen Netzwerkarbeit mit Älteren, Schwalbach/Taunus: Wochenschau-Verlag.

Kulturführerschein® und Co.

KARIN NELL/UTE FRANK

1. Kulturführerschein® – Das Grundmodell

Menschen im nachberuflichen Leben sind sehr daran interessiert, den Dingen auf den Grund zu gehen. Sie möchten ihr Wissen und ihre Kenntnisse vertiefen und sich mit existenziellen Lebensthemen und Lebensfragen auseinandersetzen. Für viele Angehörige der neuen Altersgeneration, die im Gegensatz zu ihrer Elterngeneration eine umfassende schulische Ausbildung genossen hat und vom Bildungsschub der 60er und 70er Jahre profitierte, gehört persönliche und berufliche Weiterbildung sowie kulturelle Bildung ganz selbstverständlich zum Leben. Die so genannten Jungen Alten wurden mit Rundfunk, Fernsehen und Printmedien groß; viele von ihnen haben interessante Berufe ausgeübt, sind beruflich und privat in der Welt herumgekommen und haben ihre Freizeit mit attraktiven Aktivitäten gestaltet. Sehr viele von ihnen gehen in der Regel gut qualifiziert und leistungsfähig in ihren Ruhestand. Wenn der Stress des Berufsalltags entfällt und stattdessen eine Vielzahl von Freizeitaktivitäten die persönlichen Batterien auflädt, wird das Interesse an sinnvollen nachberuflichen Tätigkeiten immer größer, in die die nun zur Verfügung stehenden Energien einfließen können. Wie auch die Erfahrungen aus dem EFI-Programm (Erfahrungswissen für Initiativen) zeigen, sind Menschen im nachberuflichen Leben bzw. Menschen nach der Familienphase an einem Engagement im Überschneidungsbereich von sozialer und kultureller Arbeit besonders interessiert. Hier sehen sie eine gute Möglichkeit, ihre Lebens- und Berufserfahrungen einzubringen und soziales Engagement und Kulturinteressen sinnvoll miteinander zu verknüpfen.

Doch: Nicht alle Menschen, die in die ersten Netzwerkprojekte[1] einstiegen, brachten eine klassische kulturelle Bildung mit. Viele bezeichneten sich als ausgewiesene Kulturmuffel und zeigten wenig Interesse an so genannter Hochkultur (Oper, Theater, Museum).

Gleichwohl waren viele Aktive der Meinung, dass über gemeinsames Kulturerleben besonders wirkungsvoll soziale Netze zu knüpfen sind. Sie wünschten sich schon bald ein Qualifizierungsprogramm, das sie über das bestehende Kulturspektrum in Düsseldorf informierte und ihnen Methoden zum Aufbau von Kulturgruppen und zur Leitung selbst organisierter Kulturangebote vermittelte. Die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen sahen sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, ein Fortbildungsprogramm zu entwickeln, das den Kulturinteressen aller Beteiligten entgegenkam. Aus dieser Situation heraus wurde unter Federführung der Diakonie in Düsseldorf wurde und angelehnt an die Erkenntnisse moderner Seniorenbildungsarbeit das Programm »Kulturführerschein® entwickelt und im Laufe vieler Durchgänge gemeinsam mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ergänzt und verfeinert.

Bei dem Fortbildungsprogramm handelte es sich um ein Low-Budget-Projekt. Da vielfältige kulturelle und soziale Ressourcen in das Programm eingeflossen sind, bestand trotz minimaler finanzieller Förderung ein großer Gestaltungsrahmen, der dem experimentellen Charakter des Projektes gerecht wurde. Als besonders hilfreich erwies sich die Verzahnung von Theorien und Methoden der sozialen und der kulturellen Arbeit. Da im Rahmen der Netzwerkarbeit seit vielen Jahren eine gute Zusammenarbeit mit Kultureinrichtungen in Düsseldorf gepflegt wird, konnte auf Ressourcen und kreative Potenziale der Kultureinrichtungen zurückgegriffen werden. Die Kulturinstitute erhielten als Gegenleistung Impulse aus der sozialen Arbeit. Dies ermöglichte den Verantwortlichen, neue Zielgruppen anzusprechen, die Bedürfnislagen von Menschen in der nachberuflichen Phase besser kennen zu lernen sowie ihre Angebote auf die veränderten Wünsche und Interessen der neuen Altersgeneration zuzuschneiden und weiter zu entwickeln.

Struktur, Zielgruppen und Ziele des Programms

Um den experimentellen Charakter des Qualifizierungsprogramms zum Ausdruck zu bringen, wurde das Schulungsprogramm zunächst Kulturwerkstatt genannt, wegen seiner Ähnlichkeit zum Erwerb einer Fahrerlaubnis jedoch schon bald in Kulturführerschein® umbenannt.

1 Bei den Netzwerken handelt es sich um Anlaufstellen für Menschen im nachberuflichen Leben, die sich in selbst organisierten Projekten für ihr nachbarschaftliches Umfeld und ihren Stadtteil bürgerschaftlich engagieren (vgl. hierzu Fischer/Eichener/Nell 2003).

Das Schulungsprogramm dauert ungefähr zwölf Monate. Es besteht aus einem theoretischen und einem praktischen Teil. Der »Theorieblock« umfasst 7 Seminare à 4 Unterrichtsstunden plus 7 Exkursionen. Sie finden einmal monatlich statt. Für die »Praxisphase« sind 5 bis 6 Monate vorgesehen, in denen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen in Kleingruppen zu selbst gewählten Themen selbstständig Kulturveranstaltungen planen und durchführen. Zur Vertiefung der behandelten Themen wird im Anschluss an jede Veranstaltung umfangreiches Schulungsmaterial zur Verfügung gestellt. Nach Abschluss der Seminarreihe erhalten die Teilnehmenden ein Zertifikat: den Kulturführerschein®. Das Schulungsprogramm war zunächst für die freiwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den Düsseldorfer Netzwerken vorgesehen, die sich bereits in (Kultur-)Gruppen engagierten. Ihnen sollte ein solides »Handwerkszeug« zur Planung und Durchführung kultureller Veranstaltungen vermittelt werden. Inzwischen melden sich jedoch immer mehr aktive Senioren und Seniorinnen an, die sich nach dem Berufsausstieg bzw. nach der Familienarbeit in einer Phase der Neuorientierung befinden und nach neuen Herausforderungen suchen. Mit Hilfe eines breit gefächerten Methodenspektrums sollen die Teilnehmenden nicht nur in die Lage versetzt werden, selbstständig anspruchsvolle Kulturveranstaltungen zu planen und zu leiten, sie sollen auch befähigt werden, Kulturgruppen aufzubauen sowie komplexe Kulturprogramme zu erstellen. Ihnen soll im Verlauf der Fortbildung ein Überblick über die Vielfalt kultureller Angebote in Düsseldorf gegeben werden. Ziel ist es, sie zu ermutigen, Kulturanbieter auf die veränderten Bedürfnislagen älter werdender Menschen aufmerksam zu machen sowie Kooperationsprojekte mit den Kultureinrichtungen anzuregen und aktiv zu unterstützen.

Das Qualifizierungsprogramm soll für die Kulturinteressierten aus den verschiedenen Selbsthilfeprojekten ein Forum für Informations-, Erfahrungs- und Ideenaustausch bilden: ein Beziehungsnetz, das zu innovativen Vorhaben herausfordert und im Bedarfsfall Beratung und Unterstützung gewährt. Die Kulturführerschein-Erwerber sollen sich als »Kulturschaffende im Alltagsgeschehen« erkennen und motiviert werden, neue Einsatzbereiche für bürgerschaftliches Engagement zu entdecken. Ziel ist es, sie zu ermutigen, eigene schöpferische Fähigkeiten in die Gestaltung ihrer Freiwilligenarbeit einzubringen und zu erfahren, wie sie kulturelle Aktivitäten als persönliche Energiequellen erschließen und nutzen können.

Themen des Kulturführerscheins® und Aufbau der Seminareinheiten

Jeder Durchgang des Kulturführerscheins beschäftigt sich mit insgesamt sieben Kultur-Themen. Die einführenden Seminarveranstaltungen werden durch

den Besuch entsprechender Kultureinrichtungen (jeweils mit fachkompetenter Führung) vertieft:

Inzwischen gibt es in Düsseldorf ein umfangreiches Themenspektrum:

- Bildende Kunst: *Zeit für K uns t.* Exkursion: Kunstsammlung NRW oder museum kunst palast, KunstKunsthalle Düsseldorf oder Museumsinsel Hombroich
- Tanz: *Tango-Nacht am Vormittag*. Exkursion: tanzhaus nrw
- Musik: *Klangfarben und Taktgefühle.* Exkursion: »Welt der 1000 Klänge« oder Tonhalle Düsseldorf
- Museum: *Museum im Koffer*. Exkursion: Stadtmuseum Düsseldorf oder Geschichtswerkstatt Düsseldorf
- Theater: *Lampenfieber.* Exkursion: Schauspielhaus Düsseldorf, Junges Schauspielhaus oder Theatermuseum
- Literatur/Lesen: *Poetische Suppenküche.* Exkursion: Zentralbücherei oder Stadtteilbücherei
- Literatur/Schreiben: *Schreibwerkstatt.* Exkursion: Literaturbüro Düsseldorf, Goethemuseum oder Heinrich-Heine-Institut
- Film: *Kochen wie im Kino.* Exkursion: Filmmuseum Düsseldorf, Medienzentrum Rheinland oder Programmkino
- Architektur: *Auf die Plätze – oder lieber nicht?* Exkursion: Besichtigung verschiedener Plätze in Düsseldorf unter stadtsoziologischen Gesichtspunkten
- Oper: *Cosi fan tutte – Fragezeichen*. Exkursion: Deutsche Oper am Rhein
- Gartenkunst: *Landschaftspark und Schrebergarten.*mExkursion: Museum für Europäische Gartenkunst oder Hofgarten Düsseldorf
- Fotografie: *Erinnerung mit Selbstauslöser*. Exkursion: museum kunst palast, Düsseldorf
- Tischkultur: *Festbankett am Katzentisch.* Exkursion: Hetjens-Museum, Keramikmuseum, Düsseldorf oder museum kunst palast (Glassammlung)
- Mode: *Der Stoff, aus dem die Träume sind.* Exkursion: Stadtmuseum Düsseldorf

Der Aufbau aller Seminarblöcke erfolgt nach einem festen Ablaufschema. Eine stabile und klare Struktur soll den Teilnehmenden Sicherheit bieten und für die spätere selbstständige Kulturarbeit als Orientierungsrahmen verinnerlicht werden:

sich einlassen

Hinführung zum Thema durch eine »vorbereitete Umgebung«. Für das Seminar ist wichtig, dass sich die Teilnehmenden von Anfang an wohl fühlen. Die

(Lern-)Umgebung wird deshalb mit Sorgfalt vorbereitet. Schon beim Betreten des Raumes sollen die Gäste mit allen Sinnen wahrnehmen können, um welches Thema es bei der Veranstaltung gehen wird. Dabei müssen selten große Veränderungen vorgenommen werden. Die Erfahrung zeigt: Es genügen Kleinigkeiten, um die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen und ihre Neugier zu wecken. Das bereit gestellte Material soll formschön und attraktiv sein; es soll vor allem für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ansprechend sein, die mit großen Vorbehalten gegenüber kreativen Methoden ins Seminar kommen und denen es nicht so leicht fällt, sich auf unvertraute Lern- und Arbeitsformen einzulassen. Allein die Anordnung der Stühle kann den Raum wie eine Tanzschule oder ein Kino aussehen lassen. Mit wenigen Requisiten ist er in ein Atelier, eine Gartenlaube oder einen Biergarten verwandelt. Bei der Auswahl der Gegenstände sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt: Koffer, Rosen, Rollrasen, Schneiderpuppen, Tangokleider, Gartenzwerge, Hutschachteln, Filmklappen und Modelleisenbahnen können in der vorbereiteten Umgebung wie »Katalysatoren« wirken. Zu jeder Einheit wird ein Büchertisch mit passender Literatur vorbereitet.

sich einstimmen

Kleine Kostprobe bevor es richtig los geht. In der Ouvertüre klingt das Thema an. Wenn alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer in der Runde Platz genommen haben, wird ihnen – in höchstens zwei Minuten – zur Einstimmung eine kleine Kostprobe angeboten. Das ist in der Regel ein kurzer Text oder ein Gedicht, ein Hörbeispiel oder Filmausschnitt.

sich erinnern

Einstieg in das Thema über einen biographischen Zugang. Zu Beginn jeder Seminarveranstaltung wird das Thema bewusst sehr weit aufgefächert. Die Teilnehmenden werden eingeladen, Erlebnisse und Erfahrungen zum Thema beizusteuern. Das kann eine Erinnerung aus Kindheit und Jugend sein oder eine kleine Episode aus dem Alltag. So wird von Anfang an deutlich: Jede und jeder hat etwas beizutragen. Und: Man kann aus einer Vielzahl von Perspektiven auf das Thema schauen. Die Einstiegsrunde wird immer mit einer prägnanten Frage eröffnet:

- Gibt es eine Suppe, die Sie nie vergessen werden?
- Was sammeln Sie und wie präsentieren Sie Ihre Sammelstücke?
- Was ist Ihr Lieblingsbild in Ihrer Wohnung?
- Wo ist Ihr Lieblingsplatz in der Wohnung, wo ist Ihr Lieblingsplatz in Ihrer Stadt, wo ist Ihr Lieblingsplatz auf der Welt?

- Wann waren Sie zum ersten Mal im Kino und welchen Film haben Sie da gesehen?
- Gibt es ein Musikstück, das Ihr Herz besonders berührt?
- Wann haben Sie zum ersten Mal Tango getanzt?

sich trauen

Praktische Übung. Das Kernstück jeder Seminareinheit bildet eine praktische Übung, die in Einzel- oder Gruppenarbeit ausgeführt wird. Die Teilnehmenden werden dabei ermutigt, sich auch auf unbekannte Gestaltungsformen einzulassen. Beispiele: Collagen, Rollenspiel, Chorgesang, Kreative Schreibübungen, Kostümentwürfe, der Bau von (Architektur-)Modellen, gemeinsames Kochen, Bewegungs- und Rhythmusübungen, Bühnenbildentwürfe, Museum für die Hosentasche.

Obwohl die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer keine Mühe haben, sich in der Gruppe verbal zu äußern, fällt es vielen anfangs schwer, sich kreativen Aufgaben zu stellen. Ihnen ist es peinlich, als Dilettanten zu erscheinen. Deshalb ist es wichtig, die Bildung der Kleingruppen und den Einstieg in die praktische Übung sorgfältig zu planen. Auch hier helfen kreative Methoden: Das Material wird wirkungsvoll präsentiert (Papier, Pappen, Naturmaterial, Farben, Werkzeug, Sand und Steine, Tusche, Stoffe, Verpackungsmaterial aller Art usw.); die Übungen werden in einer besonderen Form vorgestellt und die Gruppen finden mit Hilfe besonderer Auswahlmethoden zusammen: mit gleichen Hüten, Spielkarten, Nudelsorten, Schrauben (und passenden Muttern), Kunstkarten usw.

Haben sich die Teilnehmenden erst einmal – gleich ob zögerlich oder unerschrocken – auf die praktische Übung eingelassen, erleben sie häufig Überraschungen. Viele wachsen geradezu über sich hinaus und sind voller Verwunderung, wenn ihnen etwas gelingt, das sie sich vorher nie zugetraut haben. Das Team stellt fest: Jede Person trägt mit ihren spezifischen Talenten und Begabungen dazu bei, dass die Gemeinschaftsaufgabe glücken(!) kann. Ganz allmählich entwickelt sich ein Gespür für die Potenziale der Gruppe.

sich (be-)wundern

Vorstellung bzw. Ausstellung der Arbeiten im Plenum. Alle »Produktionen« werden anschließend im Plenum vorgestellt. Theaterszenen, gebaute Modelle (von Plätzen, Wohnungseinrichtungen, Modekreationen), Installationen oder andere Kunstwerke – alles wird mit viel Zeit begut(!)achtet. Die einzelnen Gruppen stellen aber nicht nur ihre Ergebnisse vor. Sie reflektieren auch, wie sie sich und die anderen im Gruppenprozess erlebt haben, wie sie sich bei der

Bewältigung unvertrauter Herausforderungen gefühlt haben und wie sie mit dem Lob oder auch den kritischen Rückmeldungen klargekommen sind.

sich stärken

Pause mit kleinem Imbiss. Da für die praktischen Übungen maximal 60 Minuten Zeit zur Verfügung stehen, wird ein konzentriertes Arbeiten erfordert. Die Erfahrungen zeigen, dass bei vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmern gerade in dieser Seminareinheit starke Emotionen aufkommen: Sie fühlen sich an Erlebnisse aus der Schule erinnert, an kreative Aufgaben, die oft mit verletzenden Kommentaren und Abwertungen von Mitschülerinnen, Mitschülern und Lehrerpersonal verbunden waren (»Setz' dich lieber wieder hin! Du kannst nicht singen!« »Das soll ein Schiff sein? Das kann doch kein Mensch erkennen!«). Nicht nur Zorn und Unmut, auch Begeisterung und Wehmut steigen auf. Immer besteht ein großes Bedürfnis, den anderen in der Gruppe die Erlebnisse und Gefühle mitzuteilen und sich über gemeinsame Erfahrungen auszutauschen. Um den Teilnehmenden einen entsprechenden Rahmen für ihre Gespräche zu geben, wird in jedes Kulturführerschein®-Seminar eine längere Pause eingebaut. Sie wird mit einem zum jeweiligen Thema passenden »Genuss-Element« verknüpft. So gibt es z.B. eine »Fünf-Minuten-Reise nach Paris mit Bistro-Besuch« (kleine Diashow mit Impressionen aus Paris, anschließend Croissants und Café au lait), eine Bergische Kaffeetafel, einen »Sektempfang im Theaterfoyer«, einen »Dia-Abend« mit Salzgebäck und Käsehäppchen, Rosenbowle, (Düsseldorfer) Plätzchen, ein Kaffeetrinken »wie bei Muttern« (Brote mit Schmalz und Zuckerrübensirup, Malzkaffee) oder eine zünftige Mahlzeit mit Eintopf am rustikal gedeckten Tisch.

sich bekannt geben

Informationen zum Thema. Zu jedem Kulturthema werden im Plenum Hinweise auf aktuelle Ausstellungen und Veranstaltungen, Angebote in anderen Städten sowie Literaturempfehlungen zusammengetragen. Auch wenn jede Person nur eine kleine Information beisteuert, ergibt sich dabei ein breites Spektrum von Möglichkeiten zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema. Gelegentlich wird ein kurzer Vortrag eingebaut oder ein Mini-Referat gehalten (Dauer: höchstens fünf Minuten). Themen hierfür waren bisher: Die Choreografin Pina Bausch. Gründung des Düsseldorfer Kultursalons. Oder: Die Entwicklung der Düsseldorfer PLATZDA! Aktionen. In dieser Sequenz werden auch Ideen zur Vertiefung des Themas gesammelt (Ideenspeicher!) und in seltenen Fällen Aufgaben für zu Hause formuliert (Lieblingsgedichte oder Fotos aus den 60er Jahren heraussuchen, eine Woche lang mit dem besten

Geschirr den Frühstückstisch decken, auf besonders auffallende Werbeplakate in der Stadt achten, CDs mit Lieblingsarien anhören usw.).

sich äußern

Auswertungsrunde. Jede Veranstaltung endet mit einer ausführlichen Auswertungsrunde. Die Teilnehmenden können sich dann zu den Inhalten und Methoden des Seminars und zum Gruppenprozess äußern. Sie werden gebeten, ihre persönlichen Empfindungen mitzuteilen, Lob und Kritik anzubringen und vor allem Verbesserungsvorschläge zu machen. Viele konstruktive Rückmeldungen haben dafür gesorgt, dass das Konzept des Kulturführerschein®-Programms in den letzten Jahren immer wieder verändert und verfeinert werden konnte.

sich vertiefen

Verteilung von Informationsmaterial. In der Seminarveranstaltung können die Kulturthemen nur kurz angerissen werden. Damit die Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer die Möglichkeit haben, einzelne Themen zeitnah zu vertiefen, wird ihnen zum Abschluss umfangreiches Informationsmaterial zur Verfügung gestellt. Die Teilnehmenden können es in einen speziellen Ordner einheften, der ihnen und ihren späteren Mitstreiterinnen und Mitreitern als »Fundus« für selbst organisierte Kulturveranstaltungen zur Verfügung steht.

sich verabreden

Einladung zur Exkursion. Ganz zum Schluss der Veranstaltung wird der Termin für die gemeinsame Exkursion bekannt gegeben. Bei den Exkursionen und den Gesprächen mit den Fachleuten der Kulturinstitute können die Kulturthemen vertieft und offen gebliebene Fragen beantwortet werden. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer lernen die Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner sowie die konzeptionelle Arbeit der Einrichtungen kennen. Sie erhalten auf diese Weise einen Überblick über das aktuelle Kulturgeschehen der Stadt. Die Exkursionen in einer vertrauten Gruppe tragen bei vielen dazu bei, vorhandene Schwellenängste abzubauen. (»Ich dachte immer, das tanzhaus sei nur für junge Leute interessant!« »Oper – da dachte ich immer: Hier kommst du nur mit Smoking rein!«).

In den Blockseminaren kommen unterschiedliche Methoden der Erwachsenenbildung zur Anwendung (z.B. Moderationsmethode, Vortrag, Kleingruppenarbeit, Einzelarbeit) und unterschiedliche Medien zum Einsatz (z.B. Overhead, Video, Tonband, Beamer). Dabei wurden Erkenntnisse aus der Lernpsychologie beachtet, die die Kombination von Sehen, Hören und Han-

deln zum Grundprinzip erfolgreichen Lernens erhoben hat (Krämer/Walter 1994: 29).

In den Kulturführerschein®-Seminaren wurde dieser Grundsatz mit dem »Lernen über alle Sinne« noch weiter gefasst. Man soll den »Lernstoff« hören, sehen, riechen, schmecken und fühlen können. Das kann sein: das Anhören einer Suppengeschichte oder einer Kindheitserinnerung, der Anblick einer festlich gedeckten Tafel oder das Betrachten einer Szene aus einem Fellini-Film, der Duft verschiedener Rosensorten oder der Geruch von frischem Popcorn, der Geschmack eines Schmalzbrotes oder einer Tasse Schokolade oder – bei der praktischen Übung – das Sich-Einfühlen in die Technik und Arbeitsweise von Kunstschaffenden.

Nach sieben Seminarveranstaltungen beginnt für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Praxisphase. Dann haben sie die Aufgabe, allein oder in einer Kleingruppe eine eigene Kulturveranstaltung zu organisieren. Ihnen wird empfohlen, dies nach dem Schema des Kulturführerschein® zu tun, was aber nicht zwingend sein muss. Die selbst organisierten Veranstaltungen (meistens sind es vier bis fünf pro Kurs), spiegeln ein intensives Miteinander wider und verblüffen durch ihren Ideenreichtum. Die Beiträge (die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer treten zum ersten Mal als Gruppenleiter oder Gruppenleiterin vor eine Gruppe) werden von der Gesamtgruppe mit großer Wertschätzung aufgenommen. Themen der Teilnehmer-Veranstaltungen waren bisher u.a.: Annäherung an das Tanztheater von Pina Bausch, Virtueller Museumsbesuch der Uffizien in Florenz, Winterliche Schreibwerkstatt, Bauchladentheater, Schokoladen-Erinnerungen und Pantoffelkino (Hinterhofkino).

Erfahrungen und Ergebnisse

In Düsseldorf hat der Kulturführerschein® einen starken Impuls zur Förderung der Seniorenkulturarbeit gegeben. Das Programm gehört inzwischen zu den beliebtesten Fortbildungsangeboten im Bereich von Netzwerkarbeit und Keywork. Vor Beginn jedes Durchgangs wird eine Schnupperveranstaltung angeboten, die einen ersten Eindruck vom Gesamtprogramm vermittelt. Die Erfahrungen zeigen, dass das Programm sehr gut geeignet ist, um Gruppenbildungsprozesse anzustoßen, neue Mitstreiterinnen und Mitstreiter in Selbsthilfeprojekte zu integrieren und bürgerschaftliches Engagement im Überschneidungsbereich von Kultur- und Sozialarbeit zu initiieren.

Über den Einsatz kreativer Elemente gelingt es, die Teilnehmenden zu schöpferischem Tun anzuregen und neue Interessen oder Fähigkeiten bei sich zu entdecken. Der Zugewinn an kreativen Fähigkeiten und sozialen Kompetenzen ist nicht selten mit einer Stärkung des Selbstbewusstseins und dem Wunsch nach weiterführendem Engagement im (neuen) Interessengebiet verbunden.

Im Rahmen der Exkursionen konnten Kontakte zu den Kultureinrichtungen geknüpft oder vertieft und eine Reihe von Kooperationsprojekten realisiert oder auf den Weg gebracht werden. Viele Anregungen und Ideen der Seminarreihe wurden von Kulturverantwortlichen aufgegriffen, zahlreiche Projektideen im Bereich des bürgerschaftlichen Engagements realisiert.

Projekte, die aus dem Kulturführerschein®-Programm hervorgegangen sind

Blauer Montag: Der Blaue Montag ist mittlerweile ein Jour fixe im Düsseldorfer Schauspielhaus. Theatermacherinnen und Theatermacher aus den Bereichen Regie, Dramaturgie, Schauspiel, Bühnentechnik usw. informieren an diesem Tag über aktuelle Produktionen und beantworten Fragen zu Inszenierungen und zum Arbeitsfeld »Theater«. Die Veranstaltung findet einmal im Monat statt und wird von zwei Kulturführerschein®-Absolventinnen geleitet. Das Angebot gibt es inzwischen seit fünf Jahren, es wird im Monatsprogramm des Düsseldorfer Schauspielhauses angekündigt. Die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ist von anfangs sechs Personen auf bis zu 120 Personen pro Veranstaltung angewachsen. Entgegen der allgemeinen Vorstellung, ältere Menschen interessierten sich nicht für zeitgenössisches Theater, zeigen die Erfahrungen in Düsseldorf, dass sich ältere Menschen sehr wohl für moderne Stücke begeistern können. Damit sie aber die Sprache jüngerer Dramatikerinnen und Dramatiker, und die Arbeit junger Regisseurinnen und Regisseure verstehen können, brauchen ältere Menschen – genau wie junge Menschen – Hintergrundinformationen. Sie brauchen »Schlüssel« zum Verständnis des Geschehens auf der Bühne. Kontakt zu den Theatermacherinnen und Theatermachern und die Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch trägt dazu bei, das Interesse an zeitgenössischen, aber auch an klassischen Produktionen zu fördern. Besonders wichtig ist die Möglichkeit, beim Blauen Montag Menschen zu treffen, mit denen man sich zu gemeinsamen Theaterbesuchen verabreden kann. Dann muss das Abonnement nicht mehr gekündigt werden, wenn der Partner oder die Partnerin verstirbt. Eine Mitarbeiterin der Marketingabteilung des Düsseldorfer Schauspielhauses wies darauf hin, dass ältere Menschen nicht selten eine Aufführung zwei- oder sogar dreimal besuchen und – sofern sie ein Stück für empfehlenswert halten – Familienmitglieder, Nachbarn und Freunde gern zum Besuch dieser Aufführung animieren.

KulturHerbst: Auf Anregung der ersten Kulturführerschein®-Gruppe wurde in Düsseldorf ein umfassendes (Senioren-)Kulturprogramm, der KulturHerbst, auf den Weg gebracht. Das Programm wurde in Kooperation von Netzwerken, Seniorenbeirat, Seniorenhilfe Düsseldorf und Kulturamt realisiert. Es gibt einen Überblick über die Vielzahl kultureller Einrichtungen und Angebote für Menschen ab 50 und will Lust machen, alte und neue Kulturan-

gebote in der Stadt zu entdecken und wahrzunehmen. Das Programm wird seit 1999 regelmäßig angeboten. Waren ursprünglich noch viele traditionelle Kulturveranstaltungen im Programmheft verzeichnet, so zeigte das Programm 2006 eine Fülle von innovativen Angeboten. Nahezu alle großen Kultureinrichtungen und die meisten Senioreneinrichtungen haben sich auf das Thema »Kultur und Alter« eingelassen und bieten ein attraktives Programm für den Herbst mit seinen langen Abenden und dunklen Stunden. Es reicht von der kostenlosen Musikveranstaltung bis hin zur teuren Operngala, vom Kulturspaziergang bis zur Kulturreise und von der Autorenlesung bis zur selbst organisierten Lesenacht.

Kultur auf Rädern: Aus dem Kulturführerschein®-Programm ist auch das Projekt »Kultur auf Rädern« hervorgegangen. Ziel dieses Projekts, das in diesem Buch an anderer Stelle ausführlich beschrieben wird, ist es – parallel zu den klassischen Besuchsdiensten – Bürgerinnen und Bürger für die kulturelle Betreuung älterer Menschen und ihrer Angehörigen zu gewinnen, sie für diese Aufgaben zu qualifizieren sowie mit entsprechendem Material auszustatten. Dem Motto »Kultur ist ein Lebensmittel« verpflichtet, wird angestrebt, alte Menschen, die ihre Wohnung nicht mehr verlassen können, in Heimen leben oder Altenclubs besuchen, »mobil« mit einem vielseitigen Kulturangebot zu versorgen (»Oper auf Rädern«, »Literarische Hausapotheke«, »Museumsbesuch im Sessel«, »Theater im Wohnzimmer« und »Kunstatelier im Koffer«). Fr die Präsentation der Kulturangebote werden – in enger Zusammenarbeit mit Museumspädagoginnen und -pädagogen – Rahmenkonzepte erarbeitet und Organisationsmodelle erstellt.

2. Multiplikatorenschulung Kulturführerschein®

Je mehr das Thema »Alter und Kultur« in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses rückt, desto größer wird das Interesse am Kulturführerschein®. Um die wachsende Nachfrage zu befriedigen, bietet das Evangelische Erwachsenenbildungswerk Nordrhein ein Multiplikatorenprogramm an. Es wendet sich vor allem an hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die für eine Übernahme des Kulturführerschein® qualifiziert werden. Das Multiplikatorenprogramm gleicht dem Programm für die Freiwilligen, geht aber bei verschiedenen Querschnittsthemen über das Grundkonzept hinaus. Vertiefend behandelt werden: Der erweiterte Kunstbegriff (Joseph Beuys), Gruppenprozesse, Maria Montessoris Idee von der Vorbereiteten Umgebung, der Einsatz von Medien in der Bildungsarbeit mit älteren Erwachsenen, Kooperation und Vernetzung, Methoden der Teilnehmeraktivierung und Biografiearbeit.

Die Verantwortlichen haben ein großes Interesse, dafür zu sorgen, dass das Herzstück des Programms, nämlich seine soziale Komponente, bei einem

Modelltransfer erhalten bleibt. Um das Ziel des Fortbildungsprogramms – nämlich die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements mit Hilfe der Kulturarbeit – nicht zu »verwässern«, wurde der Kulturführerschein® als Marke geschützt. Für die Übernahme von Konzept und Namen ist die Zustimmung des Evangelischen Erwachsenenbildungswerks erforderlich. Die Multiplikatorinnen und Multiplikatoren erhalten die Lizenz, das Programm – unter Einhaltung bestimmter Kooperationsvereinbarungen und Gewährleistung der Qualitätsstandards – in ihren Tätigkeitsbereichen weiterzugeben. Das Evangelische Bildungswerk in München hat den Kulturführerschein® übernommen und auf die Bedingungen der Stadt München übertragen. Er wird inzwischen als Kulturführerschein®-Bayern in mehreren süddeutschen Städten angeboten.

3. Kulturführerschein® Wohnen

Kein Thema scheint Seniorinnen und Senioren gegenwärtig so stark zu interessieren, wie das Thema »Wohnen im Alter«. In den Seminarprogrammen zur Vorbereitung auf den Ruhestand, im Gesamtprogramm Kulturführerschein® und in anderen Netzwerk-Fortbildungen wird nachdrücklich die Beschäftigung mit diesem wichtigen Zukunftsthema eingefordert. Auch von Seiten hauptamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Seniorenarbeit wurde wiederholt auf die Lücke im Angebotskatalog von Erwachsenen- und Familienbildung aufmerksam gemacht. Es fehlten zeitgemäße Fortbildungsangebote zur Beschäftigung mit dem Thema »Wohnen«, die über die klassischen Informationsveranstaltungen zu Wohnformen, seniorengerechte Ausstattung, Finanzierungsmodelle und Serviceangebote hinausgehen.

Das Evangelische Erwachsenenbildungswerk Nordrhein hat daraufhin 2004 den Kulturführerschein® Wohnen entwickelt und mit einer Gruppe von 20 Seniorinnen und Senioren erprobt. Dieses Programm ist exakt auf die Wünsche und Bedürfnisse der neuen Altersgeneration zugeschnitten, die im Vorfeld erhoben wurden. Schritt für Schritt soll es die Teilnehmenden in das überaus komplexe Themenfeld einführen, Gruppenbildungsprozesse fördern und die Entwicklung neuer Formen für bürgerschaftliches Engagement in diesem Bereich unterstützen. Das Programm soll Menschen im nachberuflichen Leben die Möglichkeit geben, sich intensiv mit den auf sie zukommenden Fragen des Wohnens im Alter zu beschäftigen, *bevor* sie sich für eine der vielen Formen des Wohnens im Alter entscheiden.

Wie beim Prototyp des Kulturführerschein®-Programms gilt:

- Die Themen und Inhalte werden *mit* den teilnehmenden Seniorinnen und Senioren festgelegt.

- Das Fortbildungsprogramm wird *im Prozess* (weiter-)entwickelt.
- Dem Fortbildungsprogramm wird eine klare Struktur zugrunde gelegt, die sich in allen Seminareinheiten widerspiegelt.
- Das Programm umfasst theoretische und praktische Elemente; gelernt wird »über alle Sinne«.
- Biografiearbeit bildet eine wichtige Säule des Programms; das Erfahrungswissen der Teilnehmenden soll in den Prozess einfließen.
- Die Seminareinheiten dienen dem Einstieg in das jeweilige Thema. Im Rahmen von Exkursionen werden die Themen mit Fachleuten aus den unterschiedlichen Bereichen (Stadtplanung, Altenpflege, Wohnungswirtschaft usw.) vertieft.
- Die Auswertung sowohl der einzelnen Seminareinheiten als auch des Gesamtprogramms durch die Teilnehmenden ist wesentlicher Bestandteil des Programms.
- Die Erfahrungen und Ideen aller Beteiligten sollen in die Überarbeitung des Programms einfließen.
- Aus dem Programm sollen selbst organisierte Projekte des bürgerschaftlichen Engagements erwachsen; die Teilnehmenden sollen allein oder in Gruppen selbstständig an einzelnen Themen weiterarbeiten.

Um die Interessen der Zielgruppe noch genauer fassen zu können und um einen groben Rahmen für die Themen der Fortbildung abzustecken, wurde von der Projektwerkstatt im Sommer 2003 ein erster Workshop zum Thema »Wohnen im Alter« angeboten. Er richtete sich an Seniorinnen und Senioren aus Netzwerkprojekten in NRW und an seniorTrainerinnen und seniorTrainer des bundesweiten EFI-Programms.

Insgesamt gingen die Vorstellungen und Wünsche der Seniorinnen und Senioren weit auseinander. Viele wünschten sich allgemeine Informationen zu bestehenden Wohnformen und Angeboten. Andere waren vor allem daran interessiert, Wohnprojekte zu initiieren. Den meisten erschien es jedoch nach ausführlicher Diskussion angebracht, sich mit grundlegenden Fragen des Wohnens und Lebens im Alter zu beschäftigen und dabei auch »unangenehme« Fragen in den Blick zu nehmen, z.B. Fragen zum Thema Krankheit und Behinderung, Hilfebedürftigkeit, Leben im Pflegeheim und Sterbebegleitung.

Es kristallisierten sich folgende Themenschwerpunkte für das Seminar heraus:

- Ausland/weite Welt: Kann ich mir vorstellen, meinen Ruhestand im Ausland zu verbringen? Was muss ich wissen, berücksichtigen, planen? Wie kann ich neue soziale Netze aufbauen? Wie kann ich die sozialen Kontak-

te in meinem Heimatland erhalten? Exkursion: Virtuelle Reise in ein Altenheim auf Kuba[2]

- Stadt/Land: Was bietet mir die Stadt, in der ich im Alter leben möchte? Was fehlt? Was muss verbessert werden? Möchte ich im Alter lieber auf dem Land leben? Was ist mir dort wichtig? Was fehlt mir dort? Wofür möchte ich mich engagieren? Wie lassen sich die Vorteile vom Leben in der Stadt und vom Leben auf dem Land verknüpfen? Exkursion: Stadtmuseum Düsseldorf
- Stadtteil/Gemeinwesen/Wohnumfeld: Was bietet mir der Stadtteil, in dem ich im Alter leben möchte? Was fehlt? Was muss verbessert werden? Exkursion: Stadtplanungsamt der Stadt Düsseldorf
- Nachbarschaft: Wie sieht mein nachbarschaftliches Umfeld aus? Wie wichtig ist mir Nachbarschaft? Was fehlt? Wie und mit wem kann ich mich für mein nachbarschaftliches Umfeld engagieren? Wie sieht es mit meinen Kontakten zu Menschen anderer Generationen aus? Exkursion: Ökotop Düsseldorf-Heerdt (Wohnprojekt des generationsübergreifenden und ökologischen Wohnens)
- Haus/Wohnung: Wie möchte ich im (hohen) Alter leben? Was ist mir wichtig? Entspricht meine Wohnung/das Haus in dem ich lebe, diesen Anforderungen? Was kann ich verändern? Was kann ich tun, um lange selbstständig zu bleiben? Wie lässt sich meine Lebensqualität erhalten und verbessern? Exkursion: Einrichtung des Betreuten Wohnens
- Zimmer/Lieblingsecke: Wer regelt meine Angelegenheiten, wenn ich nicht mehr selbst für mich sorgen kann und mein Aktionsradius immer enger wird? Was kann ich vorausplanend tun? Worauf muss ich gefasst sein? Wie muss mein unmittelbares Lebensumfeld gestaltet sein, damit ich mich auch dann noch wohl fühle, wenn ich meine Wohnung/meinen Stuhl/mein Bett nicht mehr aus eigener Kraft verlassen kann? Welche Kontakte, Anregungen sind mir wichtig? Exkursion: Franziskanerkloster in Düsseldorf
- Sterbebett: Wer soll bei mir sein, wenn mein Leben zu Ende geht? Wer soll meine Hand beim Sterben halten? Möchte ich in einem Hospiz leben? Was brauche ich in meinen letzten Stunden? Von wem möchte ich mich verabschieden? Wer trifft für mich Entscheidungen? Wie soll meine Umgebung gestaltet sein? Welche Bilder, Klänge, Düfte würden mir gut tun? Exkursion: Krankenhaus mit Hospiz, Aufbahrungsraum

2 Im Seminar wurden Ausschnitte aus dem Film »Buena Vista Social Club« von Wim Wenders gezeigt. Der Seminarraum wurde dafür wie eine Bar am Meer ausgestattet (Sand, Palmen, Liegestühle, Sonnebrillen für die Gäste usw.); es wurden exotische Früchte und Fruchtcocktails angeboten.

- Letzte Ruhestätte: Welche Bestattungsform kommt für mich infrage? Wie soll meine Grabstätte aussehen? Was soll auf meinem Grabstein geschrieben stehen? Exkursion: Nordfriedhof Düsseldorf

Die beiden letzten Themenschwerpunkte wurden erst im Laufe des Prozesses in das Fortbildungsprogramm aufgenommen. Zwar wurde vereinzelt, vor allem von Menschen, die ihre alten Eltern oder Ehepartner pflegen oder gepflegt haben, immer wieder auf die Bedeutung des Themas »Tod und Sterben« hingewiesen, doch zeigte sich, dass das Thema mit großen Ängsten verbunden ist. Mehrere Teilnehmerinnen und Teilnehmer konnten sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, schon auf das Lebensende zu sehen und lehnten es vehement ab, sich mit »deprimierenden Fragen« zu beschäftigen.Wie zu erwarten ist, werden beim Thema »Wohnen im Alter« unweigerlich elementare Fragen zum Leben und Sterben berührt. Deshalb verwunderte es nicht, dass sich die Gruppe mit wachsender Vertrautheit auch den eher angstbesetzten Fragen zuwandte und den Mut fand, die Gestaltung des letzten Lebensabschnitts in den Blick zu nehmen.

Vieles spricht dafür, die letzten beiden Seminarelemente in der Ankündigung als »Ergänzungsseminare« für Interessierte anzubieten. Mit der Einbeziehung eines Seelsorgers in diese Seminareinheiten haben wir dabei sehr gute Erfahrungen gemacht.

Der Aufbau und die Methoden des Gesamtprogramms entsprechen denen des klassischen Kulturführerschein®. Das Seminarpaket besteht aus insgesamt acht Seminareinheiten, die einmal monatlich stattfinden und von Exkursionen begleitet werden (Zeitraster: 10-13 Uhr Seminareinheit; 13-14 Uhr Mittagspause, 15-17 Uhr: Exkursion).

Der »Theoriephase« folgt eine »Praxisphase«, in der die Teilnehmenden allein oder in einer Gruppe eine eigene Veranstaltung zum Thema »Wohnen im Alter« organisieren. Diese Veranstaltung können sie entweder für ihre Lerngruppe oder für eine andere Zielgruppe anbieten. Sie soll – mit Hilfe eines vorgegebenen Rasters – dokumentiert und ausgewertet werden. Teilnehmende, die diese Aufgabe erfüllen, erhalten ein Zertifikat, alle anderen eine Teilnahmebescheinigung.

Das Programm basiert auf einem ausgewogenen Nebeneinander von praktischen Übungen und theoretischen Inputs. Die Elemente werden so ausgewählt, dass sie die unterschiedlichen Sinne ansprechen und – was Wahrnehmung, Reflexion und Arbeitsform betrifft – den Vorlieben möglichst vieler Gruppenmitglieder entgegen kommen. Die Vorbereitung der Umgebung ist dabei wesentliches Element: Das Arbeitsumfeld soll so gestaltet und das Arbeitsmaterial so ausgewählt werden, dass ein hohes Anregungsniveau geschaffen wird und das Lernen über alle Sinne möglich ist. Die gestaltete Um-

gebung soll auch den »Erlebnischarakter« der Fortbildungen unterstützen und insgesamt inspirierend wirken.

Die Seminare dienen dem Einstieg in das jeweilige Thema. Im Rahmen von Exkursionen werden die Themen mit Fachleuten aus den unterschiedlichen Bereichen (Stadtplanung, Altenpflege, Wohnungswirtschaft usw.) vertieft. In einer dreistündigen Seminareinheit können die Themen anhand von ausgewählten Übungen kurz in den Fokus gerückt und Impulse für ihre Vertiefung gegeben werden. Um den Teilnehmenden aber die Vielschichtigkeit eines Themas, den neuesten Forschungs- und Erkenntnisstand sowie neue Konzepte und Ideen zu vermitteln, sind Gespräche mit Expertinnen und Experten fester Bestandteil des Programms, wobei es nicht immer leicht ist, die »richtige« Einrichtung und die »richtigen« Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner zu finden.

Die Erfahrung zeigt, dass die Teilnehmenden selbst ein gutes Gespür für inspirierende Exkursions-Orte und anregende Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner haben. So hat der Besuch eines Franziskanerklosters bei der Gruppe tiefe Eindrücke hinterlassen. Während der Seminareinheit am Vormittag war aufgeregt darüber diskutiert worden, wie schwer es fällt, sich von vertrauten Umgebungen und Dingen zu trennen (»Ich lebe seit meiner Kindheit in einem großen Haus. Wie kann ich mich an ein Appartement gewöhnen? Wohin mit meinen vielen Möbeln und Büchern?«). Bei der Exkursion am Nachmittag, als ein alter Franziskanermönch die Gruppe durch das Kloster führte, rückten seine Schilderungen völlig andere Fragen in den Vordergrund. (»Ich habe hier alles, was ich brauche: Ein Bett, einen Stuhl, einen Schrank und einen Tisch, sinnvolle Aufgaben bis zum Lebensende, die Gemeinschaft meiner Mitbrüder und vor allem meinen Glauben. Umzüge bin ich gewohnt. Wir Mönche wechseln im Laufe unseres Lebens immer wieder die Klöster.«)

Die Exkursionen verfolgen einen weiteren wichtigen Zweck: Sie geben den Betroffenen Gelegenheit, ihre Wünsche und Vorstellungen bei den Fachleuten persönlich vorzubringen und Möglichkeiten der Selbsthilfe und des bürgerschaftlichen Engagements vor Ort zu eruieren.

Wichtig: Die Fragen hinter den Fragen

Im Kulturführerschein® Wohnen wurde erstmals eine neue Methode zur Vertiefung der Themen erprobt. Nach der Präsentation von Ergebnissen aus kreativen Seminareinheiten (z.B. Rollenspiele zum Thema »Umzug im Alter!«, Modelle von innovativen Altenheim-Einrichtungen oder Werbeplakate für eine Seniorenresidenz auf Mallorca) werden die Fragen gesammelt, die bei der Gruppe in den Vordergrund rücken. In einer weiteren Runde geht es dann darum, die Fragen zu sammeln, die *hinter* diesen Fragen auftauchen.

So ging es zum Beispiel beim Thema »Nachbarschaft« um die Frage:

- Was fördert ein gutes nachbarschaftliches Miteinander?
- Hinter dieser Frage standen die Fragen: Was macht eine gute Nachbarin, einen guten Nachbarn überhaupt aus? Kann man gute Nachbarschaft lernen? Bin ich selbst eine gute Nachbarin, ein guter Nachbar?

Weitere Beispiele: Frage: Wer kommt mich besuchen, wenn ich krank und gebrechlich bin? Fragen hinter der Frage: Bin ich bereit, Besuch zu empfangen, wenn meine Wohnung unaufgeräumt ist und ich den Gästen nichts anbieten kann? Mag ich mich anderen zumuten, wenn es mir schlecht geht? Frage: Wie muss ein Haus aussehen, in das eine Seniorenwohngemeinschaft einziehen möchte? Wie groß muss ein Gemeinschaftsraum sein? Wie groß die einzelnen Zimmer? Fragen hinter der Frage: Müssen wir uns erst der »Software« des Wohnens zuwenden, bevor wir uns um die »Hardware« kümmern? Was verbindet uns? Wofür möchten wir uns – außer für unser gemeinsames Wohnprojekt – noch engagieren? Was müssen wir (noch) lernen, um auch im hohen Alter miteinander leben zu können? Viele Impulse für Aktionen in der Praxisphase sind aus den Fragen hinter den Fragen entstanden. Die im Kulturführerschein® Wohnen entwickelte Frage-Methode wird inzwischen auch in vielen anderen Fortbildungsprogrammen zur Förderung von Selbsthilfe und Selbstorganisation eingesetzt.

Projekte und Initiativen, die aus dem Kulturführerschein® Wohnen entstanden sind:

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Fortbildungsprogramms haben in der Praxisphase mehrere Projekte angestoßen, die das Thema »Wohnen im Alter« in Politik und in Verwaltung nach vorne gebracht haben und die Bevölkerung für das wichtige Zukunftsthema sensibilisieren konnten. Eine Gruppe von Aktiven hat – in Kooperation mit hauptamtlichen Kräften verschiedener Wohlfahrtsverbände – ein umfassendes Konzept für »Wohnen mit Verantwortung« entwickelt. Es ist im Internet unter www.wohnen-mit-verantwortung.de zu finden. Außerdem wurden zwei Gruppen gegründet, in denen sich Menschen ab 50 auf ein gemeinsames Wohnen im Alter vorbereiten. Während sich die eine Gruppe an ein Netzwerk in Düsseldorf angedockt hat, ist die andere Gruppe im Rahmen des EFI-Programms aktiv und wird in Kooperation mit dem Evangelischen Erwachsenenbildungswerk Nordrhein voraussichtlich die erste »Wohnschule« in Düsseldorf mit aufbauen. Mehrere Teilnehmerinnen sind in das Projekt »Kultur auf Rädern« und in das Keywork-Programm mit dem museum kunst palast eingestiegen. Sie engagieren sich für den Aufbau von mobilen Kulturdiensten und sorgen dafür, dass in Zukunft immer mehr attraktive Kulturangebote in die Stadtteile, in Senioren-

einrichtungen und Haushalte alter Menschen gebracht werden. Sie unterstützen den Aufbau von Keywork-Ateliers, bauen so genannte »Kultursprechstunden« in Wartezimmern von Ärzten auf und unterstützen die Umsetzung des Konzeptes »WohnQuartier[4] – Die Zukunft altersgerechter Quartiere gestalten«, ein überregionales Kooperationsprojekt[3], in das zwei Seminarteilnehmende des Wohn-Kulturführerschein® von Anfang an eingebunden waren. Ein besonderes Highlight: Der Gruppe gelang es, Kontakt zur Bauhaus-Universität in Weimar herzustellen und eine Studentin für die Konstruktion eines modernen »Cockpits« für Altenheimbetten zu gewinnen. Milia Seyppel ließ sich bei einem Besuch in Düsseldorf die Entwürfe der Gruppe zeigen und realisierte daraufhin ihr Modell im Rahmen einer Diplomarbeit (Thema »Ans Bett gebunden«).

4. SI!: Soziales inszenieren

In Diskussionen zum gesellschaftlichen und demografischen Wandel werden immer häufiger beängstigende Zukunftsbilder von einer überalterten Gesellschaft mit massiven Verteilungskämpfen zwischen den Generationen heraufbeschworen. Umso wichtiger erscheint es, den düsteren Visionen starke Bilder von gelingendem Miteinander der Generationen entgegen zu setzen. Auf Anregung aus dem bundesweiten EFI-Programm wurde von der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit ein Fortbildungsprogramm zur Förderung des Miteinanders der Generationen entwickelt und erprobt. Kooperationspartner waren dabei das Junge Schauspielhaus, die Hulda-Pankok-Gesamtschule und der Seniorenbeirat der Stadt Düsseldorf. Gemeinsam mit Menschen aller Generationen wurden Projekte (»Stücke«) ausgedacht und in unterschiedlichen Lebensräumen realisiert (»inszeniert«). Die sozialen Inszenierungen sollen Lust auf die Begegnung der Generationen machen und das Engagement von »Alt für Jung« bzw. »Jung für Alt« aber vor allem von »Jung & Alt für Jung & Alt« fördern.

Übersicht über das Seminarprogramm

Das Programm »Soziales Inszenieren« startete im Sommer 2005 in den Räumen des Jungen Schauspielhauses, das zu diesem Zeitpunkt noch den Namen »Kinder- und Jugendtheater« trug. Wie kein anderer Ort schien das Theater geeignet, im Sinne Maria Montessoris eine »vorbereitete Umgebung« für die

3 Kooperationspartner sind das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland, das Evangelische Erwachsenenbildungswerk Nordrhein, der Deutsche Evangelische Fachverband für Altenarbeit und die HOCHTIEF Construction AG (www.wohnquartier4.de).

Seminarveranstaltungen zu sein. Der künstlerische Leiter des Theaters und die beiden Dramaturginnen unterstützten das Programm nach Kräften und stellten die Ressourcen des Hauses zur Verfügung. Die Seminarveranstaltungen fanden auf der großen Probebühne, auf einer kleinen Studiobühne oder im großen Eingangsbereich des Theaters statt. Auch der Theatervorplatz konnte für Aktionen genutzt werden. »Soziales Inszenieren« lehnt sich an das Grundmodell des Kulturführerschein®-Programms an. Es umfasst insgesamt acht Seminarveranstaltungen, die in der Zeit von 10 bis 13.30 Uhr stattfanden.

Auch in diesem Programm wurde sehr viel Wert auf die Ausstattung der Räume gelegt, wieder leiteten biografische Elemente – Erinnerungen an die eigene Kindheit und Jugend – die Seminareinheiten ein, bildeten kreative Übungen das Kernstück und wurde Gelegenheit zu ausführlichen Gesprächen bei einem zum Thema passenden Imbiss geboten. In der Gruppe wurden Informationen zu den jeweiligen Themen zusammengetragen und Ideen in einem Ideenspeicher festgehalten. Wie in den Kulturführerschein®-Programmen üblich, wurden die Teilnehmenden mit weiterführender Literatur versorgt. Auch sie hatten die Aufgabe, in der Praxisphase, allein oder in einer Gruppe, selbstständig ein kleines Projekt zu realisieren. Im Anschluss an das Programm erhielten sie – sofern sie ein Praxisprojekt umgesetzt hatten – ein entsprechendes Zertifikat.

Das große Theater-Interesse der beiden hauptamtlichen Kursleiterinnen, Ute Frank und Karin Nell (beide haben schon an Theatern gearbeitet), gab den Ausschlag, das Seminar inhaltlich und methodisch in Analogie zu Theaterinszenierungen zu realisieren. Anders als beim klassischen Kulturführerschein® wurden aber keine Exkursionen durchgeführt, sondern Fachleute aus den verschiedenen Theaterbereichen in die Gruppe eingeladen. Sie informierten über ihre Aufgaben und beantworteten die Fragen aus dem Teilnehmerkreis.

Die einzelnen Seminarveranstaltungen trugen folgende Überschriften:

Inspiration
Warum möchte ich mich für Kinder und Jugendliche engagieren? Welche Erfahrungen habe ich in meiner Kindheit selbst mit engagierten Erwachsenen gemacht? Welches Vorbild leitet mich in meinem Engagement? Was ist »mein Ding«?
Veranstaltungsort: Probebühne und Fundus
Thema für den Imbiss: Fundus-Buffet (mit Rollmops, Käse, Sahnetörtchen)
Gast: Stefan Fischer-Fels, künstlerischer Leiter des Jungen Schauspielhauses

Stück
Was möchte ich gern für Kinder- und Jugendliche tun?

Was würde mir Spaß machen? Was würde den Kindern und Jugendlichen Spaß machen? Was kann ich einbringen?
Veranstaltungsort: Theaterfoyer
Thema für den Imbiss: Gemeinsames Arbeitsfrüh-Stück
Gast: Ute Kessler, Dramaturgin und Theaterpädagogin

Regie und Dramaturgie
Wie fange ich mein Projekt an? Wie schreibt man ein Drehbuch?
Wie setze ich mein Stück/Projekt um? Veranstaltungsort: Probebühne. Thema für den Imbiss: Essen wie die Theatermacher: Pizza, geliefert vom Pizzataxi.
Gast: Kirsten Hess, Regisseurin und Dramaturgin

Bühnenbild
Welcher Ort ist für mein Vorhaben geeignet? Wo kann ich meine Idee am besten umsetzen? Welche Spielstätte, welcher Raum eignet sich für mein Stück?
Veranstaltungsort: Probebühne
Thema für den Imbiss: (Käse-)Bretter, die die Welt bedeuten.
Gast: Dr. Winrich Meiszies, Leiter des Düsseldorfer Theatermuseums

Darsteller und Darstellerinnen
Wer soll bei meinem Projekt mitmachen? Wie gewinne ich die richtigen Mitstreiterinnen und Mitstreiter?
Veranstaltungsort: Studiobühne
Thema für den Imbiss: Rollen (Prinzenrolle, Biskuitrolle, Pumpernickel usw.)
Gäste: Julia Dillmann und Christof Seeger-Zurmühlen, Ensemble-Mitglieder des Jungen Schauspielhauses

Öffentlichkeitsarbeit
Wie mache ich auf mein Projekt aufmerksam? Wie präsentiere ich es in der Öffentlichkeit?
Veranstaltungsort: Evangelisches Erwachsenenbildungswerk Nordrhein
Thema für den Imbiss: Pressekonferenz mit belegten Brötchen
Gast: Dr. Anna Kreuzer, Pressereferentin des Jungen Schauspielhauses

Proben und Inszenierung
Wie fange ich an? Wo kann ich das Ganze ausprobieren? Welche neuen Rollen müssen eingeübt werden?
Veranstaltungsort: Probebühne
Thema für den Imbiss: Klein anfangen mit »Pröbchen« (Mini-Teilchen, Törtchen, Käsehäppchen)
Gast: Michael Röther, Bühnentechniker und Beleuchter

Theaterfest
Gemeinsamer Besuch einer Inszenierung des Jungen Schauspielhauses, Abschluss des Fortbildungsprogramms und Zertifikatsvergabe
Veranstaltungsort: Probebühne
Thema für den Imbiss: Premierenfeier mit Sektempfang
Gäste: Angehörige der Teilnehmenden, Ensemble und Mitarbeitende des Jungen Schauspielhauses

Die Praxisphase wurde als »Programm der sozialen Inszenierungen« bezeichnet. In der anschließenden Umsetzungsphase wurden verschiedene Projekte zur Begegnung der Generationen realisiert, von denen das »Kulturzentrum der Generationen« über die Stadt Düsseldorf hinaus große Aufmerksamkeit erregte. Es wird in diesem Buch von seinen Initiatoren in einem eigenen Kapitel vorgestellt. Aufmerksamkeit erregten aber auch Aktionen, die im Rahmen der Aktion PLATZDA! auf Düsseldorfer Plätzen stattfanden. Eine Gruppe beteiligte sich mit einem breit gefächerten Angebot alter und neuer Spiele an der Spielzeiteröffnung des Jungen Schauspielhauses. Höhepunkt des Festes: Eine große Kissenschlacht auf dem Theatervorplatz, die sich die Seniorinnen und Senioren gewünscht hatten.

Auffallend ist, dass fast alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer Initiativen oder Projekte angestoßen haben, die mit ihren in der ersten Seminareinheit vorgestellten positiven Kindheitserinnerungen zu tun haben (Vorlese-Projekte, Sprachförderung, Budenbau-Aktionen mit Kindern und Jugendlichen, Einrichtung einer WunderBar im Foyer mit Kakaoausschank und Kuchentheke, Kissenschlacht).

5. Neue Baustellen im Programm Kulturführerschein®

Inzwischen ist das Programm Kulturführerschein® so bekannt, dass sich Kolleginnen und Kollegen aus den Multiplikatoren-Programmen an eigene »Kreationen« gewagt haben: Inge Schmerbeck, eine seniorTrainerin aus dem EFI-Programm, hat den Kulturführerschein® für Kids entwickelt. Ihr Kooperationspartner ist eine Düsseldorfer Grundschule. Inga Heller und Edeltraut Termeer sind mit dem Modelltransfer zur Volkshochschule Düsseldorf beschäftigt; dort wird der Kulturführerschein® seit dem Wintersemester 2005/2006 angeboten. Ragnhild Geck, eine Gemeindepädagogin aus Mülheim, hat ein Konzept für einen Garten-Kulturführerschein® entwickelt und einzelne Elemente im Netzwerk Mülheim-Saarn angeboten. Heike Becker, eine Studentin der Fachhochschule Düsseldorf, wird den Kulturführerschein® für Männer anbieten. Dieses Programm soll den speziellen Kulturwünschen von

Männern im nachberuflichen Leben entgegen kommen. Dabei sind Exkursionen in ein Werkzeugmuseum, einen Baumarkt, ein Automobilmuseum und in ein Bergwerkmuseum geplant. Elke Noack, ebenfalls seniorTrainerin aus dem EFI-Programm wird in Neuss den Kulturführerschein® für Großeltern und Kinder entwickeln und erproben. Fabian Adamkiewicz, ein Student der Fachhochschule Düsseldorf, hat den Kulturführerschein® für Hartz IV-Empfänger angeregt und Interesse signalisiert, ihn im Rahmen einer Diplomarbeit zu realisieren. Maria Lukac angehende Sozial- und Kulturwissenschaftlerin der Fachhochschule Düsseldorf hat den Kulturführerschein® für Eltern und Kinder erarbeitet und ist zurzeit auf der Suche nach einem geeigneten Kooperationspartner. Eine weitere Studentin, Adriana Jonca, die ein Auslandspraktikum in Indien absolvieren wird, hat sogar einen Kulturführerschein® für die Straßenkinder von Bangladore ausgedacht. Das Evangelische Erwachsenenbildungswerk Nordrhein wird – gemeinsam mit Düsseldorfer Kulturinstituten – voraussichtlich noch in 2007 den Kulturführerschein® Museum und den Kulturführerschein® Theater anbieten. Auch ein Kulturführerschein® Bibel ist geplant. Hier hat eine evangelische Kirchengemeinde ihr Interesse an einer Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Erwachsenenbildungswerk Nordrhein bekundet.

Im Frühsommer wird das laufende Programm Kulturführerschein® für das Miteinander im Stadtteil Rath abgeschlossen sein. Es wurde – auf Wunsch aktiver Seniorinnen und Senioren aus dem Projekt »Kulturzentrum der Generationen« – vom Evangelischen Erwachsenenbildungswerk Nordrhein entwickelt. Bei dem Fortbildungsprogramm, das die Freiwilligen vor Ort für ihre Aufgaben im Bereich interkultureller und intergenerativer Begegnung qualifizieren soll, werden »Räume für das Miteinander der Kulturen im Stadtteil Rath« erkundet: Dabei wird überprüft, welche Orte sich überhaupt für Gemeinschaftsaktionen von Menschen unterschiedlicher Generationen und Kulturen eignen: Zimmer, Wohnungen, Hausflure, (Miets-)Häuser, Straßen oder Plätze? In der Praxisphase werden dann in ausgewählten *Spielräumen* neue *Stücke* für und mit Menschen im Stadtteil ausgedacht und *inszeniert*. Im Sinne des Ansatzes von Kulturvermittlung und Partizipation sollten sich aus diesen *sozialen Inszenierungen* langfristig selbst organisierte Projekte des bürgerschaftlichen Engagements ergeben.

6. Erfahrungswissen für Initiativen (EFI-Programm)

Das Modellprogramm »Erfahrungswissen für Initiativen« (EFI) wurde 2002 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend initiiert und in einem Zeitraum von fünf Jahren in Kooperation mit zehn Bundesländern finanziert und realisiert. Agenturen für bürgerschaftliches Engagement in

35 Kommunen waren für die Gewinnung und die Begleitung so genannter seniorTrainerinnen und seniorTrainer verantwortlich. Die Anlaufstellen unterstützen die lokale Öffentlichkeitsarbeit und beraten die Aktiven bei der Ausübung ihres Engagements. Mit der Qualifizierung der seniorTrainerinnen und seniorTrainer wurden zwölf Bildungsträger beauftragt. Ein Projektverbund hat das Modellprogramm koordiniert; ein wissenschaftlicher Beirat mit verschiedenen Fachkompetenzen begleitete die inhaltliche Umsetzung. Die Projektkoordination und die Beratung der Agenturen hatte das Institut für sozialwissenschaftliche Analysen und Beratung (ISAB) übernommen, die Fachhochschule Neubrandenburg war für die Fortschreibung des Rahmencurriculums verantwortlich. Auf diesem Rahmencurriculum, das von Detlef Knopf entwickelt und von Joachim Burmeister, Anne Heller und Ilona Stehr (2005) fortgeschrieben wurde, basiert die Weiterbildung der seniorTrainerinnen und seniorTrainer.

Nach Beendigung des Pilotprogramms setzt das Land NRW das EFI-Programm fort. In der dieser zweiten Phase soll der Modelltransfer unterstützt und die Vernetzung der *senior*Trainerinnen und *senior*Trainer in NRW gefördert werden. Beteiligt sind in Nordrhein Westfalen die Städte Aachen, Arnsberg, Bielefeld, Düren, Düsseldorf, Hagen, Herford, Hilden, Köln, Minden, Mülheim, Paderborn, Radevormwald, Schwerte und Wiehl. Die Tätigkeiten, auf die seniorTrainerinnen und -Trainer vorbereitet werden, können sein:

- Beratung von Initiativen
- Entwicklung, Planung und Realisierung von Projekten
- Vermittlung von Wissen, Unterstützung von Modelltransfer
- Vernetzung von Aktivitäten und Initiativen im Bereich des bürgerschaftlichen Engagements.

Das Evangelische Erwachsenenbildungswerk Nordrhein ist auch im Landesprogramm als Bildungsträger ausgewählt worden. Es hat viele Elemente seiner innovativen Fortbildungskonzepte in das EFI-Qualifizierungsprogramm einfließen lassen. Auf Wunsch der Teilnehmenden wurden Lernplattformen eingerichtet, die den Aktiven Gelegenheit geben, an gemeinsamen Fragestellungen interdisziplinär (weiter) zu arbeiten.

Eine dieser Lernplattformen wird sich mit Keywork beschäftigen. Dies bietet sich an, weil sich eine große Zahl der Freiwilligen in diesem Programm für Aufgaben entschieden hat, die als Keywork bezeichnet werden können. Überhaupt fällt auf, dass bei der Entwicklung neuer Rollen das Interesse an Verantwortungsrollen im Bereich der Kultur sehr stark im Vordergrund steht. Bevorzugt werden von den Seniorinnen und Senioren Rollenprofile, wie sie von Margit Kinsler (2003, S. 219) beschrieben werden. Die Autorin hebt bei diesen Rollenprofilen spezifische »Erkennungsmerkmale« hervor:

- Die reifen Künstler und Künstlerinnen: Kontinuität und Neuentwicklung
- Die alternativen Denker und Denkerinnen: Bündeln und Überschreiten
- Die kulturellen Förderer, Unterstützer und Unterstützerinnen: Treiben und Zügeln
- Die weisen Kritiker und Kritikerinnen: Objektivieren und Subjektivieren
- Das kompetente Publikum: Annehmen und Hinterfragen
- Die Synoptiker und Synoptikerinnen: Überblicken und Unterscheiden
- Die Vermittler und Vermittlerinnen: Ansammeln und Anbieten
- Die Filterer: Auslesen und Verwerfen
- Die kulturellen Mentoren und Mentorinnen: Vernetzen und Erweitern (vgl. Kinsler 2003, S. 219 ff).

Das Kulturzentrum der Generationen am Jungen Schauspielhaus in Düsseldorf, das an anderer Stelle in dieser Veröffentlichung ausführlich beschrieben wird, ist eines dieser EFI-Projekte. In ihm werden alle die von Kinsler beschriebenen Verantwortungsrollen deutlich. Das große Interesse, das die im EFI-Programm entwickelten Kulturprogramme in der Öffentlichkeit erfahren, ist vielleicht auch darauf zurückzuführen, dass sie in ihren Zielen und Arbeitsschwerpunkten den Vorstellungen moderner Seniorinnen und Senioren in besonderer Weise entsprechen. Weitere EFI-Projekte aus diesem Umfeld findet man im Internet unter www.forum-seniorenarbeit.de/efi.

Literatur

Burmeister, Joachim/Heller, Anne/Stehr, Ilona (2005): Weiterbildung älterer Menschen für bürgerschaftliches Engagement als seniorTrainerinnen. Ein Kurskonzept für lokale Netzwerke, Köln: ISAB-Verlag.

Frank, Ute (2000): Kulturelle und soziale Netze knüpfen. Zur Qualifizierung ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen in der Senioren-Netzwerkarbeit – dargestellt am Beispiel der »Kulturwerkstatt« Düsseldorf. Diplomarbeit, Fachhochschule Düsseldorf.

Hoffmann, Hilmar (1990): Kultur als Lebensform, Frankfurt: Fischer-Verlag.

Hoffmann, Hilmar (1981): Kultur für alle, Frankfurt Fischer-Verlag.

Kinsler, Margrit (2003): Alter Macht Kultur. Kulturelle Alterskompetenzen in einer modernen Gesellschaft, Hamburg: Verlag Dr. Kovac.

Krämer, Sabine/Walter, Klaus Dieter (1994): Effektives Lehren in der Erwachsenenbildung. Ismaning: Hueber-Holzmann.

Kultur auf Rädern

UTE FRANK

Die Absolventinnen und Absolventen der Fortbildungsreihe Kulturführerschein® betonen immer wieder den hohen Stellenwert, den die Beschäftigung mit Kunst und Kultur in ihrem nachberuflichen Leben einnimmt. Sie stellen fest, dass dies in erheblichem Maße zur Erhaltung und Steigerung der Lebensqualität im Alter beiträgt und wünschen sich, auch dann am kulturellen Leben teilhaben zu können, wenn dies aufgrund von gesundheitlichen Beeinträchtigungen nicht mehr möglich sein sollte. Zugleich ist ihnen bewusst, dass gerade dieser Wunsch heute nicht oder nur selten erfüllt wird. Viele in ihrer Mobilität beeinträchtigte alte Menschen haben keinen oder selten Zugang zu kulturellen Aktivitäten und verfügen nur noch über wenige Sozialkontakte.

Vor diesem Hintergrund entstand die Idee des Kultur-Besuchsdienstes »Kultur auf Rädern«: So wie »Essen auf Rädern« sollte auch das »Lebensmittel Kultur« ins Haus geliefert werden.

Idee und Vorbilder

Vorbild für das Projekt war das museumspädagogische Konzept des »Museums im Koffer«, bei dem Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter Schulklassen mit einem Koffer besuchen, der Ausstellungsstücke, Informations- und Arbeitsmaterial enthält und die Schülerinnen und Schüler auf einen Museumsbesuch vorbereitet.[1] Auf die Seniorenarbeit übertragen konnte das be-

1 Das Konzept hat interessante historische Vorläufer, die schon in der Zeit der Merowinger und Karolinger zu finden waren. Die Entwicklung von Museumskoffern, die dem heutigen Verständnis entsprechen, geht zurück auf mobile Unterrichtseinheiten, die Anfang des 20. Jahrhunderts vom Deutschen Hygiene-Museum in Dresden entwickelt wurden (vgl. Gach 2005: 11-13). Auch viele Künstler setzten sich intensiv mit dem Kofferthema auseinander: Marcel Du-

deuten: Gegenstände aus privaten Sammlungen werden in »Museumskoffer« gepackt, um damit Besuche in Senioreneinrichtungen oder Privathaushalten zu machen. Der Inhalt der Koffer soll – abweichend vom Museumskonzept, bei dem der Bildungsaspekt im Vordergrund steht – vor allem dazu dienen, mit den Gastgeberinnen und Gastgebern ins (biografische) Gespräch zu kommen. Im Verlauf der Aufbauphase stellten die Projektleiterinnen fest, dass bereits seit einigen Jahren ein ähnliches Projekt in London existiert: Im Age-Exchange-Zentrum im Stadtteil Blackheath wurden Erinnerungskoffer zusammengestellt, die jedoch überwiegend für Ausstellungen oder Gruppenaktivitäten genutzt werden. Dieses Projekt versteht seine Tätigkeit ausdrücklich als »soziale Kulturarbeit« und weist in vielerlei Hinsicht Ähnlichkeiten zu »Kultur auf Rädern« auf (vgl. Osborn 1997: 7-8).

Zielgruppen

Bei der Realisierung des Projekts wurden zwei Zielgruppen in den Blick genommen:

- Alte und hochaltrige Menschen, die in ihrer Mobilität beeinträchtigt sind und nicht mehr oder nur mit hohem organisatorischen Aufwand in der Lage sind, kulturelle Einrichtungen zu besuchen,
- Menschen im nachberuflichen Leben oder nach der Familienphase, die sich bürgerschaftlich engagieren wollen.

Obwohl Alter nicht gleichbedeutend mit Pflegebedürftigkeit sein muss, ist festzustellen, dass besonders im sehr hohen Alter die Mobilität nachlässt und der allgemeine Aktionsradius kleiner wird, hiermit geht häufig auch eine Verringerung von Kontakten zu Freunden, Bekannten und Nachbarn einher. Im Falle von Pflegebedürftigkeit verschlechtert sich die Situation oft noch. Hierbei macht es nur wenig Unterschied, ob Menschen zu Hause oder in Einrichtungen gepflegt werden. Professionelle (ambulante oder stationäre) Pflegekräfte haben oft keine oder nur wenig Zeit für Gespräche, da nur rein pflegerische Maßnahmen von der Pflegeversicherung abgedeckt werden. Und pflegende Angehörige haben neben der Versorgung und Betreuung häufig noch andere familiäre Aufgaben zu erfüllen oder sind berufstätig und fühlen sich

champ, Oskar Schlemmer, Daniel Spoerri, Robert Rauschenberg u.v.m. Der Koffer symbolisiert in diesem Zusammenhang beispielsweise den Aufbruch der Avantgarde oder das Abschiednehmen vom herrschenden Geschmack, aber auch Beschränkung auf das Notwendigste oder Mobilität durch Miniaturisierung (vgl. Bien et al.1993: 53-59).

oft stark belastet.[2] Klassische Besuchsdienste, wie sie zum Beispiel in vielen Kirchengemeinden angeboten werden, können längst nicht mehr in dem Maße erbracht werden, wie es erforderlich wäre und werden daher häufig nur noch auf besondere Anlässe beschränkt. Dies geschieht erstens, weil der Bedarf stetig steigt und zweitens, weil immer weniger Aktive bereit sind, in dieser klassischen Form des Ehrenamtes tätig zu sein.

Viele »Junge Alte« fühlen sich für den »Ruhestand« noch nicht alt genug – insbesondere dann, wenn sie vorzeitig oder nicht freiwillig aus dem Berufsleben ausgeschieden sind. Sie sind auf der Suche nach neuen, möglichst zeitlich befristeten oder projektgebundenen Tätigkeitsfeldern für bürgerschaftliches Engagement. Darüber hinaus wünschen sie sich Kontakte zu Menschen mit gleichen Interessen sowie persönliche Weiterbildung und Begleitung für ihr freiwilliges Engagement. Dabei üben sie ihre Tätigkeit nicht allein aus altruistischen Motiven aus. Sie sehen – neben dem persönlichen (Lern-)Gewinn – ihre Mitarbeit als Möglichkeit der sozialen Vorsorge für das Leben im Alter. Viele von ihnen zeigen größtes Interesse an kulturellen Aktivitäten und suchen nach einer freiwilligen Tätigkeit im Überschneidungsbereich von Sozial- und Kulturarbeit. Hierbei ist es ihnen ein Anliegen, nur Tätigkeiten auszuüben, die hauptamtliche Arbeitsstellen nicht gefährden.

Grundsätze

Im Hinblick auf diese Aspekte des »Neuen Ehrenamtes« sollte das Projekt »Kultur auf Rädern« als Ergänzung zu den klassischen Besuchsdiensten konzipiert werden. Dabei orientiert es sich an den Prinzipien der Netzwerkarbeit, die die Interessen und Begabungen der Freiwilligen in den Vordergrund stellen (»Ich für mich«, »Ich mit anderen für mich«), bevor sich diese für ein Engagement (»Ich mit anderen für andere«) (vgl. Kade 1999) entscheiden. Das Projekt nimmt darüber hinaus in besonderem Maße den Aspekt der sozialen Vorsorge (»Andere mit anderen für mich«) in den Blick. Die mobilen Kulturangebote sind als einmalige Besuche konzipiert und kommen dem Wunsch der Freiwilligen entgegen, den zeitlichen Umfang ihres Engagements selbst festzulegen. Durch eine Vielzahl verschiedener Koffer und Kulturangebote kann dennoch dem (häufig geäußerten) Wunsch der besuchten Seniorinnen und Senioren nach weiteren Besuchen entsprochen und Kontinuität gewährleistet werden. Die Vermittlung der Besuche soll durch einen Telefondienst organisiert werden.

2 Insofern stellen pflegende Angehörige, die durch »Kultur auf Rädern« entlastet werden sollen, eine weitere Zielgruppe des Projektes dar.

Konzeption

Dem Prinzip der lernenden Organisation folgend wurde die Projekt-Konzeption gemeinsam mit einer Gruppe von Freiwilligen entwickelt. Die Idee, Gegenstände aus Privatsammlungen zu kleinen »Koffermuseen« zusammen zu stellen, wurde schon zu Beginn der Arbeit um Vorschläge wie »Theater und Oper im Wohnzimmer«, »50er-Jahre-Kaffeetafel« oder »Literatur im Koffer« erweitert. Aus dem Arbeitstitel »Museum im Koffer« wurde zunächst »Kultur im Koffer«, wobei Kultur auch in diesem Projekt im erweiterten Sinne verstanden wird. Kofferthemen aus dem Bereich der Alltagskultur (Spieldosenkoffer, Sprichwörter und Redensarten, Ansichtskarten im Wandel der Zeit etc.) stehen gleichberechtigt neben Themen der so genannten Hochkultur (Museumsbesuch im Sessel, Düsseldorfer Theatergeschichte, Heinrich-Heine, Mozart usw.). Das Projekt hatte zum Ziel, ein möglichst breites Spektrum von Kulturangeboten zusammenzustellen. Die Themen der Koffer ergaben sich aus den persönlichen Wünschen und Interessen der Freiwilligen, es wurden jedoch vor allem Themen berücksichtigt, die für die Biografiearbeit besonders geeignet schienen (z.B. Hebammenkoffer rund um die Themen Kinderkriegen und Kindererziehung, Kochen gestern und heute, Kulturgeschichte des Waschens). Schon Joseph Beuys stellte die besondere Bedeutung von Gegenständen als »Träger persönlicher Erinnerungen« heraus. (Richter 2000: 48). Bei der Zusammenstellung der Kofferinhalte wurden daher Gegenstände, Materialien oder Medien ausgewählt, die Erinnerungen bei vielen Menschen auslösen können. Am besten gelingt dies, wenn darüber hinaus möglichst alle Sinne angesprochen und an die Kompetenzen der Besuchten angeknüpft werden kann. Dort, wo es sich thematisch anbot, wurden Ideen für (Gruppen-)Aktivitäten entwickelt, die über ein biografisches Gespräch hinaus gingen (50er-Jahre-Kaffeetafel, mobile Puppenbühne, virtueller Museumsspaziergang auf der Insel Hombroich mit anschließendem typischen Frühstück). Die Zusammenstellung der Koffer ging erstaunlich schnell voran. Es sprach sich bald herum, dass Koffer und »Dinge des Lebens« gesucht wurden – verschiedene Presseartikel und ein Radiobericht steigerten die Bekanntheit des Projekts zusätzlich. Die Projektgruppe wurde mit Koffern und Erinnerungsstücke geradezu überhäuft. Einzelne Koffer waren mittlerweile so schwer, dass sie nur noch mit Hilfe eines Wagens transportiert werden konnten. Spätestens zu diesem Zeitpunkt kristallisierte sich der endgültige Name des Projektes heraus: Kultur auf Rädern. (Die Analogie zu »Essen auf Rädern« kam dabei nicht ganz ungelegen.)

Qualifizierung

Über die Themenfindung und Kofferzusammenstellung hinaus wurde ein an den Wünschen und Bedürfnissen der Teilnehmenden orientiertes Fortbildungskonzept entwickelt. Im ersten Schritt machten sich die Gruppenmitglieder zu Expertinnen und Experten der einzelnen Kofferthemen (Suche nach Gegenständen, Literaturrecherche, Museumsbesuche, Einladung von Fachleuten). Im zweiten Schritt wurden die Teilnehmenden auf die Besuche vorbereitet. Themen der Fortbildung waren:

- Lebenssituation älterer und alter Menschen: Wie leben alte Menschen? Wie viele leben in Privathaushalten oder Einrichtungen? Wie stellt sich ihre alltägliche Situation dar? Wie möchte ich selbst altern?
- Biografiearbeit: Welche Rolle spielen Lebenserinnerungen für das Alter? Wie gehen wir mit traurigen oder belastenden Erinnerungen um? Wie hängen Erinnerungsarbeit und Identitätserhaltung zusammen?
- Kommunikation: Wie beginne ich ein Gespräch? Wie beende ich ein Gespräch? Wie werden »offene Fragen« formuliert? Welche kritischen Situationen können bei einem Besuch auftreten und wie gehe ich damit um?
- Öffentlichkeitsarbeit und Präsentation: Wie mache ich das Gesamtprojekt bzw. mein eigenes Projekt in der Öffentlichkeit bekannt? Welche Formen von Öffentlichkeitsarbeit gibt es? Wie präsentiere ich meinen Koffer?

Innerhalb dieser Fortbildungsblöcke erhielten die Teilnehmenden außerdem die Möglichkeit, die Besuche in Rollenspielen einzuüben und zu erproben.

Realisierung

Nach Abschluss der Fortbildung fanden die ersten Besuche statt. Es erwies sich als sinnvoll, die ersten Koffer-Präsentationen in Senioreneinrichtungen in Anwesenheit und mit Unterstützung von hauptamtlichen Kräften zu organisieren. Hier konnten die Kulturangebote in kleinen Gruppen erprobt werden. Später – mit zunehmender Sicherheit bei der Präsentation – wurden auch Besuche in Privathaushalten durchgeführt. Hierbei erwies es sich als zweckmäßig, einen Hausnotruf- bzw. einen ambulanten Pflegedienst als Kooperationspartner zu gewinnen, um die Kontakte zwischen den Beteiligten herzustellen. Da »Kultur auf Rädern« in ein vernetztes System von Senioren- und Kultureinrichtungen eingebunden ist, können vorhandene Ressourcen genutzt werden, um das Projekt weiterzuentwickeln. Im Verlauf mehrerer Jahre konnte eine Vielzahl von freiwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für das Projekt gewonnen und qualifiziert werden. Sie sind – unterschiedlich häufig – regelmäßig im »Einsatz«. Einige sind seit den Anfängen dabei, andere sind

neu hinzugekommen, wieder andere haben sich aus dem Projekt verabschiedet. Die Besuchteams sind stadtteilnah organisiert, die Freiwilligen sind an unterschiedliche Standorte, z.B. Netzwerke oder Begegnungsstätten »angedockt«, damit sie in ihrer Tätigkeit Versicherungsschutz genießen. Sie werden von den dortigen hauptamtlichen Kräften begleitet und treffen in größeren zeitlichen Abständen zum Erfahrungsaustausch zusammen. Für die Koffervermittlung wurden verschiedene Modelle erprobt, für die Zukunft wünschen sich die Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter einen zentralen telefonischen Vermittlungsdienst.

Finanzierung

Das Projekt »Kultur auf Rädern« erhielt im Jahre 2004 ein Beratungsstipendium im bundesweiten start-social-Wettbewerb. Mit Hilfe einer Unternehmensberatung konnte dabei ein Finanzierungsmodell entwickelt werden, das sich inzwischen als tragfähig erwiesen hat. Die freiwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden für ihre Arbeit im Projekt nicht entlohnt, es muss jedoch gesichert sein, dass sie die ihnen entstehenden Kosten erstattet bekommen. Anschaffungs- und Betriebskosten für die Koffer und Kulturangebote werden aus Spendenmitteln gedeckt – auch ein Koffer-Sponsoren-Modell ist denkbar. Es wurde festgelegt, dass die Besuche für »Endnutzer« (Menschen in Privathaushalten sowie Bewohnerinnen und Bewohner eines Pflegeheims) kostenlos sind. Da Senioreneinrichtungen in der Regel über ein Budget für Veranstaltungen verfügen, wird für einen Besuch eine Pauschale erhoben. Diese ist so bemessen, dass auch Besuche in Privathaushalten finanziert werden können.

Weiterentwicklung

Die Idee der »aufsuchenden Seniorenarbeit« wurde von Mitarbeitern des Diakonischen Werks Rheinland aufgegriffen und für den Computer-Besuchsdienst »Mouse-Mobil« weiter entwickelt, der inzwischen in mehreren Kommunen NRWs aktiv ist.

Anfang 2006 wurde »Kultur auf Rädern« im Rahmen eines Austauschprogramms mit KulturKontaktAustria in Wien präsentiert. Bei einer Gruppe von haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden aus Wiener Museen und Pensionistenhäusern wurde die Idee mit Interesse aufgenommen, da es dort bereits ähnliche Ansätze mit mobilen Kulturangeboten gab. Das Wiener Konzept unterscheidet sich insofern von dem Düsseldorfer Programm als in Wien spe-

ziell ausgebildete freiberuflich tätige Kulturvermittlerinnen und -vermittler für die Schulung der Freiwilligen zur Verfügung stehen.

In Düsseldorf wird der Versuch unternommen, das Projekt »Kultur auf Rädern« an einzelne Museen anzubinden und an seinen Ursprungsort zurückzuführen. Da das Thema »soziale Verantwortung von Museen«[3] derzeit immer mehr in den Vordergrund rückt, trifft dieses Vorhaben auch auf das Interesse und die Unterstützung der Kolleginnen und Kollegen aus den Kultureinrichtungen. Aus Anlass einer Sonderausstellung im Düsseldorfer museum kunst palast über die Künstlergruppe ZERO, die in den 60-er Jahren aktiv war, erarbeiteten mehrere Arbeitsgruppen Koffer zu den Themen ZERO und »60-er Jahre«, die bei unterschiedlichen Keywork-Veranstaltungen erfolgreich zum Einsatz kamen. Diese positive Resonanz veranlasste die Aktiven, weitere Koffer zur ständigen Sammlung oder zu Sonderausstellungen zusammenzustellen. Das Museumsprojekt befindet sich noch in der Aufbauphase, das Potenzial wird jedoch bereits deutlich: Es zeichnet sich ein interessantes und attraktives Arbeitsfeld für bürgerschaftliches Engagement im Museum ab, das nicht in professionelle Arbeitsbereiche eingreift und keine hauptamtlichen Tätigkeitsbereiche gefährdet.

Literatur

Bien, Helmut M. et al. (Hg.) (1993): Alle Koffer fliegen hoch!: Von der Hartschale zum Weichgepäck; die Geschichte der Reisebegleiter, Berlin: Westermann.

Gach, Hans Joachim (2005): Geschichte auf Reisen. Historisches Lernen mit Museumskoffern, Schwalbach/Ts.: Wochenschau.

Kade, Sylvia (1999): Neue Lernformen in der Altersbildung. Deutsches Institut für Erwachsenenbildung. Unveröffentlichtes Manuskript, verteilt auf einer Tagung des Landesverbandes der Volkshochschulen und des Landesinstituts für Schule und Weiterbildung NRW in Soest.

Osborn, Caroline et al. (1997): Erinnern: eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen, Freiburg: Lambertus.

Richter, Petra (2000): Mit, neben, gegen. Die Schüler von Joseph Beuys, Düsseldorf: Richter.

3 In einem Artikel über die Neupositionierung der Museen in Großbritannien führt Richard Sandell, Dekan der Fakultät Museumsstudien an der Universität Leicester, aus, dass zu den traditionellen Aufgaben der Museen (Sammeln, Forschen, Bewahren, Vermitteln) auch die Übernahme von sozialer Verantwortung hinzu komme – eine Aufgabe, die inzwischen auch von politischer Seite verstärkt gefordert wird (vgl. Sandell 2004: 96-97).

Sandell, Richard (2004): »Museen, Galerien und die Bekämpfung der sozialen Ausgrenzung«. In: John, Hartmut/Thinesse-Demel, Jutta (Hg.), Lernort Museum – neu verortet! Bielefeld: transcript.

Partizipation und Vernetzung. Botschafterinnen und Botschafter für das museum kunst palast

SILVIA NEYSTERS

»Neues Ehrenamt« im Museum

Zu den Zielgruppenangeboten der Abteilung Bildung und Pädagogik des museum kunst palast gehört seit Herbst 2005 ein Keywork-Projekt für Menschen im nachberuflichen Leben, das in Kooperation mit Ute Frank und Karin Nell von der Düsseldorfer Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit entstanden ist. Als Kooperation zwischen einer sozialen Einrichtung und einem Kulturinstitut wurde es zunächst partnerschaftlich entwickelt und betreut. Nach der Auflösung der Projektwerkstatt im Sommer 2006 liegt die Verantwortung nun ganz bei den Teilnehmern und dem Museum.

Für beide kann Keywork ein Gewinn sein: Menschen, die sich für kulturelle und soziale Belange interessieren, werden für das Museum als Multiplikatoren tätig. Ihre Initiative kann eine hohe Eigendynamik entwickeln und so große, wechselnde Gruppen erreichen. Das ist für das Museum attraktiv. Es profitiert vom Engagement, dem in anderen Bereichen erworbenen fachlichen Wissen und der sozialen Kompetenz seiner freiwilligen Mitarbeiter. Als klassisches innerstädtisches Kulturinstitut wird es von den Keyworkern vielfältig mit deren eigenem Lebens- oder ehemaligen Berufsumfeld vernetzt und dabei auch auf die Stadtteile oder soziale Einrichtungen verwiesen. So erweitert sich scheinbar von selbst das Blickfeld. Andere – unter anderem interkulturelle – Sichtweisen ergeben sich: Eine gebürtige Italienerin möchte die italienischen Migranten einbeziehen. Der ehemalige Mitarbeiter einer Bank thematisiert die in Düsseldorf lebende japanische Bevölkerungsgruppe.

Die Keyworker ihrerseits profitieren von der kulturellen Kompetenz und der repräsentativen Wirkung eines großen Museums und Ausstellungshauses. Diese Bindung an das Institut wird durch Erfolgserlebnisse verstärkt, denn durch ihr Engagement erreichen Keyworker stets ein mehr oder weniger großes Publikum. Doch genau so entscheidend ist, dass die Tätigkeit selbst als »sinnvoll« empfunden wird und in der Gruppe neue soziale Kontakte entstehen.

Die Tradition des ehrenamtlichen Engagements ist aus den deutschen Museen nicht fortzudenken. Im museum kunst palast, dem ehemaligen Kunstmuseum Düsseldorf, gibt es seit 1983 bzw. 1990/91 zwei Arbeitskreise, die sich ehrenamtlich engagieren. Doch die Bereitschaft zu bürgerschaftlichem Engagement hat sich in den vergangenen Jahren verändert. Ehrenamtliche bieten verstärkt projektgebundene Mithilfe an und möchten sich oft nicht langfristig an eine Institution binden. Aufgaben sollen variabel strukturiert sein. Biographische »Schnittstellen«, d.h. die Koppelung freiwilliger Tätigkeit an eigene Erfahrungen und Fähigkeiten werden ebenso wie sichtbare und zurechenbare Ergebnisse zunehmend wichtiger. Außerdem soll das »Neue Ehrenamt« Raum zur Selbstentfaltung, für Geselligkeit und soziale Kontakte lassen. All diesen Anforderungen scheint Keywork in hohem Maße zu genügen (vgl. Meynert 1999; Eule 2004).

Ziele

Kulturelle Partizipation ist ein Leitmotiv des Projektes, das auch um die Frage kreist, wie man Laien einen Gestaltungsspielraum in der Institution Museum eröffnen kann. Die Museumspädagogik hat in den vergangenen Jahren für Kinder und Jugendliche zahlreiche Modelle aktiver Teilhabe entwickelt. Kinder und Jugendliche haben sich im museum kunst palast das Programm für einen Tag der offenen Tür ausgedacht und es auch selbst umgesetzt, eigene Ausstellungen entwickelt oder in Kooperation mit weiteren Kulturinstituten Inszenierungen erarbeitet. Eine Gruppe von Studenten der Heinrich-Heine-Universität übernimmt in Zusammenarbeit mit den Museumspädagogen die Gesamtkonzeption für eine Junge Nacht von der ersten Idee über das Marketing bis hin zur Durchführung der Veranstaltung.

Bei den Angeboten für Erwachsene war die Museumspädagogik weniger mutig, diese wurden auf den traditionellen Bereich der Führungen, Kurse und Seminare verwiesen. Doch das klassische Bildungsbürgertum, zu dem viele Stammbesucher des Museums gehören, wird eine immer inhomogenere Gruppe. Für das Museum ist es wichtig, kulturelle Angebote für sein sich veränderndes Publikum zu entwickeln. Hinzu kommt, Freizeitforscher prognostizieren das Ende des erlebnisorientierten Kulturkonsums und die Entstehung

einer »Sinngesellschaft« (vgl. Hippe/Sievers 2006: 93). Auch vor diesem Hintergrund werden Möglichkeiten aktiver Teilhabe wichtiger. Sie entstehen unter anderem durch Keywork. Im museum kunst palast ist Keywork ein Experimentierfeld, ein offenes Projekt mit ungewissem Ausgang aber einem großen Potential. Darin liegt seine Chance und seine Schwierigkeit. Die Frage, was genau getan werden soll, klärt sich erst in der gemeinsamen Arbeit durch Versuch und Irrtum, Aktionen und Diskussionen.

Auf die Möglichkeit aktiver Teilhabe und den Mut zum Experiment haben sich alle Beteiligten im Vorfeld ebenso verständigt wie auf einige andere Zielsetzungen: Die Keyworker des museum kunst palast wollen Einzelpersonen und Gruppen zum Besuch des Museums anregen. Dies kann auf vielfältige Weise geschehen, z.B. indem man über das Museum informiert oder durch besondere Maßnahmen den Zugang erleichtert. So gehört von Anfang an die Ansprache und Einbeziehung benachteiligter Gruppen zu ihren selbst gesteckten Zielen.

Durch ihren Wunsch, Menschen den Zugang zum Museum zu eröffnen, leisten die Keyworker einen kleinen Beitrag zu einer nach wie vor großen kulturpolitischen Herausforderung: ⅔ bis ¾ aller Besucher in Kunstmuseen haben die Hochschulreife und der Arbeiteranteil liegt bei Quoten um 5 %, stellte Hans-Joachim Klein, einer der Pioniere der Besucherforschung in Deutschland 1985 fest. Schon damals wies er darauf hin, dass der Anteil in Deutschland lebender, nicht-akademischer Ausländer fast überall verschwindend gering sei, obwohl die Integrationschancen der Museen als »Kulturbrücken« genutzt werden könnten. (Klein 1985: 147ff) Trotz des Kulturbooms der 80er/90er Jahre den Hilmar Hofmann 1979 in seinem programmatischen Buch »Kultur für alle« prognostizierten hatte, besserer Rahmenbedingungen sowie vielfältiger Initiativen im Bereich der Museumspädagogik und des Marketings hat sich an den von Klein beschriebenen Ausgrenzungsproblematiken bis heute nichts Grundlegendes geändert. »Der Besuch eines Kunstmuseum kann als ein Akt der sozialen ›Distinktion‹ verstanden werden«, fasste etwa 10 Jahre später Volker Kirchberg die Ergebnisse seiner Besucherbefragung zusammen. (Kirchberg 1996: 158) In einem Vortrag auf dem Deutschen Museumstag in Leipzig im Mai 2006 über die »Auswirkungen des demografischen Wandels auf die Arbeit der deutschen Museen« hat Reiner Klingholz unter anderem diese Besucherstruktur als aktuelles und sich möglicherweise weiter zuspitzendes Krisenszenarium beschrieben. Wie kann man Menschen erreichen, die in keiner Weise auf einen Museumsbesuch vorbereitet sind? Können Keyworker als Mittler tätig werden und dem Museum vielleicht sogar dabei helfen, andere kulturelle Milieus zu verstehen? Als das Centre-Georges-Pompidou 1977 eröffnet wurde, wandte man sich bewusst an Schlüsselpersonen und Institutionen außerhalb der Museumswelt wie Gewerkschaften, Büchereien, Sportstadien und Jugendzentren, um sie als »Korrespondenten«,

d.h. Multiplikatoren zu gewinnen. Als Gegenleistung lernten diese sich untereinander kennen, wurden mit dem Kulturinstitut vertraut gemacht und entsprechenden Materialien versorgt. (Fourteau 2004: 87f)

Die Bevölkerungsgruppe, die in relativen Zahlen am stärksten wächst, ist die der älteren Menschen. Das Museum möchte durch das Keywork-Projekt auch eine größere Sensibilität für die Bedürfnisse der Generation 55+ entwickeln und in dieser Gruppe Besucherbindungen herstellen bzw. neue Besucher gewinnen. Neuere Untersuchungen zur Zeitverwendung bestätigen die Annahme, dass das Alter eine wichtige Einflussgröße für den Museumsbesuch ist. Museumsbesuche älterer Menschen scheinen zuzunehmen. (vgl. Hippe/Sievers 2006: 49ff) Schon heute liegt der Anteil der Museumsbesuche von 50- bis 74-Jährigen über dem der Gesamtbevölkerung berichtet auch Michael Pries von der BAT-Freizeitforschung in seinem Vortrag »Leben zwischen Muss und Muße – Trends und Entwicklungen in einer älter werdenden Gesellschaft« auf der Tagung »Kultur und Alter« in Bielefeld (23.11.2006). Erst bei den über 80-Jährigen fällt er auf 11,1 % zurück. Schließlich spielte unter umgekehrten Vorzeichen auch der Geschlechteraspekt eine Rolle: Die Initiative zur Wahrnehmung von Kulturangeboten geht häufig von Frauen aus. Kunstmuseen werden von Männern generell seltener besucht als von Frauen. Bei der Wahrnehmung museumspädagogischer Angebote im museum kunst palast wie Kursen und Seminaren aber auch im Bereich des traditionellen Ehrenamtes sind Männer sichtbar unterrepräsentiert. Umso wünschenswerter ist ihre Beteiligung im Rahmen des Keywork-Projektes.

Projektverlauf

Im Herbst 2005 wurde von der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit und dem museum kunst palast gemeinsam eine Stellenausschreibung verfasst und an Privatpersonen sowie die Lokalpresse verschickt.

Wir suchen:
- Männer und Frauen mit Lebens- und Berufserfahrung, Experimentierfreude und Begeisterung für Projektarbeit

Wir bieten:
- Ein interessantes, vielseitiges Aufgabenfeld im Überschneidungsbereich von kultureller und sozialer Arbeit
- Einblick in die Arbeit eines großen Museums und Ausstellungshauses

Wir erwarten:
- Interesse an Kunst- und Kultur
- Bereitschaft zur Begegnung mit verschiedenen Generationen und Kulturen

Das Interesse war überraschend groß. Als Reaktion auf die Berichterstattung in den Tageszeitungen haben sich gut 60 Interessenten gemeldet, insgesamt waren es mehr als 80. Alle sind zu einem Seminar in das museum kunst palast eingeladen worden. In den Einführungsveranstaltungen wurden nicht nur der Arbeitsansatz und das Museum vorgestellt, sondern auch erste Ideen für Projekte entwickelt.

Inzwischen treffen sich die Keyworker des museum kunst palast regelmäßig einmal pro Monat, um ihre Aktivitäten untereinander abzustimmen und sich über die Ausstellungen und Programme des Museums zu informieren. Es hat sich eine offene Kerngruppe von etwa 25 Personen herausgebildet. Manchmal werden Freunde mitgebracht oder neue Interessenten. Es gibt gute Kontakte zu anderen Initiativen und Netzwerken. Einige Keyworker pendeln zwischen dem Museum und dem Jungen Theater. Ihr Engagement ist weniger von den Kunstsparten und Institutionen als von den Projektideen abhängig. Das scheint im Trend zu liegen. Die neue Generation der Senioren, entwickelt kulturelle Präferenzen, die durch Grenzüberschreitungen und Wechsel der Genres gekennzeichnet sind. (Hippe/Sievers 2006: 91)

Im museum kunst palast gibt es mehrere kleine Arbeitsgruppen, die sich mit unterschiedlichen Themen befassen. So wurden zwei Abendveranstaltungen in der Zentralbibliothek organisiert, in deren Mittelpunkt jeweils eine große Wechselausstellung des Museums stand. Neben Kurzvorträgen einer Lesung oder einem Film, blieb auch Zeit für Gespräche und ein Glas Wein. Die Keyworker haben den Kontakt zur Bibliothek hergestellt, sie kümmern sich um die Raumdekoration und legen Musik auf. Außerdem verteilen sie im Vorfeld die Einladungen. Beide Veranstaltungen waren mit 153 bzw. 190 Personen sehr gut besucht. Hinzu kommt, durch die Kooperation erreichen beide Institute ein neues Publikum.

Regelmäßig sprechen die freiwilligen Mitarbeiter des Museums Vereine, Verbände und Seniorennetzwerke an, vorzugsweise Organisationen, in denen sie selbst Mitglied sind oder lange aktive Mitglieder waren. Aber sie haben auch bei ihren Ärzten nachgefragt, ob in deren Wartezimmern die Programme des museum kunst palast ausgelegt werden dürfen und sind damit auf eine sehr positive Resonanz gestoßen. Einige Keyworker entwickeln Marketing-Ideen für das Museum wie spezielle Angebote für die in Düsseldorf lebenden Japaner oder ein Kunstmenü für Agenturen und mittelständische Betriebe. Andere Projekte haben dagegen eine klare soziale Ausrichtung. So soll es im nächsten Jahr einen Museumskoffer geben, der für den Besuch in Kindergärten, Grundschulen, Krankenhäusern und Begegnungsstätten gedacht ist. Außerdem wurde von zwei Keyworkerinnen eine Kooperation mit dem Rather Modell und den Berufsbildungsstätten der AWO initiiert. Das Rather Modell betreut Schulverweigerer. Die Berufsbildungsstätten bereiten Jugendliche, die keine Lehrstelle bekommen haben, auf eine Ausbildung vor. Mit

den beiden Einrichtungen ist eine Ausstellung im Museum geplant, die von den Jugendlichen selbst konzipieren und gebaut wird. Wie das funktionieren kann wurde in diesem Jahr – in kleinerem Rahmen – schon ausprobiert. Seitens unserer Partner in den Sozialeinrichtungen gibt es große Begeisterung für aber auch erhebliche Vorbehalte gegen das Projekt. Nicht alle sind davon überzeugt, dass die Auseinandersetzung mit Kunst für ihre Schüler eine nachhaltige Erfahrung und Kompetenzerweiterung sein kann. Umso wichtiger sind glaubhafte und engagierte Fürsprecher.

Nicht zuletzt sind durch das Keywork-Projekt vielfältige Kontakte entstanden: zu den Seniorennetzwerken aber auch zur Fachhochschule und zu einem Stadtteilatelier, in dem man unter Anleitung einer Künstlerin selbst kreativ arbeiten und sich zugleich über die Angebote des Museums informieren kann.

Rahmenbedingungen

Das Keywork-Projekt hat in Düsseldorf besonders gute Rahmenbedingungen. In der Stadt ist in den vergangenen Jahren bei der Öffnung von Kultangeboten für Senioren Grundlagenarbeit geleistet worden.

Doch inzwischen sind Senioren von vielen deutschen Kulturinstituten als eine attraktive Zielgruppe ausgemacht worden. Wenn über die Zukunft der Museen geredet wird, wie im Mai 2006 auf dem Deutschen Museumstag in Leipzig, dann ist auch die Auswirkung des demografischen Wandels auf die Arbeit der Museen ein wichtiges Thema. Es besteht die Hoffnung, dass die Nachfrage nach kulturellen Angeboten trotz insgesamt sinkender Bevölkerungszahlen steigt, weil die sogenannten »Best Ager« vergleichsweise hohe kulturelle Ansprüche haben. Der Begriff stammt aus der Werbe- und Konsumgüterindustrie. Er bezeichnet die Gruppe der gut ausgebildeten und relativ wohlhabenden Ruheständler. Viele Museen bieten inzwischen spezielle Programme für Senioren an, bislang in der Regel Führungen bzw. Kunstgespräche, die um einen geselligen Aspekt wie ein gemeinsames Kaffeetrinken erweitert werden. So hat auch das museum kunst palast 2002 auf besonderen Wunsch und nach Rücksprache mit Mitgliedern der Düsseldorfer Seniorennetzwerke zunächst ein Kursangebot für die Generation 55+ eingerichtet.

Ausschlaggebend für das Keywork-Projekt waren aber weniger demografische Aspekte als eine andere Überlegung: Im November 2004 fand in Köln eine Tagung des Rheinischen Archiv- und Museumsamtes statt: »Museen neu denken! Tragfähige Ansätze & perspektivische Konzepte«. Sie beschäftigte sich mit der Frage, ob die kunst- und kulturgeschichtlichen Museen auf den gesellschaftlichen Wandel reagieren und wie sie ihre gesellschaftliche Akzeptanz steigern können. Dabei richtete sich der Blick auf Europa und insbeson-

dere auf die britische Museumsentwicklung. In Großbritannien bringen die Museen ihre kulturelle Kompetenz stärker als in Deutschland in die Sozial- und Bildungspolitik ein. Seit etwa 10 Jahren ist dort die Zusage von Geldern häufig an die Wahrnehmung dieser Aufgaben gebunden. Inzwischen initiieren Museen in Großbritannien mit großer Selbstverständlichkeit Kunstprojekte, die auch soziale Aspekte haben.

Nach der Tagung habe ich gezielt einen Kooperationspartner im sozialen Bereich gesucht und das Projektbüro für innovative Seniorenarbeit gefunden. Als Modelleinrichtung war es Teil eines großen Netzwerkes. So wurde das Keywork-Projekt des museum kunst palast von Anfang an in die aktuelle kulturpolitische Diskussion über soziales Engagement, Altersrollen und Partizipation eingebunden.

Literatur

Eule, Cordula (2004): »Überlegungen zum Ehrenamt am Museum«, Museumskunde 69/1, S. 77-80.

Fourteau, Claude (2004): »Ein Museumspublikum aufbauen«, In: Hartmut John/Jutta Thinesse-Demel (Hg.), Lernort Museum – neu verortet. Ressourcen für soziale Integration und individuelle Entwicklung. Ein europäisches Praxishandbuch, Publikationen der Abteilung Museumsberatung Nr. 21, Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Archiv- und Museumsamt, Bielefeld: transcript Verlag, S. 83-89.

Hippe, Wolfgang/Sievers, Norbert (2006): Kultur und Alter. Kulturangebote im demografischen Wandel, Kulturhandbücher NRW 11, Essen: Klartext Verlag.

Kirchberg, Volker (1996): »Besucher und Nichtbesucher von Museen in Deutschland«, Museumskunde 61/2, S. 151-162.

Klein, Hans-Joachim (1985): »Museumsbesuch und Erlebnisinteresse. Besucherforschung zwischen Kultursoziologie und Marketing«, Museumskunde 50/3, S. 143-156.

Meynert, Joachim (1999): »Freiwilligen-Arbeit und ›Neues Ehrenamt‹ im Handlungsspektrum kommunaler Kulturpolitik«, Museumskunde 64/1, S. 111-116.

Kunstschule WERKSETZEN – Das erste Keywork-Atelier in Düsseldorf

USCHA URBAINSKI

Anfang des Jahres 2006 habe ich in Kooperation mit dem Düsseldorfer museum kunst palast, der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit des Evangelischen Erwachsenenbildungswerkes Nordrhein e.V. (im Folgenden EEB) und dem Projekt-Netzwerk start³ das erste Keywork-Atelier eröffnet. Als Leiterin und Inhaberin der Düsseldorfer Kunstschule WERKSETZEN konnte ich die benötigen Räumlichkeiten und die fachliche Begleitung bieten.

Meine Motivation: Ich wollte mir einen Zugang zum Stadtteil und dem Stadtteil Zugang zu meiner Arbeit verschaffen. Mir war es wichtig, aus der anonymen Werkschaffung herauszukommen und das kulturelle Leben im Stadtteil mitzugestalten und zu bereichern. Gleichzeitig wollte ich – meinen Fähigkeiten entsprechend – eine größere materielle Sicherheit finden.

Ziele des Keywork-Ateliers

Das Keywork-Atelier soll – gleichsam als kleiner Satellit – in enger Zusammenarbeit mit größeren Kultureinrichtungen als generationsübergreifender Begegnungs- und Lernort zur kulturellen und sozialen Aufwertung des Stadtteils beitragen. Hier können sich alle Generationen zu kreativen Aktionen zusammenfinden. Hier können sie sich über das kulturelle Angebot in ihrer Stadt informieren, sich über gemeinsame Themen und Interessengebiete austauschen. Die großen Kulturinstitute geben Einblicke und Informationen zu ihrem eigenen Programm. Das Keywork-Atelier wird zum Treffpunkt, zum Ausgangspunkt für die Realisierung der von den Keyworkern gesetzten Ziele. Hier wird ihnen das Handwerkszeug vermittelt, Inhalte in eine Form zu bringen, schöpferische Ideen umzusetzen. Das Keywork-Atelier wird darüber hi-

naus zum Ort, an dem die Freude an der kreativen Arbeit erlebt wird. Die gemeinsame Arbeit lässt Freundschaften und soziale Bezüge entstehen, ein »Engagement auf gleicher Augenhöhe« hat sich etabliert. Das Keywork-Atelier kennt keine hierarchischen Strukturen, Generationskonflikte finden hier keinen Raum; ein Ort des wirklichen Miteinanders entsteht.

In Düsseldorf wirken sozial und kulturell engagierte Seniorinnen und Senioren als Vermittler oder Kulturbotschafter zwischen den Kulturinstituten und den Lebensräumen der Menschen im Stadtteil. Sie wollen bei Menschen aller Altersgruppen ein Interesse für soziale und kulturelle Themen wecken. Die Keyworker wollen Türen öffnen und Begegnungen ermöglichen. Vor allem Kindern und Jugendlichen aus benachteiligten Lebenssituationen wollen sie Zugänge zu Kunst und Kultur verschaffen, nicht zuletzt um vor dem Hintergrund der aktuellen Bildungsdiskussion einen aktiven Beitrag zu leisten. Alten Menschen soll durch das Engagement der Keyworker die Teilnahme am sozialen und kulturellen Leben bis ins hohe Alter ermöglicht werden. Sie verstehen ihr Engagement aber nicht als selbstloses Tätigsein für andere, sondern als aktiven Beitrag zum Erhalt des Generationsvertrages und als Chance zur eigenen sozialen Vorsorge für das Leben im Alter.

Foto: Uscha Urbainski

Angebote im Keywork-Atelier

Regelmäßig wird das Atelier von Keyworkern aus dem Stadtteil genutzt, um hier die eigenen künstlerischen Potentiale zu entwickeln und mit anderen zusammen zu arbeiten, gemeinsame Projekte auf den Weg zu bringen und gemeinsame Werke zu schaffen. Darüber hinaus finden Workshops statt, bei denen eingeladene Künstler und Künstlerinnen mit ihrem reichen Erfahrungsschatz in der Umsetzung von Ideen, der Materialbeschaffung und deren Handhabung zur Verfügung stehen. Die Erfahrungen, die hier gemacht werden, können von den Keyworkern weiter gegeben werden.

Die Keyworker verfügen über ein breites Wissen und eine Vielzahl von Fertigkeiten im Kunstbereich. Deshalb sind sie in der Lage, einen bedeutenden Beitrag zur Umsetzung von Kunstprojekten zu leisten. So konnten die Keyworker und die Kunstschule WERKSETZEN in Zusammenarbeit mit dem Planungsamt der Stadt Düsseldorf das große PLATZDA! – Projekt »Der Zoo lebt!« durchführen. Darüber hinaus begleiten sie Künstlerinnen und Künstler der Kunstschule WERKSETZEN in Düsseldorfer Schulen: Im Rahmen der Initiative »Künstler an den Schulen« des Kultur- und Schulamtes werden mit Kindern und Jugendlichen Kunstprojekte realisiert. Künstlerinnen und Künstler und Künstlerinnen, Keyworker und Kinder profitieren von dieser generationsübergreifenden Arbeit: Sie ist ein aktiver Beitrag zum Erhalt des Generationsvertrages.

Durch die Kooperation mit dem Stadtplanungsamt, dem museum kunst palast, dem EEB und start³ konnten entsprechende Rahmenbedingungen geschaffen werden: verlässliche Strukturen, weite Gestaltungsräume und Partizipationsmöglichkeiten. Ideen zur Bereicherung des kulturellen Lebens, die aus der gemeinsamen Arbeit im Keywork-Atelier entstehen, können von den entsprechenden Institutionen aufgegriffen werden.

Keywork im Stadtteil

Das Modellprojekt »Nachbarschaft, Kunst und soziale Verantwortung« der Kunstschule WERKSETZEN fand in Kooperation mit dem Stadtplanungsamt Düsseldorf, dem EEB und der Initiative start3 statt. Aus dem Modellprojekt »Nachbarschaft, Kunst und soziale Verantwortung« entwickelte sich das Projekt »PLATZDA! im Zoo(viertel)«. Aus dem PLATZDA! Sommerprogramm im Jahr 2005 entstanden die ersten Kontakte für die weitere Zusammenarbeit. Haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus unterschiedlichen Feldern der sozialen und kulturellen Arbeit hatten sich bei der Auswertung der PLATZDA!-Projekte des Vorjahres dazu entschlossen, die als ausgesprochen erfolgreich erlebte Zusammenarbeit bei der Aktion »PLATZDA! im

Zoo(viertel)« fortzusetzen und in das Keywork-Programm mit einzubinden. Dabei war es allen Beteiligten nicht nur ein großes Anliegen, die Nachhaltigkeit von Selbsthilfeprojekten zu sichern, sondern weiterhin durch gemeinsame Aktionen Akzente für neue Formen des Miteinanders der Generationen und Kulturen zu setzen und dem Leben im Stadtteil durch innovative Projekte eine neue Qualität zu geben.

Der Zoo lebt! – Die Wiedereröffnung des Düsseldorfer Zoos

1876 wurde in Düsseldorf ein zoologischer Garten eröffnet. Dieser beherbergte viele Tiere aus fremden Ländern und war eine Attraktion über die Stadtgrenzen hinaus. Im Jahre 1943 wurde der Tierpark bei einem Bombenangriff völlig zerstört. Der heutige Zoopark ist weiterhin sehr beliebt und ein Treffpunkt vieler Bürgerinnen und Bürger. 2006 wäre der Zoo 130 Jahre alt geworden. Das war für uns Anlass, den ehemaligen Zoologischen Garten mit Tierskulpturen wieder lebendig werden zu lassen. Für ein Wochenende im August wurde der gesamte Park zum Mittelpunkt für nachbarschaftliches Miteinander, für viele aufregende und anregende Kunst- und Kulturaktionen.

Gewinnung von Mitstreitern und Training der Keyworker für das Zoopark-Projekt

Das Projekt setzte auf die Beteiligung von Schulen, Kindergärten, Jugendeinrichtungen, Bürgerinnen und Bürgern aus dem Stadtteil. Um diese anzusprechen, brachten Schüler der Kunstschule WERKSETZEN selbst gemalte Plakate im Stadtteil an und warben für ein Mitmachen beim Bau von Tierskulpturen. In den Tageszeitungen erschienen Artikel, die über das Zoopark-Projekt informierten und zur Beteiligung aufriefen. In den umliegenden Geschäften und Einrichtungen wurden Flyer ausgelegt und ich stellte das PLATZDA!-Projekt in einer öffentlichen Sitzung der Bezirksvertretung vor, um weitere Mitstreiterinnen und Mitstreiter sowie Sponsoren zu gewinnen. Interessierte, die sich daraufhin meldeten, wurden zu einem Treffen in die Kunstschule eingeladen. Ideen zur Gestaltung des Aktionswochenendes und zum Bau von Tierplastiken wurden gesammelt und besprochen. Die Keyworker sollten die Interessenten bei der Umsetzung aktiv begleiten. Für diese aktive Begleitung wurden die Keyworker auf die vielfältigen Aufgaben und künstlerische Anforderungen in Workshops vorbereitet. Neben der konzeptionellen Vermittlung wurde der Bau von Tierskulpturen geübt. Schwerpunkte der Vorbereitung waren auch: Materialbeschaffung, Werkzeugkunde, Erstel-

lung eines Ideenkatalogs und (Weiter-)Vermittlung der künstlerischen Techniken. Mit Hilfe der Keyworker entstanden über 70 Plastiken, die am Aktionswochenende den Park in einen zoologischen Garten der besonderen Art verwandelten.

Ich möchte an dieser Stelle einige Programmpunkte aufführen, die verdeutlichen, was durch das nachbarschaftliche Engagement und die Hilfe der Keyworker an Angeboten für alle Alterstufen zustande kam:

- Historische Führungen durch den ehemaligen Zoo (Geschichtswerkstatt),
- Mitmachtheater für Kinder (Theatergruppe »Zebrastreifen«),
- Malaktion auf grüner Wiese (Tim Eiag und Manfred Hövel, Künstler),
- Obstpflücken am Elefantenbaum,
- Tiergesichter schminken (Werbegemeinschaft Zooviertel),
- Konzerte (»Pindakaas Saxophonquartett«, »Tastronauten«),
- Kriminacht mit Mischa Bach und Horst Eckert ,
- Kinderlesung mit dem Direktor des Münchner Zoos Hellabrunn Prof. Henning Wiesner (Kultursalon Düsseldorf),
- Mitmach-Abendessen und vieles mehr…

Zusammenarbeit mit den Keyworkern

Am Aktionswochenende halfen die Keyworker beim Aufbau der Tierskulpturen und der Einrichtung der Aktivflächen tatkräftig mit. Sie waren Ansprechpersonen für Fragen der Besucherinnen und Besucher und führten ein eigenes Kunstangebot für Kinder an diesem Wochenende durch. Überall wo Hilfe und Vermittlung vonnöten war, unterstützten sie die professionellen Künstlerinnen und Künstler sowie die anderen Akteure der Veranstaltung. Großes Engagement zeigten sie auch bei der Versteigerung der Skulpturen am Ende der Veranstaltung. Der Erlös kam der Brennpunktschule Fritz-Henkel für das Projekt »Schulspeisung in Düsseldorf« des Vereins Sterntaler zugute. Die Freude und Offenheit, die die Keyworker ausstrahlten, bestimmte die Atmosphäre. Mehr als 2000 Besucher freuten sich über diese Kunstaktion. Eine gelungene Zusammenarbeit, geprägt von freundschaftlichem Miteinander und Tatkraft. Die Übernahme dieser vielfältigen Aufgaben, das künstlerische und soziale Engagement der Keyworker, haben die gute Durchführung und den großen Erfolg dieser Aktion ermöglicht.

Keyworker als Kunstvermittlerinnen und Kunstvermittler

Auf eine Annonce des museum kunst palast und des EEB meldeten sich sehr viele Menschen aus dem nachberuflichen Leben, die sich für ein Engagement als Keyworker interessierten und bereit waren, das Aufgabenfeld von Keyworkern gemeinsam zu entwickeln. Für einige dieser Interessenten entwickelte ich ein speziell auf die Bedürfnisse des Keywork-Programms zugeschnittenes Qualifizierungsprogramm. Beraten und begleitet wurde das Vorhaben von Mitarbeiterinnen der pädagogischen Abteilung des museum kunst palast und der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit sowie von Freiwilligen aus dem Düsseldorfer Projekt-Netzwerk start³. Studentinnen und Studenten der Fachhochschule Düsseldorf (Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften) unterstützten das Projekt.

Museumsarbeit mit Keyworkern

Die Keyworker wollen als Kulturbotschafter die Themen der Museen zu Menschen bringen, die nicht (mehr) in der Lage sind, Ausstellungen zu besuchen. Das Auftaktthema für die Qualifizierung zum Kulturbotschafter war die geplante Ausstellung »ZERO« des museum kunst palast. Das Keywork-Atelier ist der Ort, in dem diese Kunstthemen vermittelt werden können.

Die Ausstellung »ZERO« im museum kunst palast

ZERO war eine 1958 in Düsseldorf von den Bildhauern und Malern Otto Piene und Heinz Mack gegründete Künstlergruppe. 1962 stieß Günter Uecker zum Kern der Gruppe. Wesentliche Impulse erhielt ZERO von Yves Klein, Lucio Fontana und Jean Tinguely. Zum weiteren Kreis gehörten auch noch die späteren Professoren an der Kunstakademie Düsseldorf, Gotthard Graubner und Christian Megert. ZERO war jedoch weniger eine Gruppe als eine Bewegung, die international bekannt wurde und ihre Spuren im Düsseldorfer Kunstleben hinterließ.

Kennzeichnend für ZERO war die puristische Dominanz von Weiß, in der Schaffung von »Ambientes« kulminierend, in denen künstliches Licht konstituierender Teile wurden. Materialien wie Aluminium, Nägel und Glas, Feuer, Gold und monochromes Blau – das sich sozusagen im Material entmaterialisiert – wurden zu Strukturen herangezogen, ohne dass ihnen eine genau bestimmbare Gestalt gegeben wurde. Farbe und Licht sollten in Bildern, Objekten usw. zur reinen, eigenwertigen Erscheinung gebracht werden. In der Mo-

dulation des Lichts wurden Phänomene von Raum, Zeit und Bewegung in das Kunstwerk integriert. Hierin und in der puristischen Strenge der Bilder und Objekte offenbart sich deutlich die Tendenz zu einem neuen meditativen Grundcharakter der Kunst: das Kunstwerk als »Moderne Ikone« (Lexikon der Kunst 1998: 332).

ZERO war ein hoch interessantes Thema für die Keyworker: Viele von ihnen verbrachten ihre Kindheit und Jugend in Düsseldorf und sind Zeitzeugen dieser Bewegung gewesen. Sie konnten sich an Aktionen erinnern und sind bzw. waren mit ZERO Künstlerinnen und Künstler persönlich bekannt. Einige besitzen selbst ZERO-Arbeiten.

Eröffnung des Keywork-Ateliers in der Kunstschule WERSETZEN

Den Auftakt für das Keywork-Projekt in der Kunstschule WERKSETZEN bildete ein festlicher Abend ganz im Zeichen von ZERO. Bei diesem Anlass konnten sich die Gäste sowohl über das Thema ZERO als auch über das Thema »Keywork« informieren. An konkreten Beispielen wurde (auf-)gezeigt, was unter einem Keywork-Atelier zu verstehen ist und welche Aufgaben Keyworker in ihrer Rolle als Kulturvermittlerinnen und Kulturvermittler übernehmen können und wollen. Studentinnen und Studenten der Fachhochschule Düsseldorf stellten bei der Eröffnung des ersten Keywork-Ateliers Raumobjekte aus, die auf das Kunstverständnis der 60-ger Jahre verwiesen. Diese Objekte hatten sie gemeinsam mit den Keyworkern im Vorfeld der Aktion erstellt. Die Studierenden kümmerten sich auch um Musik aus den späten 50er und frühen 60er Jahren und sorgten für ein zum Thema ZERO passendes Kaltes Büffet.

Zur Vertiefung des Themas »ZERO-Kunst« wurde ein Film aus dem Besitz des museum kunst palast über die Künstlergruppe ZERO gezeigt. Die anschließende Diskussion erleichterte den Zugang zum Kunstverständnis der Künstlergruppe ZERO. Im Anschluss wurden erste Ideen entwickelt für die praktische, künstlerische Erarbeitung der Thematik in den zwei folgenden Wochenend-Workshops.

»Keine Experimente?!« – Zwei Workshops zum Thema ZERO

Zeitnah zur Eröffnung des Keywork-Ateliers wurden zwei Workshops angeboten, die den Keyworkern Einblicke in die Arbeitsweise und Techniken der

ZERO-Künstlerinnen und Künstler vermitteln sollten. Durch die praktische Annäherung an die spezielle Kunstthematik der Künstlergruppe ZERO, vertiefte sich bei den Workshop-Teilnehmerinnen und -Teilnehmern das Verständnis für diese Kunstrichtung. In beiden Workshops wurden handwerkliche und kreative Fähigkeiten gefordert und gefördert. Die Aufgabenstellung wurde an beiden Wochenenden von denselben Regeln geprägt: Keine erzählerischen Arbeiten! Keine bestimmbare Gestalt! Oberflächenstrukturen schaffen, durch die Licht und Schatten den Arbeiten Raum und Bewegung geben! Das Arbeitsmaterial war stark eingeschränkt. Beim ersten Workshop standen nur weißes Papier und Leim zu Verfügung, beim zweiten Wirkshop nur Blech und Nägel. Das stellte hohe Anforderungen an die Kreativität der Gruppen. Erst nach einer ausgedehnten experimentellen Phase verbunden mit einem intensiven Erfahrungsaustausch war eine an eine zielgerichtete Werkschaffung zu denken. Im Schaffensprozess wurden die entstehenden Arbeiten von allen betrachtet und besprochen. Erst nach den Workshops besuchten wir gemeinsam die ZERO-Ausstellung, die Keyworker sollten von den Werken unbeeinflusst arbeiten.

Ausstellung der Arbeiten

Im Laufe des Projektes ergab sich die Chance, die in den Workshops entstandenen Werke der Keyworker in der Galerie »art are us« in Düsseldorf auszustellen. Die Vernissage fand im Rahmen der Aktion »Nacht der Museen« statt. Viele Düsseldorfer Museen und Galerien hatten die ganze Nacht über geöffnet, ein Shuttlebus brachte Kunstinteressierte zu den entsprechenden Orten. Auch die dann organisierte Ausstellung in der Kunstschule WERKSETZEN, wurde im Stadtteil gut angenommen. Sie trug zur Bereicherung des kulturellen Lebens bei und ließ die Stadtteilbewohnerschaft am »Kunstleben« teilhaben. An beiden Kunstevents waren die Keyworker bemüht, Fragen zu beantworten und Inhalte zu vermitteln. Für die meisten Keyworker war es das erste Mal, dass sie als Kunstschaffende an einer Ausstellung beteiligt waren. Dies bedeutete für sie eine große Herausforderung, die sie jedoch mit großer Begeisterung annahmen und die ihnen viel Freude bereitete.

Ziele der Kunstschule WERKSETZEN

Die von mir im August 2003 gegründete Kunstschule hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein vielfältiges und qualitatives Kursangebot für alle Altersstufen zu schaffen. Gleichzeitig ist es mir ein besonderes Anliegen, Randgruppen aufzuspüren, die im sozialen Gefüge wenig Beachtung finden und keine Gele-

genheit zu schöpferisch-kreativer Betätigung haben. Mich interessieren Gruppen, die im klassischen Kunstkontext nicht vorkommen. Sie möchte ich über meine Arbeit erreichen; für sie möchte ich spezielle Angebote machen. So haben wir die Projektreihe »stars« ins Leben gerufen: International bekannte Künstler arbeiten mit Kindern und stellen gemeinsam aus. »stars« ist ein Pilotprojekt, das nirgends sonst in der Kulturszene zu finden ist. Für diese Arbeit konnten wir namhafte Künstler, zum Beispiel Thomas Schütte und Prof. Jürgen Meyer, gewinnen. Die Kooperation im Rahmen des Keywork-Projekes bot uns die Möglichkeit, diese sozialen Aspekte der Kulturarbeit mit den Ressourcen von museum kunst palast, EV: Erwachsenenbildungswerk Nordrhein, start³ und Stadtplanungsamt auszuweiten.

Die oben beschriebenen Projekte und deren Realisierung unterstützen die Ziele der Kunstschule WERKSETZEN. Die Sommerauftritte der Aktion »PLATZDA!« bieten den Raum und die erforderliche Unterstützung. Der soziale Aspekt steht hier im Vordergrund. Kunst ist ein hervorragend geeignetes Medium, um die sozialen Aspekte lebendig werden zu lassen. Die Erfahrung zeigt, dass künstlerisches Arbeiten das Selbstbewusstsein der Menschen stärkt und den Blickwinkel auf das Leben erweitert. Ich bin überzeugt, dass die Förderung haptischer und visueller Fähigkeiten zu intensiverer Wahrnehmung und Bewusstmachung von Lebenswirklichkeiten beitragen und zu einer selbstbewussten Lebensgestaltung und Lebenshaltung beitragen. Durch die gemeinsamen Kunstaktionen wird das soziale Umfeld belebt, wird der Stadtteil zum gemeinschaftlichen Entwicklungsraum, zum Ort für Begegnung. Die künstlerischen Arbeiten sind dabei die kreativen Begleiter und die eigentlichen Träger der Veränderungsprozesse.

Die kulturelle Stadtteilarbeit

- schafft Wege zu mehr Nachbarschaftlichkeit und fördert das Kennenlernen,
- schafft soziale Bezüge und fördert die Übernahme sozialer Verantwortung,
- führt zu einer engeren Bindung an den Stadtteil und steigert dessen Attraktivität,
- macht die Identifikation mit den Visionen und Werten der Menschen erlebbar,
- stärkt die Kommunikation und ein aktives Miteinander,
- belebt und fördert Kreativität und Fantasie der Menschen und unterstützt ihre persönliche Entwicklung,
- regt den Dialog über gemeinsame Ziele an und weckt den Mut der Bürgerinnen und Bürger, sich neue Fähigkeiten zu erschließen und sich aktiv in das Stadtteilgeschehen einzubringen.

WERKSETZEN versteht sich als ein Refugium der Sinne. Es ist ein offener Ort der kulturellen Bildung mit Verweilcharakter. Muße und waches Interesse werden gepflegt. Die Künstlerinnen und Künstler, ihre speziellen Beschäftigungsfelder und individuellen Fähigkeiten bestimmen die Aktivitäten. Die Arbeit lebt von dem gemeinsamen Interesse an schöpferischen Prozessen, an spontanen Lösungen und an der Umsetzung von Ideen.

Die Kunstschule WERKSETZEN bietet den Raum für individuelle Förderung der künstlerischen Potentiale. Sie ermutigt zum Experiment, die eigenen Fähigkeiten zu entdecken und zu leben. WERKSETZEN führt Projekte durch, die besonders für Kinder und Jugendliche gedacht sind, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens groß werden. Die im Keywork-Projekt engagierten Seniorinnen und Senioren sind inzwischen fester Bestandteil unseres Teams. Wie die Jüngeren profitieren sie von der Auseinandersetzung mit Kunst und von eigenem schöpferischen Tun. Die Keyworker unterstützen mit ihren gelebten neuen Verantwortungsrollen die Arbeit von WERKSETZEN und helfen uns Künstlerinnen und Künstlern, unsere Ziele zu erreichen.

Literatur

Lexikon der Kunst (1998): Karl Müller Verlag, Köln.

Kunst und soziale Verantwortung: Keywork in der Arbeit mit benachteiligten Kindern und Jugendlichen

ANNE MOMMERTZ

1. Wo entsteht Kultur?

»Kultur für alle?« wird in verschiedenen Beiträgen dieses Buches thematisiert. Ich möchte diese Frage gerne einmal umkehren: »Kultur von allen? Wer macht Kultur? Wo entwickelt sich Kultur? Wer hält Kultur lebendig? Wo spielt die Musik?«

Natürlich haben wir für Kultur ganz klare Orte, die Kultur-Institutionen. Das Theater, die Oper und das Museum sind unsere Hochburgen der Kultur. Sie stehen für den Stellenwert der Kultur, für die Wertung, die unsere Gesellschaft ihr und sich zukommen lässt. Kultur ist aber auch und vor allem lebendig. Sie endet nicht vor einer Museumstür und ist nicht nur einer bestimmten Bevölkerungsschicht verständlich, sondern wächst überall, an den unmöglichsten Orten, erblüht an tristen Straßenecken, verhält sich wie Unkraut, bringt unerwartete Formen hervor, ist schwer einzugrenzen und daher häufig schwer zu erkennen. Das Feld der Kultur in einer Stadt ist so komplex wie die Stadt selbst. Das soziale Gefüge Stadt und seine kulturellen Formen sind untrennbar miteinander verwoben und stark voneinander abhängig.

Bei dem Geschichtswissenschaftler Karl Schlögel fand ich die interessante Unterteilung der Stadt in heiße und kalte Orte! Als kalte Orte bezeichnet er die fertigen, abgeklärten: »[…] dort hat alles schon eine gewisse, vielleicht sogar endgültige Form« (Schlögel 2003:1,293). Kulturinstitutionen gehören sicher diesem Teil an. Der Spielraum, die Funktion, ist festgelegt. Und Schlögel weiter: »Das Leben scheint sich gerade und immer an Orten abzuspielen, die Marc Augé non-lieux, Nichtorte genannt hat. Es sind eher Anlaufpunkte,

Provisorien, keine festen und definierten Orte, die sich eine gebaute Form gegeben haben« (Schlögel 2003:2,292). Hier ist »[…] alles noch provisorisch, alles noch Bewegung oder in Bewegung.« Und er sagt in seiner Betrachtung über die Entwicklung von Städten weiter: »So gesehen, sind es gerade die non-lieux, die zentral sind, von denen entscheidende Impulse ausgehen, in denen die Lebensenergie zusammenstößt und die Reibungshitze erzeugt wird, die Städte, Gemeinwesen, Räume unter Strom setzen und mit Energie versorgen.« (Schlögel 2003:3,293). Die heißen Orte. Ich denke: An den heißen Orten wird Kultur entwickelt, weil dort gelebt wird, an den kalten wird sie bewart und verwaltet.

Heiße Orte

Die heißen Orte, das können Umsteigeknoten der öffentlichen Verkehrsmittel sein, offene Plätze zwischen den Wohnblocks, eine provisorische Fernbushaltestelle, der Hinterausgang eines Bahnhofs. Die heißen Orte sind nicht schön, sie sind nicht sicher, eher ungeordnet. Sie lassen sich wegen ihrer »Bewegung« nicht in den Griff bekommen, sie entwickeln sich unkontrollierbar. Die Impulse der kulturellen Entwicklung können jederzeit von irgendwo, irgendwem kommen. Hier sind die realen, immer wieder neuen Umstände der Existenz, des Zusammenlebens die Parameter. Sie erzeugen die Energie.

Einige Parameter des öffentlichen Stadtraums

Bei »Kulturangeboten« im öffentlichen, »heißen« Stadtraum, wie ich sie häufiger ausprobiere, z.B. ein Ofen und heißer Tee, kommen meistens zuerst Kinder. Es kommen ältere Menschen und setzen sich gerne auf einen Stuhl, bleiben eine Weile, lassen eine Bahn/einen Bus fahren. Auch Obdachlose haben Zeit, den öffentlichen Raum zu »kultivieren«. Die Anderen sind dazu terminlich nicht in der Lage, wie sie sagen. Sie joggen vorbei. Oder ist es ihnen peinlich, zu zeigen, dass sie Zeit haben? Der sichtbare, öffentliche Stadtraum gehört den Kindern, Senioren, Obdachlosen und wenigen anderen Menschen, die Zeit haben, z.B. verirrten Touristen. Es gehört nicht zu unserer Kultur, im arbeitsfähigen Alter an seinem Wohnort sichtbar zu sein, sich blicken zu lassen, einen Stuhl vor die Tür zu stellen oder auf der Bank an der Ecke zu sitzen.

Eine weiterer Parameter: Es gibt immer weniger Menschen, die an ihrem Wohnort verwurzelt sind, die die Kultur des Ortes kennen und pflegen. Arbeitsbedingte Migration, nicht nur die internationale, bedeutet Entwurzelung und damit ein Verlorengehen der bisherigen Kultur der Wohnorte. Keiner fühlt sich vertraut, es gibt wenig Gemeinschaftsgefühl durch den Ort, viele sind schon wieder auf dem Sprung. In der Stadt Düsseldorf, in der ich lebe,

wechselte – so war es in der Westdeutschen Zeitung vom 27.12.2006 zu lesen – in den letzten 10 Jahren mehr als die Hälfte der Bewohner. Viele Bedürfnisse und Chancen für Kultur liegen da brach. Oft können die Bedürfnisse nicht einmal formuliert werden.

Kultur braucht Zeit und Selbstbewusstsein. Die Menschen, die diese Qualitäten einbringen, haben eine große Chance, die Kultur der Zukunft mitzugestalten.

Foto: Anne Mommertz

Interesse der Künstlerin

Als Künstlerin beschäftige ich mich seit langem mit dem Wohnen, der Stadt, unserem Zusammenleben. Mich interessieren besonders die offenen, beweglichen Räume und ihre Menschen, ihre Kultur(en). Eine künstlerische Arbeit ist hier direkt dem Spannungsfeld und den ungeschriebenen Gesetzen der Stadt, der Bewegung, der Reibung ausgesetzt. Keiner erwartet hier etwas Bestimmtes. Die Leute sind offen und direkt. Jede Arbeit ist ein Experiment. In Zusammenarbeit mit den Menschen versuche ich, sinnlich wahrnehmbare Formen zu finden für die Fragen und Bedürfnisse, die im Raum stehen, für Ideen und Ansätze von kultureller Entwicklung. Form verleiht Bedeutung, Wichtigkeit. Kunst kann als kreativer und gewagter Schritt die Möglichkeiten des Einzelnen, sich an der Entwicklung von Kultur zu beteiligen, also aktiver Teil

zu werden, anregen, Selbstbewusstsein fördern. Dabei ist es wichtig, immer eine möglichst große Gruppe bei der Entwicklung ernsthaft(!) mit einzubeziehen. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, dass die Menschen nicht grundsätzlich vor etwas Neuem, Ungewohntem zurückschrecken, sondern vor dem, was sie nicht verstehen, bei dem sie außen vor bleiben. Dem wird dann häufig mit Zerstörung Ausdruck verliehen.

Auf einem Platz in Düsseldorf, der als Drogenumschlagsort Nr.1 und als »schlimmer Ort« schlechthin verrufen war, stellten wir vor einigen Jahren ein Glashaus für ein zwei-monatiges Projekt (LIBRARIUM, Worringer Platz) auf. Von Anfang an war es für alle offen und einsehbar. Jeder konnte sich einbringen. Das Haus ist inzwischen seit drei Jahren in Benutzung, ohne dass je eine Scheibe eingeschlagen wurde.

Foto: Anne Mommertz

Solche Versuche vergleiche ich gerne mit einer Pflanzenkultur (Kultur von colere = anbauen, pflegen). Ein Pflänzchen wächst oder geht ein. Man braucht Geduld, macht Erfahrungen und kann doch nie alles im Voraus planen. Manches wächst oder wuchert wie wild, andere Pflanzen brauchen besonders viel Pflege.

Foto: Oliver Gather

2. Keywork

2005 lernte ich die Arbeit der »Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit« von Karin Nell und Ute Frank kennen. Bei einigen Veranstaltungen und Gesprächsrunden empfand ich ihre Arbeit als ein Bündeln von vorhandenen Energien. Sie gingen mit viel Enthusiasmus vor. Ohne die üblichen Grenzen der Zuständigkeit zu beachten, entwickelten sich in ihrem Arbeitsfeld Ideen und Strukturen manchmal wie von selbst

Ich wurde eingeladen, eine Gruppe von Senioren (Menschen im nachberuflichen Leben) anzuleiten und zu begleiten, die ein Projekt für die Kinder der Schwietzke-Siedlung starten wollten. Die Schwietzke-Siedlung ist ein Wohnviertel aus ehemaligen Werkswohnungen und neuem sozialen Wohnungsbau mit einem sehr hohen Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund und einem sehr hohen Kinderanteil (30 %). In der Mitte der Siedlung, in der ehemaligen Schwietzkefabrik, ist das Junge Schauspielhaus untergebracht. Hier liegt der Schnittpunkt der Initiative. Das städtische Theater für Kinder und Jugendliche empfand einen Mangel an Verbindungen zu seinem direkten Umfeld und die Senioren hatten das Bedürfnis, mit Kindern und Jugendlichen zu kommunizieren und mit diesem Kulturinstitut zu kooperieren. Über die Bedürfnisse der Bewohnerschaft, wie überhaupt über das Leben der Kinder und Jugendlichen der Siedlung herrschte bei der Gruppe noch viel Unwissenheit. Es gab einige Skepsis und eine Reihe von Vorurteilen.

Selbstbewusstsein

Die Energie und Motivation und auch die Neugier, mit der die Gruppe aus sieben Senioren, sich auf eine dreitägige Budenbau-Aktion auf dem Vorplatz des Theaters, mitten im Winter (!), einließ, waren enorm: für mich eine völlig neue Erfahrung. Die Gruppe hatte durch die Vorbereitung der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit eine klare Vorstellung von der Wichtigkeit ihres Engagements und freute sich auf neue Erfahrungen. Unsere Aktion, bei der wir einen riesigen Berg alter Bretter, Platten, Sperrmüllteile, Baufolie etc. auf den Vorplatz des Theaters schafften, den dann 3 Tage lang 40 Kinder bei Wind und Wetter hämmernd, sägend und bohrend verarbeiteten, war für die meisten ein ungewohntes Erlebnis. Es gehörte ganz offensichtlich eine gewisse Überwindung dazu, sich auf ein solches Experiment einzulassen.

Während der Aktion konnte ich feststellen, dass sich Nachbarn, die Beschwerden äußerten, durch das seriöse Auftreten der Senioren umstimmen oder beruhigen ließen. Gleichzeitig berief sich die Gruppe der Aktiven fest auf meine Verantwortung, was die Idee, die Planung und den Umgang mit den Kindern anging. Die Kinder und Jugendlichen kamen fast alle aus der Nachbarschaft, manche auch aus nahe liegenden Jugendeinrichtungen. Meine Vorgabe war, dass sie das, was gebaut werden sollte, selbst bestimmen und ausführen sollten. Die Erwachsenen sollten dabei als Assistenten wirken, sie sollten helfen und unterstützen – aber nur, wenn die Jüngeren das auch wünschten. Die handwerklichen Fähigkeiten so mancher Senioren hatten in manchen Fällen jahrelang brach gelegen; und so mussten sie einige sehr zurücknehmen. Auch die Angst vor der Bohrmaschine in der Hand eines Kindes musste erst mal bewältigt werden. Die kuriosen Ergebnisse, die tollen Ideen und die gute Selbsteinschätzung der Kinder haben die »Alten« aber schnell überzeugt.

Für die Kinder der Schwietzke-Siedlung war die Aktion gerade wegen der ernsthaften und geduldigen Unterstützung ihrer eigenen Ideen durch die Erwachsenen eine schöne und aufregende Sache, *ihre* Sache. Auch die Kinder haben oft wenig Raum und Gelegenheit, ihre oft großen handwerklichen Fähigkeiten zu zeigen und einzusetzen. Sie waren stolz auf das, was sie selber ausgedacht und mitten in ihrer Siedlung gebaut hatten. Es war rührend zu beobachten, wie sich größere Jungen und Mädchen langsam annäherten und schließlich voller Eifer gemeinsam an ihren Ideen arbeiteten. Später erzählten sie uns auch, dass sie durch die Aktion zum ersten Mal Kontakt zu anderen Kindergruppen in der Siedlung aufbauten, mit denen sie seitdem oft zusammen spielen.

Bedürfnisse

Durch die Aktion haben sich die Senioren und die Kinder einander angenähert. Die Senioren haben gespürt, dass ihnen die Jüngeren mit viel Respekt begegnet sind. Sie haben erste, oft sehr ergreifende Eindrücke von der Welt der Kinder erhalten und deren Offenheit bewundert und genossen. Es gab auch ein Mitglied in der Senioren-Gruppe, das sich ohne festere Vorgaben und Strukturen nicht zurechtfand und nicht mehr mitarbeiten mochte.

Die Kinder sind stolz, dem älteren Herrn »Hallo Uwe!« zurufen zu können (und der ältere Herr ist dann auch stolz). Sie haben es geschafft, den Senioren ihre Ideen zu erklären (deutsch!), und sie haben viel mit den älteren Menschen über sich und ihren Stadtteil geredet.

Auch für mich war die Aktion sehr intensiv und beeindruckend. Wir alle haben das Bedürfnis, hier weiter zu arbeiten. In der nun folgenden Aktionsarbeit standen Projekte um das Bewusstsein für den Ort der Siedlung und des Theaterraums im Vordergrund.

Foto: Anne Mommertz

Möglichkeiten

Inzwischen haben wir ein ganzes Jahr mit verschiedenen Aktionen in der Siedlung und im Theater ausgefüllt. Es haben sich verfeinerte Strukturen ge-

bildet, die auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten der Kinder und der Senioren abgestimmt sind. Ich sehe drei Elemente, die die beiden Gruppen Kultur bildend miteinander verbinden:

- Die Rolle der Großmutter und des Großvaters, die mit Geduld und Gelassenheit handarbeitliche und handwerkliche Fähigkeiten vermitteln, ist ein zentrales Element, das ich, selber Mutter von zwei Kindern, sehr wertvoll und in diesem neuen Rahmen kulturell zukunftsweisend finde.
- Die jung gebliebenen Älteren, die sich auf die komischen Ideen der Künstlerin einlassen, Konventionen überschreiten, wieder Kinder sein dürfen, sind ein zweites Element, das sowohl für sie selbst, als auch für die Kinder der Siedlung eine befreiende und verbindende Erfahrung bedeutet.
- Als drittes wichtiges Element sehe ich die Unterstützung einzelner Kinder in ihren konkreten Problemen durch das Know-how, die Beziehungen und den weiten Horizont der Senioren. Beispiele hierfür sind z.B.: die Vermittlung von Strukturen zur Selbsthilfe, Methoden zur Gewinnung von Sponsoren, intensive Kommunikation und Hilfestellung für neu zugezogene Familien, die Vermittlung von Praktikumsstellen und – was besonders wertvoll ist – Zeit und Interesse, sich Kindersorgen anzuhören.

Foto: Anne Mommertz

Bei den Kindern der Siedlung gibt es wegen der großen Altesspanne (3-15 Jahre) und auch geschlechtsspezifisch verschiedene Bedürfnisse und Interessen, die wir manchmal nicht immer gleichzeitig erfüllen können. Die festen Tage, an denen wir zusammen »arbeiten«, haben sich inzwischen gut etabliert. Die Kinder haben ein vertrautes Verhältnis zu den Senioren aufgebaut. Ihre Eltern sind in den meisten Fällen schwer zu erreichen, oft sind sie den ganzen Tag nicht da oder nicht zu sehen. Erst ganz allmählich entwickeln sich hier Kontakte. Wir sind dabei, unsere Arbeit mit einem Baucontainer, also einem »eigenen« Raum, auf festere Füße zu stellen.

Grenzen

Die ehrenamtlichen Senioren erleben die Kinder mit viel Freude und machen neue Erfahrungen. Es gibt aber auch andere Prioritäten in ihrem Leben und so sind sie natürlich nicht so fest einzuplanen, wie fest angestellte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Häufige Urlaube aber auch lange Ausfallzeiten wegen dringender Familienverpflichtungen ergeben immer wieder ein anderes Gruppengefüge und führen oft zu Missverständnissen. Zuständigkeiten und Aufgaben müssen immer wieder neu verteilt werden.

Unser Projekt richtet sich ganz bewusst an die Kinder, die sowieso auf der Straße spielen. Dem entsprechend kommen einmal viele Kinder zu unseren Aktionen, das andere Mal nur wenige. Die beste Struktur für ein solch offenes Projekt werden wir gemeinsam experimentell herausarbeiten. Es ist wichtig, die Ansprüche an Erfolge, die gestellt werden, klein zu halten. (Damit die Freude dann größer ist). Das ist für die Senioren oft nicht selbstverständlich. Manche Früchte kann man vielleicht erst in ein paar Jahren ernten. Manches Experiment geht schief, und: eine Gruppe Freiwilliger ist keine funktionierende Firma.

Die Erfahrung zeigt auch, dass nicht jeder Mensch, der sich für Kinder engagieren möchte, auch die nötige Geduld, starke Nerven und das erwünschte Feingefühl mitbringt. Allerdings habe ich mir da anfangs zu große Sorgen gemacht. Im Kontakt mit den Kindern, so konnte ich feststellen, erkennen die Freiwilligen schnell ihre Grenzen.

Schließlich braucht jedes Projekt eine finanzielle Grundlage. Bleibt zu hoffen, dass die Städte und die Verantwortungsträger die Chancen erkennen, die sich hier bieten. Wir wissen nie, wie lange unsere Arbeit weitergehen kann und müssen ständig viel Kraft in die Suche nach Unterstützung investieren. Eine Bezahlung meiner Arbeit in einem irgendwie angemessenen Rahmen ist schwierig.

Zeitkomponente

Bei meiner Vorstellung von kultureller Entwicklung ist die Entwicklung unseres Keywork-Projektes jetzt schon sehr wertvoll. Dennoch werden die Ergebnisse erst in einigen Jahren deutlicher zu erkennen sein: für die Beteiligten selbst und für alle Außenstehenden. Vielleicht gibt es bis dahin einen eigenen Begriff für diese Art von kulturellem Engagement und eine klarere Vorstellung von der Aufgabe und der Rolle der Keyworker. Vielleicht haben ja dann auch die Städte und Kommunen eine Zuständigkeit gefunden, die einer solchen Arbeit gerecht wird. Wo es Kunst für Gebäude gibt (Kunst am Bau), sollte es auch eine Möglichkeit geben, Kunstprojekte mit und für Bewohner zu unterstützen.

Ludwig Marcuse hat in seinem Aufsatz »Stadt und künstlerische Stilbildung« geschrieben: „Und vielleicht werden eines Tages nicht nur die verschiedenen Künste miteinander mehr als ein bisschen verschmelzen, vielleicht wird auch die Grenze zwischen den Reichen der Wirklichkeiten und der Künste fließend werden« (Marcuse 1970).

Lernkomponente

Auf der anderen Seite denke ich, dass die Veränderungen, an die sich unser Leben, und damit unsere Kultur, anpassen müssen, auch in Zukunft nicht weniger werden. Und so wird auch Keywork ein sich ständig veränderndes Arbeitsfeld sein. Das Lernen soll nie aufhören. Ich freue mich auf einen aufregenden und unberechenbaren Lernprozess.

Zum Abschluss, zur Ermutigung, ein Zitat von Thomas Hirschhorn. Auch er ist ein Künstler der »heißen Orte«, aber einer, der bekannter ist als ich: »Arbeit im öffentlichen Raum ist nie ein totaler Erfolg, aber auch nie ein totaler Misserfolg! Es geht um die Erfahrung, das Sich-Aussetzen, das Erarbeiten einer Erfahrung…. Ich denke, es ist schön, wenn durch die Kunst die Frage des Sozialen gestellt wird, die Frage der Umgebung, der Umwelt, der Welt im weitesten Sinne« (Hirschhorn 2003: 72).

Foto: Anne Mommertz

Literatur

Augé, Marc (1994): Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt a.M.

Hirschhorn, Thomas (2003): Bataille Maschine, Berlin: Merve Verlag.

Ludwig Marcuse (1970): Stadt und künstlerische Stilbildung. In: Haselhoff, Otto Walther (Hg.): Die Stadt als Lebensform, Berlin: Colloquiumverlag.

Schlögel, Karl (2003): Im Raume lesen wir die Zeit, München, Wien: Carl Hanser Verlag.

Das »Koffer Projekt« zur ZERO-Ausstellung

MARIA SCHLEINER

Das »Koffer Projekt« zur ZERO[1] wurde entwickelt für die Soziale Arbeit mit Älteren von Studierenden der Fachhochschule Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften

1. Vorüberlegungen

Ästhetische Projekte mit Älteren

Innovative Ideen für ästhetische Projekte zu Kunstausstellungen in der Sozialen Arbeit zu entwickeln, ist schwierig. In diesem Zusammenhang scheint die Kultur- und Bildungsarbeit besonders mit älteren Menschen problematisch zu sein. Häufig wird allerdings der Vorschlag, eine aktuelle Ausstellung zu besuchen, von älteren Menschen als eine willkommene Idee begrüßt. Sie können

1 »ZERO; Die Künstlergruppe aus den späten 1950er und 1960er Jahren, gehört zu den bedeutendsten Avantgardebewegungen des letzten Jahrhunderts. Ihr Ausgangspunkt war Düsseldorf, ihre Wirkung weltweit. Das leuchtend intensive Blau von Yves Klein,…, die aufgeschnittenen Leinwände von Lucio Fontana, die kraftvoll-ausdrucksstarken Nagelobjekte von Günther Uecker, aber auch die Licht- und Farbexperimente von Heinz Mack und Otto Piene, den Gründern der Bewegung – die Werke dieser Künstler sind heute überall in den Museen moderner Kunst zu Hause. Trotz oder vielleicht auch wegen der fast 50-jährigen Distanz zu dieser gesellschaftlich wie künstlerisch bewegten Aufbruchphase der »Nach- Nachkriegszeit« vermitteln die Werke uns auch heute die Faszination des künstlerisch-visuellen Experiments und die Radikalität des Neuanfangs, dem die Bewegung ihren Namen verdankt« (Bernotat, W. zitiert in Ausstellungskatalog, museum kunst palast: 2006, ZERO. Internationale Künstler-Avantgarde der 50/60er Jahre).

in der Auseinandersetzung mit der bildenden Kunst[2] und der Betrachtung von Kunstwerken ihre ganze Lebenserfahrung einbringen und haben dadurch einen hohen Erkenntnisgewinn und Genuss. Zudem erfahren sie durch Ausstellungsbesuche häufig soziale Anerkennung.

Bisherige Konzepte der Kunstpädagogik in der Sozialen Arbeit versagen aber häufig, wenn Menschen in der nachberuflichen Phase ihres Lebens für einen Ausstellungsbesuch motiviert werden sollen, da sie möglicherweise im Laufe ihres Lebens eine substantielle Abneigung gegenüber der Kunst und insbesondere gegen ihre eigene gestalterische Praxis entwickelt haben. Besonders schwierig wird es, wenn man ältere Menschen – möglicherweise zum ersten Mal in ihrem Leben – für die Auseinandersetzung mit Kunst anregen möchte, die aufgrund ihrer körperlichen und/oder geistigen Einschränkungen nicht in der Lage sind, sich im Museum aufzuhalten.

Die Strategien versagen oft auch, wenn man für Bereiche der Bildenden Kunst interessieren will, die nicht als Kunst im Sinne einer gesellschaftlich anerkannten, repräsentativen Kultur bezeichnet werden können. Zudem werden die Ziele für ästhetische Projekte in der Kunstpädagogik so gesetzt, dass Erfahrungen ermöglicht werden sollen, die weit über die kurzfristige Faszination durch den Ausstellungsbesuch hinausgehen. Die Erfahrungen durch den Kontakt mit der Kunst sollen möglichst so ergreifend sein, dass Verbindungen zum eigenen Gedankenkreis, Veränderungen der eigenen Weltsicht und ein Einfluss auf eigenes Handeln entstehen können.

Wie können solche ästhetischen Erfahrungen in Bezug auf die Ausstellung ZERO gerade für ältere Menschen erschlossen werden, die bisher nicht oder kaum an Kunst und künstlerischen Prozessen interessiert waren?

Ästhetische Erfahrungen – warum überhaupt?

»Ästhetischen Erfahrungen kommt […] ein unabhängiger Wert an sich zu. […] Ästhetische Erfahrungen und Empfindungen erleben zu können, ist ein Teil unserer »Grunderfahrungen«, so Gerd Selle[3], sie werde von Künstlerinnen und Künstlern lediglich intensiver genutzt und sensibler entwickelt« (Peez 2002: 21). Die Kunstpädagogik hat als zentrales Anliegen, individuelle ästhetische Erfahrungen, die auf Empfinden und Wahrnehmen basieren, zu ermöglichen, um diesen Bereich der Grunderfahrungen des Menschen zu erschließen und zu erweitern.

2 Bildende Kunst hier in Abgrenzung zur angewandten Kunst wie dem Design und der darstellenden Kunst. Die bildende Kunst beinhaltet die klassischen Gattungen Bildhauerei, Malerei, Grafik und modernen Formen wie zeitbezogene Aktionen, Fotografie, Medienkunst, Film ect.

3 Gerd Selle, geb 1933, Professur für Kunstpädagogik u.a. an der Kunsthochschule Braunschweig

Ausgehend von starken Veränderungen in Kunst, Wissenschaft und gesellschaftspolitischen Veränderungen der westlich orientierten Welt in den 60/70er Jahren des 20. Jahrhunderts und parallel zur Öffnung des Begriffs der Ästhetik im kunstwissenschaftlichen Diskurs, hat die Kunstpädagogik die bestimmenden Inhalte der Vermittlung modifiziert. Sie spricht von der Intention, ästhetische Erfahrungen ermöglichen zu wollen. Zusätzlich zur Konzentriertheit auf das Kunstwerk und auf die Epochen der Kunstgeschichte mit der entsprechenden Vermittlung formalästhetischer Kriterien und bildnerischer Techniken werden die neuen Ansätze der damaligen Kunstszene, die Alltagsrealitäten der Menschen sehr viel stärker in künstlerisches Arbeiten einzubeziehen (z.B. Nouveaux Réalistes, ZERO, Readymades, J. Pollocks Action painting), mehr und mehr von der kunstpädagogischen Theorie und Praxis aufgegriffen.

In der Kunstpädagogik der Sozialen Arbeit, die auf den Konzepten der außerschulischen Kunstpädagogik basiert, wird der Begriff der Ästhetik nach Jäger/Kuckhermann in einem umfassenden Sinn, als Lehre von der menschlichen Sinneswahrnehmung (aisthetike[4]) bezeichnet und befasst sich mit den allgemeinen Wahrnehmungsdimensionen des Handelns (vgl. Jäger/Kuckhermann 2004: 11). Die Alltagsästhetik ebenso integrierend wie die bildenden Kunst, wird Ästhetik in der Sozialen Arbeit in erster Linie als Theorie der Wahrnehmung begriffen. Ein ästhetisches Urteil, wie die einem Objekt zugewiesene Schönheit oder Hässlichkeit, Spannung oder Langeweile, wird nicht nur durch die subjektive Wahrnehmung einem Kunstwerk gegenüber möglich, sondern auch in der Naturbetrachtung oder alltäglichen Objekten gegenüber. Ästhetische Erfahrung entsteht erst, wenn dem Gegenstand oder Ereignis vom Betrachtenden eine bestimmte ästhetische Qualität zugewiesen werden kann, die dabei geprägt ist von Vorwissen und bisherigen subjektiven Erfahrungen (vgl. Jäger/Kuckhermann 2004: 13). Die dafür notwendige sinnliche Aufnahmefähigkeit kann der Mensch trainieren und steigern.

Wieso kann man von differenzierten Wahrnehmungen und neuen ästhetischen Erfahrungen profitieren?

Denkt man an die Befriedigung durch ästhetische Naturerfahrungen, wie das Erlebnis eines schönen Sonnenuntergangs am Meer, so wird deutlich, dass der Mensch ein Bedürfnis nach solchem Erleben hat und sogar eine Selbstbestätigung erfährt, indem er die gemachten Erfahrungen kommunizieren und mit anderen teilen kann (vgl. Boehme 1995: 48).

Ästhetische Erfahrungen können dem Menschen helfen, sich in seinem Umfeld zu positionieren und sozial zu integrieren. »Ästhetische Erfahrungen

4 aisthetike: griechisch, »Wissenschaft vom sinnlich Wahrnehmbaren bzw. von der Sinneswahrnehmung« (Duden, Bd.7: 37)

sind primär identitätsstiftende Erfahrungen, für Individuen ebenso wie für Gruppen (Jäger/Kuckhermann 2004: 47). Nach Gernot Boehme gibt es nicht nur ein »ästhetisches Grundbedürfnis« des Menschen, in einer Situation zu leben, in der er sich wohl fühlt, sondern ebenso ein Grundbedürfnis, sich zu »zeigen« und durch die Art und Weise der eigenen Anwesenheit die »Umgebung atmosphärisch mitzubestimmen« (Boehme 1995:42). Man denke an Lebensstil, Mode oder Inszenierung der eigenen Person. »Es gibt allerdings die ästhetische Lust, aber es gibt auch die ästhetische Manipulation« (Boehme 1995: 48). Das Ringen um einen individuellen ästhetischen Ausdruck führt zu Reflexion und zu Kommunikation; insbesondere dann, wenn der Mensch sich von vorgeprägten Wahrnehmungsmustern zu entfernen versucht.

Die Kunstpädagogik in der Sozialen Arbeit kann mit der Vermittlung ästhetischer Erfahrungen dazu befähigen, dass die Menschen ihr individuelles ästhetisches Empfinden ausbilden und weiterentwickeln, um eine eigene »Atmosphäre« (vgl. Boehme 1995) aufzubauen.

Warum soll bildende Kunst insbesondere der ZERO – Künstler/innen durch Keywork an ältere Menschen vermittelt werden?

Mimetische Prozesse sind Prozesse der Nachahmung und Formgebung (Gebauer/Wulf 2003: 7ff.). Der Mensch schafft (und erschließt) sich in solchen Handlungen die Welt symbolisch, materiell und leiblich neu. Die mimetische Annäherung an Kunstwerke führt zu unersetzbaren sinnlichen Erfahrungen. »Unter mimetischer Annäherung verstehen wir das Nachschaffen der symbolisch strukturierten.Kunstwerke […] Die mimetische Annäherung an ein Bild zielt weniger auf Vertrautes, das der auf Informationsgewinnung und Bescheidwissen ausgerichtete Blick so schnell erfasst; wichtiger ist die Erfahrung des Unbekannten und Fremden, das sich der begrifflichen und sinnlichen Erledigung entzieht und das sich erst nach der Aufgabe geläufiger Schemata, Sehgewohnheiten und Informationsmuster mitteilt« (Gebauer/Wulf 2003: 66).

Im Freiraum des Museums stehen wir nicht in einem direkten Handlungskontext des vertrauten Lebensalltags. Dadurch wird es leichter möglich, in mimetischen Prozessen neue symbolische Beschreibungen der Welt kennen zu lernen und so ästhetische Erfahrungen machen. »Präsentative Symbole repräsentieren die Wirklichkeit in einer für die Sinne direkt zugänglichen Form (z.B: als Bild) […]« Jäger/Kuckhermann 2004: 16. Sie sind im Vergleich zu diskursiven Symbolen, zu der die sprachliche Verständigung gerechnet wird, mehrdeutig und nur im jeweiligen Kontext verstehbar (vgl. Langer und Cassirer zitiert in Jäger/Kuckhermann 2004: 16).

Die älteren Menschen bilden eine Gruppe, die durch ein hohes Maß an Lebenserfahrung und eine Konzentriertheit auf wichtige Fragen des Lebens

gekennzeichnet ist. Dies sind häufig Fragen, mit denen sich auch die bildende Kunst intensiv beschäftigt. Die präsentative Symbolik der Kunstwerke regt zur Auseinandersetzung an. Für diese Gruppe relevante Fragestellungen können in der Kommunikation über Kunst leichter diskutiert werden. Außerdem ermöglicht gerade ZERO einen für Keywork interessanten Ansatz. Die bildende Kunst verändert sich entscheidend, wie sich auch die gesellschaftspolitischen Strukturen in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts verändert haben. Nach dem zweiten Weltkrieg werden wichtige Strömungen der bildenden Kunst der 20er und 30er Jahre, wie die Bewegung des DADA, der russische Konstruktivismus, oder die Stilrichtung des Bauhauses aufgenommen und weiterentwickelt. Große Experimentierfreude wird sichtbar. Auch kunstunspezifische Materialien und neu entwickelte Stoffe und Arbeitsprozesse der Wirtschaft finden in der euphorischen Aufbruchsstimmung der 50/60er Jahre Beachtung durch die Künstlerinnen und Künstler. Die ZERO-Künstler/innen versuchen bei Null anzufangen und z.B. Licht selbst als künstlerisches Arbeitsmaterial anstatt Ölfarbe zu verwenden. Ihre Forderung nach Durchdringung von Kunst und Leben verändert den tradierten Kunstbegriff. Man sucht durch eine ganz neue Sicht auf die Kunst nach Möglichkeiten, Leben und Kunst zu verbinden. Die Themen kreisen um die Bezüge vom Menschen zu natürlichen Prozessen. Elemente der Natur wie Feuer und Luft werden durch den Einsatz von neuen Techniken zur intensiven Wahrnehmung gebracht. Bei Null anfangen… ZERO als symptomatisches Beispiel für diese Ideenwelt entsteht. An diese Stimmung in der Zeit können die älteren Menschen sich über die Auseinandersetzung mit den Arbeiten erinnern. Sie können Bezüge zur eigenen Biographie und Lebenswelt in der damaligen Zeit herstellen. Zudem sind diese Arbeiten extrem auf den/die Betrachter/in ausgerichtet. Die individuelle Wahrnehmung verändert sich mit jedem Standortwechsel des Betrachenden, die auf diese Weise sehr stark auch in ihrer persönlichen Leiblichkeit angesprochen werden.

Warum Studierende der Sozialarbeit/Sozialpädagogik als Keyworker?

Im Gegensatz zu Kultur-, Kunst- und Museumspädagogik ist bei der Sozialarbeit/Sozialpädagogik die bildende Kunst nicht die zentrale Bezugsdisziplin. Im Rahmen des Studiums wird die Auseinandersetzung mit bildender Kunst und die Vermittlung ästhetischer Erfahrungen eher als »sinnvoller Beitrag zur Erweiterung von Handlungsfähigkeit und Bewältigungskompetenz« gewertet (Jäger/Kuckhermann 2004: 80). Die Beschäftigung mit Kunst wird selten weder vom Curriculum noch von den Studierenden auch im Sinne von »l'art pour l'art« als Selbstzweck gesehen. Im Hinblick auf die bildende Kunst sind die Studierenden oft unerfahren und erwarten zunächst weder für sich persönlich noch für die Profession der Sozialarbeit/Sozialpädagogik etwas von der

Auseinandersetzung damit. Als weitgehend unbekanntes Terrain muss die bildende Kunst, hier die der 60er und 70er Jahre des letzten Jahrhunderts, erschlossen werden. Bezogen auf den im Rahmen dieses kunstpädagogischen Seminars genutzten Ansatz des Keyworks kann eine solche Situation meines Erachtens von Vorteil sein. Die Studierenden durchlaufen häufig erstmalig ästhetische Prozesse in diesem Ausmaß und mit einer starken persönlichen Engagiertheit. Kurze Zeit später, noch im selben Semester, versuchen die Studierenden, auf der Grundlage ihrer ästhetischen Erfahrungen und pädagogischer Erkenntnisse, ähnliche ästhetische Prozesse bei älteren Menschen zu initiieren.

2. Die Projektdurchführung

Im Rahmen des kunstpädagogischen Seminars ist es die Aufgabe der Studierenden, einen »ZERO-Koffer« zu erstellen. Dieser Koffer soll sich in seiner gesamten Gestaltung mit einem oder mehreren Künstlern der Ausstellung oder einem Kunstwerk befassen und wesentliche künstlerische Arbeitsweisen und ggf. auch Intentionen der/des Künstlerin/Künstlers berücksichtigen. Mit diesem Koffer, der alleine oder in einem kleinen Team erstellt wird, gehen die Studierende in verschiedene Institutionen der Altenarbeit, um als Keyworker, als Vermittlerinnen und Vermittler Türen bei älteren Menschen für die Beschäftigung mit bildender Kunst und speziell mit der Kunst der ZERO-Künstler zu öffnen.

Zum einen sammeln die Studierenden Erfahrungen in der ästhetischen Praxis der Sozialen Arbeit, zum anderen eröffnet dieses Projekt für sie die Perspektive, in ihrer späteren beruflichen Tätigkeit die Idee des Keyworks – vor dem Hintergrund der eigenen praktischen Erfahrungen – einzusetzen. Menschen für das bürgerschaftliche Engagement zu gewinnen, ist sicher keine neue Idee. Neu ist allerdings die unter anderem aus der Kunst der letzten 30 Jahre (»Engagierte Kunst«) entwickelte Vorstellung, dass die persönlichen Möglichkeiten vieler Einzelpersonen in ihrer Zusammenführung zu einer Gesamtheit völlig neue faszinierende Projekte erst ermöglichen. Man denke an die »Soziale Plastik« von Joseph Beuys, Tadashi Kawamatas temporäre architektonisch wirkende Eingriffe in den Raum, die völlig neue Seherfahrungen in der alltäglichen Umgebung ermöglichen, Irene und Christine Hohenbüchler, die mit ihren Projekten nicht-professionellen Gestaltungen eine Position auf dem Kunstmarkt sichern oder auch Konzeptkünstler wie Hans Haacke, der mit seinen Strategien die Menschen zu Kommunikation und Auseinandersetzung bringt (»Der Bevölkerung«, Berlin). Diese Kunstprojekte helfen, eine Offenheit der Gesellschaft zu sichern. Die Integrierung von ungewohnten Perspektiven und die Hinwendung zu Perspektiven von Nicht-Professionellen,

von Menschen mit Einschränkungen, von Menschen in schwierigen Lebenslagen, ist dabei ein konstitutiver Faktor. In diesem Sinne werden Keyworker/-innen gesucht. Gerade ihr spezieller, persönlicher Erfahrungshintergrund wird gebraucht und genutzt, nicht bloß um Assistenz in ästhetischen Projekten zu erhalten. Die Keywork-Projekte können erst durch die spezifischen Ideen der beteiligten Keyworker/innen entstehen.

Folgende Struktur liegt dem kunstpädagogisch ausgerichteten Keyworkseminar zur ZERO-Ausstellung zugrunde. Die Studierenden lernen zunächst folgende Bereiche ästhetischer Praxis kennen (nach Jäger/Kuckhermann 2004: 15):

- die spezifische Symbolik ästhetischer Medien (entspricht in diesem Seminar der Rezeption von Kunstwerken der Gruppe ZERO)
- die ästhetische Produktion und die ästhetische Kommunikation, womit wechselseitige Verständigung über Ästhetik gemeint ist. (entspricht hier der Erstellung eines ZERO-Koffers und entsprechender Kommunikation).

Die spezifische Symbolik ästhetischer Medien der Kunstwerke der ZERO-Gruppe

Durch Zusammenarbeit mit der Museumspädagogik sind die Studierenden bei der Eröffnung der Ausstellung anwesend. Sie machen in einem zusätzlichen Besuch der ZERO-Ausstellung intensive persönliche Erfahrungen mit dieser Kunst der 1950er und 1960er Jahre. Beim Besuch der ZERO-Ausstellung wird Überraschung am eigenen Interesse festgestellt. Das Design erinnert an Strategien der aktuellen Lifestyle-Szene, die besonders an die Ästhetik der 60er Jahre anknüpft. Die Vorstellung, dass Verbindungen zu biographischer Arbeit sinnvoll seien, entsteht, um die älteren Menschen an diese Kunst heran zu führen. Ebenso werden naturwissenschaftliche Erkenntnisse durch die Kunstbetrachtung wach. »Der ganze Körper geht durch die Kunst«, so eine Studentin, nur so kann diese Kunst wahrgenommen werden.

Auch die Bildbetrachtung (Rezeption) von Kunstwerken ermöglicht neue ästhetische Erfahrungen. Dies muss zunächst von den Studierenden selbst erfahren werden. In Hausarbeiten und Referaten, zum größten Teil in kleinen Teams erstellt, werden verfügbare Informationen zur ZERO-Kunst zusammengetragen und präsentiert. Der als Vorteil beschriebene Aspekt, dass hier Menschen für die ZERO-Kunst gewonnen werden sollen, die nicht aus sich heraus daran interessiert sind, darf nicht dazu verleiten, die Kunst und ihre Ansprüche aus pädagogischen Gründen »klein zu kochen«. Grundgedanke ist, dass sich wichtige Aspekte von Kunst auch ohne bildungsbürgerliche Voraussetzungen vermitteln lassen, im Hinblick auf die ZERO Kunst vielleicht sogar leichter. Gerade ZERO will bei Null anfangen und Grundphänomene unserer Welt, die jeder Mensch kennt, untersuchen. Dadurch ist es zunächst nicht

notwendig, viele kunstimmanente Bezüge herzustellen, sondern die eigene Wahrnehmung zu intensivieren. Erinnerungen an Beobachtungen von Naturphänomen werden wach und in Beziehung zur Kunst gesetzt. Naturwissenschaftliches, historisches, kulturhistorisches und kunstgeschichtliches Wissen muss zu einzelnen künstlerischen Positionen erarbeitet werden, um die vielen Dimensionen der Werke begreifen zu können.

Ästhetische Produktion, die Erstellung der ZERO-Koffer

Prozesse der ästhetischen Rezeption und der ästhetischen Produktion wechseln sich ab. Im Rahmen des Seminars werden, zunächst auch ohne dass die Studierenden zuvor profunde kunstwissenschaftliche Kenntnisse erworben haben, ästhetische Übungen durchgeführt, die sich mit künstlerischen Strategien der ZERO-Künstlerinnen und Künstler befassen. Die Studierenden errichten beispielsweise auf weiß grundierten Holzplatten Gebilde und Muster mit senkrecht aufgeklebten Streichhölzern, die außerhalb des Hochschulgebäudes abgebrannt werden. Der wichtige Einfluss von Wind und Wetter wird deutlich wahrgenommen, ebenso wie die Kürze des Events an sich, die fast rauschhafte Begeisterung über die Art wie und ob sich das Feuer seinen Weg bahnt, die Freude an den sich in Holzkohle verwandelnden Hölzern, die sich – symbolisch betrachtet – wie Lebendiges unter der Hitze zu winden scheinen, der große ästhetische Reiz der entstandenen Brennbilder.

Durch kleine künstlerisch praktische Versuche wie diese erfahren die Studierenden im Sinne der ZERO-Künstler/innen wie spannend es sein kann, sich mit naturwissenschaftlichen und ästhetischen Phänomen zu beschäftigen. Diese sinnlichen und ästhetischen Erfahrungen sind heute im Vergleich zu den 1960er Jahren sicher viel seltener zu machen. Am ehesten öffnet man sich als erwachsener Mensch einem solchen sinnlichen Akt in der Anschauung künstlerischer Events oder kulturell geprägter Rituale. (Weitere ästhetisch praktische Übungen: Anfertigung von Nagelbretter in Anlehnung an Günther Ueckers Arbeiten; Lucio Fontanas Idee aufgreifend, Schnitte in Leinwände zur Erweiterung der räumlichen Dimensionen; Papier und Feuer,: Entstehung ästhetischer Spuren; Verkleidung von Barbie-Puppen als ZERO-Girls, zu ZERO-Events. Die Übungen sind teilweise konzipiert als Übungen zu den Referaten über die ZERO-Gruppe.) Diese theoretisch ästhetischen Übungen bilden eine wichtige Basis für die zukünftige Arbeit als Keyworker/in. Hier lassen sich die Studierenden selbst relativ unvorbereitet auf ästhetische Erfahrungen ein und erleben die Freude am ästhetischen Ereignis und Ergebnis. Wichtig ist eine entspannte Arbeitsatmosphäre. Nur so kann die Differenzierung der Wahrnehmung als Basis für das Verstehen und die Faszination der Kunstwerke erreicht werden. Auch in der ästhetischen Arbeit mit den älteren Menschen werden sie auf atmosphärische Aspekte in einem von Alltags-

zwängen handlungsentlasteten Handlungsraum achten und die Faszination einfacher sinnlicher Wahrnehmungen versuchen zu integrieren.

Natürlich lassen sich im Seniorenheim nicht kleine Feuerbilder abbrennen. Die Studierenden sammeln auf ihrem körperlich und geistig hohen Niveau ästhetisch anspruchsvolle Erfahrungen, die sie begeistern. Nur so sind sie in der Lage, Spannendes für Menschen in schwierigen Lebenslagen ausdenken und initiieren zu können. Zwischen Herausforderung, teilweise Ablehnung, intensiver Beschäftigung, wachsendem Verständnis, Interesse und beginnender Begeisterung entwickelt sich die Auseinandersetzung mit der Kunst der ZERO – Gruppe.

ZERO – Kunst im Koffer

Die Studierenden fertigen nach einer intensiven Phase theoretischer Auseinandersetzung und praktischer Übungen selbst gestaltete Koffer an. Der Handlungsreisende trägt seinen Koffer mit Utensilien von Haus zu Haus, versucht die Menschen so zu gewinnen und die anzupreisenden Sache wert zu schätzen. Kunst im Koffer verweist auf Marcel Duchamp, der seine Kofferidee zwischen 1935 und 1940 als »La boîte en valise« (Die Schachtel im Koffer) ausarbeitete. Als Dadaist wollte er ironisch den Kunst- und Museumsbetrieb hinterfragen und reproduzierte seine wichtigsten Werke in Miniaturform für die Koffer. Die Idee, Koffer für die Präsentation von zentralen Aspekten künstlerischer Arbeiten zu nutzen, ist seitdem immer wieder für Gemeinschaftsausstellungen oder auch von einzelnen Künstler/innen genutzt worden. Ausgehend von diesen Ideen wählen die Studierenden wichtige Aspekte der ZERO-Kunst für die Gestaltung in ihren Koffern aus.

Einige der gestalteten Koffer stelle ich detailliert vor, um zugrunde liegende Überlegungen verdeutlichen und die Kreativität in den Arbeiten würdigen zu können. Die Beschreibung gibt meine persönliche Sicht wieder. Es handelt sich um Annäherungsversuche an die künstlerischen Arbeiten der Studierenden. Ich betrachte sie in ihrem Entstehungskontext und in Bezug auf die spätere pädagogische Nutzung. Leider kann ich nicht alle Koffer hier vorstellen.

Foto: Peter Kierzkowski

So steht sie da, man könnte meinen einsam. Eine simple Plastiktasche, stachelig wirkend durch viele herausstehende Nägel, innen mit einem gefalteten Schafsfell ausgekleidet. Die Arbeit erinnert durch die Einfachheit der Zusammenfügung alltäglich vorhandener Materialien an Marcel Duchamps »Flaschentrockner« (ca. 1915). Ebenso wie er hat sie die benötigten Zutaten im Kaufhaus gekauft oder einfach besessen und umgewidmet. Die Beherrschung künstlerischer Arbeitstechniken ist zur Herstellung nicht notwendig. Schönheit entsteht dennoch. Frau Potok nennt ihre Arbeit »Eisblume«, eine herbe Schönheit ohne die Vergänglichkeit von Eis und Schnee. Schönheit durch Stacheligkeit? Durch die Verwendung der Nägel wird man an Günther Ueckers Arbeiten erinnert, speziell an die »New York Dancer« (1965). Uecker verwendet rotierende Stelen, die mit festem Stoff umhüllt sind. Der/Die Betracher/in kann einen Mechanismus auslösen und unter rasselndem Lärm streben große Nägel, die von innen nach außen in den Stoff eingesteckt sind, bedrohlich zur Seite. Die »Eisblume« steht ruhig da und kann vom Betrachtenden getragen werden. Man zögert wegen ihrer Stacheligkeit und ist erstaunt. Sie ist zwar in der Größe ähnlich einer Einkaufstasche oder einer kleinen Reisetasche, aber beim Hochheben ist sie sehr leicht. Man erinnert sich an Modeaccessoires, an eigene Taschen, ist versucht sich auszuprobieren mit einer solchen Tasche … passt die zu mir? In der pädagogischen Arbeit kann dieses Objekt zum Austausch unterschiedlicher Assoziationen führen, Gefühle von Isoliertheit, Differenz von Innen zu Außen, zum Erscheinungsbild.

Durch den Einsatz von Rollenspielen können Kommunikationsanlässe geschaffen werden.

Foto: Peter Kierzkowski

Teamarbeit. Zwei Studierende, zwei Freundinnen vielleicht, ein schlichter alter Koffer in 60er Jahre Optik, rechts und links diese Scharniere, die man durch zur Seite schieben der vorstehenden metallenen Verschlüsse öffnet, ein Klacken, die Bügelchen springen auf. Der Koffer kann geöffnet werden. Bläulicher Vorhangstoff wird zur Seite geschoben, die Ausstellung beginnt. An der Rückwand des Kofferdeckels erscheinen kleinformatige Bilder, in Miniatur wie die Bilder einer Ausstellung im Museum – ein Bild mit Rauchspuren, ein monochrom grünes Bild, ein Bild einer Struktur. Die Präsentation erinnert an die Vorführung im Varieté – ein extra eingebauter Zwischenboden kann gehoben werden. Darunter befindet sich das Magazin, das Lager mit künstlerischen Versatzstücken à la ZERO, Mustern für die sinnliche Wahrnehmung. Es wird ein weiß bestrichenes Objekt entnommen, man reicht es herum. Das konnte man nicht sehen, es handelt sich um ein Stück Baumrinde einer Eiche. Ohne das Tasten kann man die Gegenstände nicht richtig erkennen. Feuerzeuge, die zusätzlich mit kleinen strahlenden Lichtern ausgestattet sind, können entnommen werden, man beleuchtet seine Hand, leuchtet jemanden punktuell an. Blaue Strahlen fallen auf das weiße kleine Nagelbrett aus dem Magazin; phantastische Schattenspiele entstehen, insbesondere wenn

ich die kleine Nagelscheibe in meiner Hand drehe, schräg halte, experimentiere. Ein roter Lichtstrahl von einem anderen Feuerzeug ergibt Farb- und Schattenmischungen.

Foto: Peter Kierzkowski

Yves Klein und Lucio Fontana, beide Künstler hatten mit ihren Arbeiten der ZERO-Gruppe wesentliche Impulse zur Umsetzung der Ideen gegeben und Jan Höletrs schon bei der Vernissage begeistert. Yves Klein versucht durch monochrome Bilder und durch das Überziehen von Gegenständen mit dem strahlenden, vom Künstler selbst entwickelten Spezialblau den Betrachtern die Weite des Himmels, ja fast eine meditative Leere zu vermitteln. Lucio Fontana schneidet, durchlöchert und ritzt in seine Leinwände. Nicht der gemalte Raum auf der Leinwand des Malers, sondern der tatsächliche Raum wird vom Betrachtenden aufmerksam studiert (»concetto spaziale«). Die entscheidende Inspiration zur Gestaltung des Hartschalenkoffers von Jan Hölter sind die Arbeiten von Fontana und Klein. Durch Einritzungen in die harte Schale des Koffers entsteht keine räumliche Wirkung im Sinne Fontanas, da die Schale keineswegs nachgibt. Yves Klein kommt zur Hilfe und eine blaue Welt ummantelt den Koffer von außen. Von Innen glitzert es. CD-Scheiben deuten auf virtuelle Realitäten. Glas- und Spiegelscherben mit den Reflexionen erinnern an die ZERO-Arbeiten zu Licht. Benagelte Oberflächen untersuchen Strukturen wie G. Uecker sie erfunden hat. Der Innenraum soll weiter aus- und umgestaltet werden. Die älteren Menschen werden aufgefordert,

eigene Spiegel mitzubringen, Dinge zu entfernen und Neue hinzuzufügen. Spannende Forschungen nach dem Öffnen des Koffers können beginnen.

Foto: Peter Kierzkowski

Das Plattenspieler-Objekt spielt seine eigene Melodie – ganz ohne Ton, meint man doch Töne hören zu können, vielleicht romantische Klänge aus einer Zeit von Glanz und Glamour. Viele kleine Discokugeln, angehäuft auf dem Plattenteller, drehen sich. Sie brechen und reflektieren das Licht der simplen Glühlampe, die ihrerseits gar nicht glamourös ist. Aber der Schein bewirkt im abgedunkelten Raum und auf den umstehenden Personen Lichtflecken. Wie Heinz Mack versucht Frau Geistert die Schönheit des Lichtes dem Menschen mit Hilfe der Technik zu verdeutlichen. Sie benutzt die einfache Mechanik des sich drehenden Plattentellers, um die Lichteffekte zu verstärken. Gleichzeitig erinnert der alte Plattenspieler die Menschen an frühere Zeiten. Man spricht über die Musik, die man damals hörte und das Knistern beim Abspielen der Platten. Der abgedunkelte Raum lässt eine vertrauliche und auch spannende Atmosphäre entstehen. Sind Sie tanzen gegangen? Ansätze zur biographischen Arbeit entstehen. In einer Endlosschleife umkleidet das Objekt ein Zitat von Heinz Mack »Das Leben dreht sich nur mit Licht.«

Pädagogische Arbeit mit den Koffern in Institutionen der Altenarbeit ist nicht nur darauf ausgerichtet, über die ZERO-Ausstellung zu informieren und so ältere Menschen in den aktuellen Diskurs in der Stadt einzubinden. Ältere Menschen, die durch die Begeisterung der Keyworker/innen Interesse entwickelt haben und noch in der Lage sind, können ins Museum begleitet werden.

Aus der Sicht der Kunstpädagogik in der Sozialen Arbeit ist es besonders wichtig, für ältere Menschen eine intellektuelle Herausforderung anzubieten. Insbesondere durch die mimetische Erforschung der angebotenen Objekte kann eine differenzierte und sinnliche Wahrnehmung unterstützt werden und neue Kommunikationsanlässe ergeben sich. Diese können im weiteren Projektverlauf für Reflexionsprozesse, die eigene Person umkreisend, genutzt werden. Insbesondere bei dieser Kunst der 60er Jahre bietet sich die Verbindung zu biographischer Arbeit an. Sie wird durch den von den Keyworker/-innen hergestellten Handlungskontext herausgefordert und durch die leiblich-sinnliche Wahrnehmbarkeit der künstlerischen Arbeiten unterstützt. In der Auseinandersetzung mit der Kunst kann die eigene Position erforscht und die Differenz zu den Assoziationen der anderen Menschen, die die symbolische Sprache der Kunst ermöglicht, deutlich werden. Die eigene Identität kann so gestützt werden und auch ein Gruppenprozess kann in Gang kommen.

Beteiligte Studierende: Sandra Bannasch, Susanne Buck, Kirsten Corsten, Mersiha Ekic-Garbe, Johanna Geistert, Britta Grabensee, Jan Hölters, Brigitte Kannegießer, Bianca Klix, Silvia Maida, Laura Naegler, Laura Paetke, Christina Potok, Christina Roth, Bianka Weiß und drei, Keyworkerinnen als Gasthörerinnen

Literatur

Peez, Georg (2002): Einführung in die Kunstpädagogik, Stuttgart: Kohlhammer.

Jäger, Jutta/Kuckhermann, Ralf (Hg.)(2004): Ästhetische Praxis in der Sozialen Arbeit, München: Juventa.

Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (2003): Mimetische Weltzugänge. Soziales Handeln – Rituale und Spiele – ästhetische Produktionen, Stuttgart: Kohlhammer.

Ausstellungskatalog: ZERO. Internationale Künstler-Avangarde der 50/60er, museum kunst palast: 08. April bis 09. July 2006.

Kulturzentrum der Generationen im Jungen Schauspielhaus Düsseldorf

GÜNTER FRIEDELER

Aus der Netzwerkarbeit und den Fortbildungsprogrammen der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit Düsseldorf – hier ist vor allem das Bundesprogramm Erfahrungswissen für Initiativen (EFI) zu nennen – ist die Freiwilligen-Initiative zur Förderung des bürgerschaftlichen Engagements start³ entstanden. Start³ hat das Kulturzentrum der Generationen im Stadtteil Düsseldorf Mörsenbroich/Rath gegründet, ein Modellprojekt des bürgerschaftlichen Engagements von Seniorinnen und Senioren zur Förderung der kulturellen Bildung sozial benachteiligter Kinder und Jugendlicher. Dieses Projekt ist in der Öffentlichkeit auf unerwartet große Resonanz gestoßen. Am Anfang der Initiative stand ein Zielfindungsprozess. Die Initiative sollte im Überschneidungsbereich kultureller und sozialer Arbeit angesiedelt, eine neue Form des freiwilligen Engagements sein und die klassischen Angebote von Kultur- und Sozialarbeit um einen neuen Baustein erweitern. Als idealer Ort für diese Initiative bot sich in Düsseldorf das Junge Schauspielhaus an. Dieses Theater ist eine Begegnungsstätte für Groß und Klein, Jung und Alt, eine Produktionswerkstatt für Kinder und Jugendliche und alle, die Lust haben, sich mit Kindheit und Jugend auseinanderzusetzen. Das Theater versteht sich nicht als etwas Elitäres, sondern als ein seelisches und geistiges Grundnahrungsmittel, als Ort der Suche, der existentiellen Fragen und der Bildung des Herzens. Dieses inspirierende Umfeld bietet den Seniorinnen und Senioren einen attraktiven Rahmen, um ihre Berufs- und Lebenserfahrungen für interkulturelle und intergenerative Begegnung einzusetzen. Mit ihrem Engagement tragen sie dazu bei, das Theater stärker in den Stadtteil zu öffnen. Foyer und Vorplatz des Hauses können einen Resonanzraum bilden, der die Theaterstücke »verstärkt« und ihre Botschaften in die Lebenswirklichkeit der Bewohnerinnen

und Bewohner überträgt, damit sie dort wirksam werden. Besonderer Wert wird darauf gelegt, dass alle Beteiligen im Projekt gewinnen:

- die Kinder, die Jugendlichen und ihre Familien: Sie erhalten bessere Lebens- und Bildungschancen.
- die aktiven Seniorinnen und Senioren: Sie knüpfen soziale Netze und erfahren Lebenssinn und Lebensfreude.
- das Junge Schauspielhaus: Es erhält eine neue Schnittstelle zur Lebenswirklichkeit von Generationen und Kulturen.
- der Stadtteil Düsseldorf Mörsenbroich/Rath: Er wird durch das Engagement der Freiwilligen und das neue Profil des Theaters aufgewertet.

Foto: Anne Mommertz

Bedeutung der Initiative für den Stadtteil Mörsenbroich/Rath

Der Stadtteil Mörsenbroich/Rath gehört zu den benachteiligten Stadtteilen in Düsseldorf. Hier leben mehr alte Menschen, Alleinerziehende, Arbeitslose und Menschen mit Migrationshintergrund als in anderen Stadtbezirken. Jeder dritte Bewohner im Stadtteil Mörsenbroich/Rath ist jünger als 18 Jahre. Etwa 87 % der Wohnungen sind Sozialwohnungen. Die Auswertung von Schülerdaten weist eindeutig auf Zusammenhänge von sozialer Benachteiligung, vor-

schulischer Förderung, Schulbesuch und Bildungsstand hin. In benachteiligten Stadtteilen gehen bis zu 38 % der Kinder auf Hauptschulen, siebenmal mehr als in besser situierten Sozialräumen. Das bedeutet, dass der Stadtteil mit seinen vielen nachteiligen sozialen Bedingungen geringere Bildungschancen bietet und die Potentiale der Kinder meist nicht weiter entwickelt werden. Eine frühkindliche Bildung wird nicht ausreichend unterstützt und eine systematische Heranführung an Kultur in der Regel vernachlässigt. Dies hat maßgeblichen Einfluss auf das gesamte Leben der jungen Menschen. Der Düsseldorfer Armutsbericht von 1999 stellt in seinem Resümee besondere Herausforderungen für kommunalpolitisches Handeln fest. Es sei notwendig, Strategien zur Linderung von Armut und deren Auswirkungen zu erörtern und unmittelbare Lösungen vorzubereiten. An diesem Punkt setzt die Initiative »Kulturzentrum der Generationen« an. Seniorinnen und Senioren der Stadt Düsseldorf, die über die Initiative start³ gewonnen werden konnten, sehen hier die Notwendigkeit, sich mit ihrem Erfahrungswissen, ihrer Zeit und ihrem Engagement aktiv in Veränderungsprozesse einzubringen.

Die bisherige Entwicklung des Projektes zeigt, dass über das Engagement für die Kinder und Jugendlichen auch Eltern, Großeltern sowie allein stehende Seniorinnen und Senioren im Stadtteil erreicht werden. Es ist davon auszugehen, dass das Kulturzentrum der Generationen mit seinen Angeboten das Zusammenleben der Generationen im Stadtteil Mörsenbroich/Rath insgesamt aufwertet.

Akteurinnen und Akteure der Initiative

Bei den Mitstreiterinnen und Mitstreitern handelt es sich um sozial und kulturell engagierte Seniorinnen und Senioren, die eine aktive Rolle im Bereich der Kulturarbeit für benachteiligte Kinder und Jugendliche übernehmen. Sie bringen ihre Lebens- und Berufserfahrungen, ihre Zeit, ihre Ideen und Potentiale in das gesellschaftliche Leben ein und leisten mit ihrem bürgerschaftlichen Engagement einen wesentlichen Beitrag für die Verbesserung der Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen sowie deren Familien im Stadtteil. Sie wissen um die Bedeutung von sozialer und kultureller Teilhabe. Kein Wunder also, wenn ihnen ein Engagement im Überschneidungsbereich von Kultur- und Sozialarbeit besonders am Herzen liegt. In diesem Sinne verstehen sich die Freiwilligen als Keyworker, Vemittlerinnen und Vermittler zwischen den Bereichen. Sie schaffen Zugänge, öffnen Türen und bauen für bildungsferne Gruppen eine Brücke zu den Angeboten des Jungen Schauspielhauses. Die Engagierten möchten Verantwortung für nachfolgende Generationen übernehmen und betrachten ihr Engagement für Kinder und Jugendliche auch als Beitrag zur Entlastung überforderter Familien und Nachbarschaften. Die Se-

niorinnen und Senioren verstehen ihr Engagement als besonderen Baustein im Unterstützungsprogramm für Benachteiligte, als *Ergänzung* bzw. als *Erweiterung* der professionellen Angebote mit einer spezifischen Qualität. Weil sie nicht in professionelle Strukturen eingebunden sind, treten sie den Kindern immer als Privatpersonen gegenüber. Sie können ihnen Gesprächspartnerinnen, Gesprächspartner und Bezugspersonen sein, die ohne Leistungsanforderungen auf sie zukommen und ihnen wichtige Erfahrungen und Kenntnisse vermitteln. Die Freiwilligen haben einen hohen Anspruch an ihren Einsatz für die Initiative. Um diesem Anspruch gerecht zu werden und ihre Potentiale wirkungsvoll einsetzen zu können, bemühen sie sich, mit den professionellen Kräften im Stadtteil eng zusammen zu arbeiten und qualifizieren sich fortlaufend für ihre Aufgaben. Die Seniorinnen und Senioren verstehen ihr Engagement jedoch nicht nur als selbstloses Tätigsein für Andere, sondern sehen darin eine reiche Quelle für ihre eigene Lebendigkeit und Lebensfreude sowie eine gute Möglichkeit für soziale Vorsorge und Lebensqualität im fortgeschrittenen Alter. Sie betrachten ihr Engagement als sinnvolle gesellschaftliche Aufgabe und sehen den Umgang mit Kindern und Jugendlichen als Herausforderung und Bereicherung ihres Lebens an. Älteren Männern und Frauen, die keine Kinder haben, bietet dieses Engagement eine gute Möglichkeit, jüngeren Menschen zu begegnen und an ihrem Leben teilzuhaben.

Foto: Anne Mommertz

Zukunftswerkstatt »Begegnung der Generationen im Kinder- und Jugendtheater«

Erste inhaltliche Schwerpunkte für das Projekt Kulturzentrum der Generationen wurden Anfang 2002 im Rahmen einer Zukunftswerkstatt festgelegt. Diese fand im Foyer des Jungen Schauspielhauses statt. Die Teilnehmenden (insgesamt 25 Personen) beschäftigten sich zunächst mit ihrer Kritik an der derzeitigen Situation im Miteinander der Generationen und fassten ihre Kritikpunkte – bewusst überspitzt formuliert – in fünf Aussagen zusammen:

- Es gibt zu wenig attraktive Möglichkeiten zur Begegnung von Jung und Alt.
- Unsachgemäßer Medienkonsum führt zur Abstumpfung und Verblödung bei Alt und Jung.
- Alle Generationen sind einem starken Konsumzwang ausgesetzt.
- Alle Generationen unterliegen einem zu hohen Anspruchsdenken.
- Bei Jung und Alt verkümmert die Phantasie.

Aus den Kritikpunkten wurden im Umkehrschluss Leitsätze für die weitere Zusammenarbeit formuliert:

- Wir schaffen attraktive Orte und Anlässe zur Begegnung der Generationen.
- Wir bieten Jung und Alt Alternativen zum passiven Medienkonsum und lernen gemeinsam den verantwortungsvollen Umgang mit Medien.
- Wir leben: Sein statt Haben.
- Wir engagieren uns für ein aktives Miteinander von Alt und Jung und fördern die Übernahme von Selbstverantwortung.
- Wir sorgen dafür, dass bei Jung und Alt die Phantasie »wach gekitzelt« wird.

In Untergruppen wurde eine Vielzahl von Ideen zusammengetragen und in einem Ideenspeicher festgehalten. Dazu gehörten: Spiele für Jung und Alt, die Einrichtung eines gemeinsamen Mittagstisches, Lesenächte im Theater, der Aufbau eines Sprachcafés, gemeinsame Kunstprojekte, Naturexperimente, Lagerfeuer, Budenbauen, gemeinsame Aktionen und Feste rund um Theaterstücke des Jungen Schauspielhauses und vieles mehr. Den Teilnehmenden war wichtig, das gemeinsame Tun in den Mittelpunkt zu rücken und ein Miteinander *im Alltag* zu gestalten. Sie betonten ihr Interesse, den Kindern- und Jugendlichen aufmerksame Zuhörerinnen und Zuhörer zu sein und Verantwortung für deren Entwicklung mit zu übernehmen. Zum Abschluss der Zukunftswerkstatt wurde die Bildung von Arbeitsgruppen beschlossen, die sich für die Umsetzung der Ziele verantwortlich fühlen.

Arbeitsgruppen des Kulturzentrums der Generationen

»Nichts ist so stark, wie eine Idee,
deren Zeit gekommen ist.« (Victor Hugo)

Inzwischen haben etwa 80 Menschen Interesse für ein freiwilliges Engagement am Jungen Schauspielhaus bekundet. 35 Personen bilden den harten Kern und haben sich in verschiedene Arbeitsgruppen aufgeteilt, die auch die Organisations- und Mitwirkungsstrukturen des Kulturnetzwerks der Generationen im Prozess gemeinsam aufgebaut haben. Nach einer turbulenten Aufbauphase haben sich inzwischen alle Gruppen stabilisiert. Obwohl das Foyer des Theaters anfangs keine optimalen Rahmenbedingungen für die Projektarbeit bot, waren von Beginn an vier Gruppen aktiv; sie haben Ansprechpartnerinnen/Ansprechpartner gewählt, Grobziele formuliert und Aufgaben übernommen. Inzwischen ist der Umbau des Foyers abgeschlossen und die WunderBar für Service und Kommunikation weitgehend fertig gestellt. Für einige Aktivitäten mit den Kindern und Jugendlichen ist das Foyer Theaters nicht geeignet. Deshalb wird das Kulturzentrum der Generationen räumlich um einen Baucontainer als Keywork-Atelier erweitert.

Da das Kulturzentrum offensichtlich für viele Bürgerinnen und Bürger ein attraktives Aufgabenfeld bietet und in der Öffentlichkeit – vor allem durch Mund-zu-Mund-Propaganda – immer bekannter wird, melden sich laufend neue Interessenten und Interessentinnen für die Mitarbeit im Projekt. Sie sind bereit, entsprechende Verantwortungsrollen zu übernehmen. Um die Arbeitsfähigkeit der bereits bestehenden Gruppen zu sichern und die Kontinuität der Arbeit zu gewährleisten, sollen sie über die Aufnahme neuer Mitglieder selbst entscheiden. Neuen Mitstreiterinnen und Mitstreitern wird die Möglichkeit geboten, weitere Themenschwerpunkte zu bearbeiten und neue Gruppen bzw. Untergruppen zu bilden.

Das »ehrenamtliche Ensemble« für inszenierte Märchenlesungen

»Wenn wir nicht einfach in den Tag hinein leben, sondern unserer Existenz voll bewusst sein wollen, ist es unsere größte und zugleich schwerste Aufgabe, in unserem Leben einen Sinn zu finden […]. Die Einsicht in den Sinn des eigenen Lebens erringt man nicht plötzlich in einem bestimmten Alter, auch nicht, wenn man den Lebensjahren nach ein reifer Mensch sein müsste. Im Gegenteil: das Wissen um das, was der Sinn des Lebens sein könnte oder sein sollte, ist das Zeichen seelischer Reife und das Ergebnis einer langen Entwicklung. Heute liegt wie in früheren Zeiten die wichtigste und schwierigste

Aufgabe der Erziehung darin, dem Kind dabei zu helfen, einen Sinn im Leben zu finden.« (Bruno Bettelheim, 1975, aus: »Kinder brauchen Märchen«)

Ende 2004 konnte der künstlerische Leiter des Jungen Schauspielhauses bei einem Besuch der Initiative start³ erste Mitstreiterinnen und Mitstreiter für ein Märchen-Projekt gewinnen. Seniorinnen und Senioren bieten inzwischen regelmäßig inszenierte Märchenlesungen für Kindergarten- und Grundschulkinder an. Das Besondere an den Veranstaltungen: Die Kinder können nach jeder Märchenlesung im Foyer des Theaters ihre Eindrücke in Bildern zum Ausdruck bringen und haben die Gelegenheit, mit den Vorleserinnen und Vorlesern über die Märchen und die selbst gemalten Bilder zu sprechen. Die Freiwilligen unterstützen das Bemühen des Hauses, schon die Jüngsten für das Theater zu begeistern. Für diese Aufgabe werden sie von den professionellen Kräften des Hauses fortlaufend qualifiziert – eine Chance des Lernens, die allen Beteiligten zugute kommt.

Inzwischen ist die Gruppe auf 25 Personen angewachsen. Sie trifft sich regelmäßig zum Jour-Fixe, um mit einer Theaterpädagogin und -dramaturgin neue Lese- und Erzählprogramme zu entwickeln, sich über Literatur auszutauschen und Termine für Proben, Auftritte, Vorlese- und Erzählaktionen festzulegen sowie sonstige Aktivitäten rund um das Theaterprogramm zu besprechen. Die Gruppe hat ihr Angebot an Märchenlesungen im Hause kontinuierlich erweitert. Es gibt Überlegungen, das Angebot im Sinne des Keywork-Ansatzes in Kindergärten, Schulen und Jugendeinrichtungen zu tragen. Die Termine für die Märchen-Auftritte werden im Programm des Düsseldorfer Schauspielhauses bekannt gegeben. Das Angebot findet große Anerkennung.

Arbeitsgruppe »Sprachförderung und Leseförderung«

> Frage: Wie lange wird uns das Thema Integration noch beschäftigen?
> Laschet: Sehr lange. Schnelle Erfolge verspreche ich mir bei den Kindern über die Verankerung der Sprachförderung im Vorschulbereich.
> (Interview mit Minister Armin Laschet, WZ 13.4.06)

Bei der Initiative start³ melden sich immer häufiger aktive Seniorinnen und Senioren, deren ausdrücklicher Wunsch es ist, sich in ihrem nachberuflichen Leben für Kinder- und Jugendliche zu engagieren. Speziell ehemalige Lehrerinnen und Lehrer weisen auf den großen Förderungsbedarf von Kindern und Jugendlichen aus Familien mit Migrationshintergrund hin. Sie berichten aus dem Schulalltag und schildern die Schwierigkeiten, Schülerinnen und Schüler mit schlechten Deutschkenntnissen individuell zu fördern. Sie haben sich vorgenommen, in ihrem Ruhestand genau das zu tun, was ihnen während ihres Berufslebens oft nicht möglich war: benachteiligte Kinder und Jugendliche

individuell zu fördern, um ihnen bessere Bildungs- und Integrationschancen in dieser Gesellschaft zu eröffnen. Die Lehrerinnen und Lehrer, aber auch ehemalige Buchhändlerinnen und besorgte Großeltern beklagen das nachlassende Lese-Interesse der Kinder. Bei Veranstaltungen des Jungen Schauspielhauses in Mörsenbroich/Rath (Sommerfest, Theaterfestivals) fiel den Freiwilligen auf, dass die vielen Kinder aus der Nachbarschaft – vor allem aber ihre Eltern – häufig über sehr schlechte Deutschkenntnisse verfügen und in der Regel nicht zu den Besuchern und Besucherinnen der Kultureinrichtung zählen. Hier bot sich – wie von selbst – ein wichtiges Aufgabenfeld für die Freiwilligen an. Im Rahmen einer zweiten Zukunftswerkstatt, die auch wieder im Theater stattfand, wurde die Bildung einer Arbeitsgruppe »Sprachförderung« beschlossen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer treffen sich regelmäßig und bereiten sich auf ihre Aufgaben vor. Geplant sind eine Vielzahl von Aktivitäten, die den Wortschatz der Kinder erweitern und ihnen Lust auf die deutsche Sprache machen sollen: (Gesellschafts-)Spiele, Vorlesen, Lesewettbewerbe, Inszenierung kleiner Theaterstücke und vieles mehr. Die Freiwilligen legen Wert darauf, nicht als Lehrerinnen und Lehrer aufzutreten. Sie wollen den Kindern vielmehr »Paten für Entdeckungsreisen durch die Welt der Sprache« sein. Aktionen zur Sprach- und Leseförderung werden zu festen Zeiten im Foyer des Jungen Schauspielhauses stattfinden. Es ist daran gedacht, eine kleine Bühne im Eingangsbereich zu nutzen sowie eine gemütliche Leseecke, eine Kinderbibliothek und eine Verkleidungsecke einzurichten. Da viele Seniorinnen und Senioren über sehr gute Fremdsprachenkenntnisse verfügen, viele sogar lange im Ausland gelebt haben, soll langfristig ein »Sprachcafé« für Jugendliche eingerichtet werden. Hier sollen Schülerinnen und Schüler, deren Eltern nur selten Sprachreisen finanzieren können, Gelegenheit haben, in Gesprächen mit Älteren Englisch oder andere Fremdsprachen zu üben. In diesem Sprachcafé wollen sich dann aber auch die Seniorinnen und Senioren von den Kindern und Jugendlichen Grundkenntnisse aus deren Heimatsprachen bzw. den Heimatsprachen er Eltern und Großeltern vermitteln lassen (z.B. Türkisch oder Russisch).

Die Gruppe ist mit drei konkreten Angeboten gestartet. Eine Kleingruppe bietet einmal wöchentlich im Theaterfoyer ein kleines Programm zur Förderung der Leselust an (Sprachspiele, Vorlesen usw.). Der Impuls ging von einem Workshop aus, der von Mitarbeiterinnen des Ev. Erwachsenenbildungswerk und der Stadtbücherei gemeinsam geleitet wurde. Eine andere Kleingruppe gründete das erste Düsseldorfer Sockentheater, das mit selbst geschriebenen Stücken auf Tournee gehen und Kindergartenkinder zum Mitmachen animieren möchte. Das Socken-Ensemble wird in seiner Aufbauphase von einer professionellen Puppenspielerin begleitet. Eine weitere Gruppe hat – auf Initiative einer ehemaligen Musiklehrerin – mit dem Aufbau eines interkulturellen und intergenerativen Singkreises begonnen. Hier werden Lieder

aus den Herkunftsländern der im Stadtteil lebenden Familien gelernt und vorgetragen.

Arbeitsgruppe »Interkulturelle Arbeit im Stadtteil Mörsenbroich/Rath«

»Tu was du kannst, mit dem, was du hast, dort, wo du bist.«
(Theodor Roosevelt)

Das Kulturzentrums der Generationen – das war allen Beteiligten von Anfang an klar – kann nur gelingen, wenn gemeinsame Anstrengungen für ein gutes Miteinander unternommen werden und die Angebote allen Menschen im Stadtteil, ganz gleich aus welchem Land und aus welcher Kultur sie stammen, offen stehen. Nach einer eingehenden Stadtteilanalyse und Gesprächen mit einer Vielzahl professioneller Kräfte, die in diesem Stadtteil tätig sind, stand fest: Das Thema »Interkulturelle Begegnung« muss in aller Behutsamkeit angegangen werden. Es wurde eine Arbeitsgruppe gebildet, die sich ausdrücklich dafür ausgesprochen hat, das weitere Vorgehen im Rahmen eines umfassenden Fortbildungsprogramms zu planen und zu gestalten. Dieses Fortbildungsprogramm wird als gemeinsame Lernplattform entwickelt: Fachleute aus den unterschiedlichen Bereichen sollen eingeladen werden. Hier ist an Vertreterinnen und Vertreter von türkischen und russischen Kulturvereinen gedacht, an Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, an Firmenvertreterinnen und -vertreter (Mannesmann, Mercedes usw.), an wissenschaftliche Kräfte der Fachhochschule Düsseldorf, an Streetworker und an so genannte »Schlüsselfiguren« in Mörsenbroich/Rath.

Wichtigste Lernziele sollen sein: die Lebensgewohnheiten anderer Nationalitäten (besser) kennen zu lernen, Sicherheit im Umgang mit Menschen unterschiedlicher Kulturen zu gewinnen, Kontakte zu Menschen anderer Nationen herzustellen und Kinder, Eltern und Großeltern vor dem Hintergrund ihrer Traditionen, Gewohnheiten und Bedürfnisse für ein Miteinander im Kulturzentrum der Generationen zu gewinnen.

Die Gruppe »Interkulturelle Arbeit im Stadtteil« hat eine Analyse der Einrichtungen im Stadtteil und ihrer Angebote vorgenommen und die Ergebnisse dokumentiert. Entgegen der allgemeinen Erwartung, war bei professionellen Kräften im Stadtteil zunächst eine gewisse Verhaltenheit gegenüber den Vorschlägen der Gruppe zu spüren. Nur einige wenige Einrichtungen waren spontan zu einer Zusammenarbeit bereit. Mit ihnen sollen erste Kooperationsprojekte umgesetzt werden. Konkret zeichnet sich die Zusammenarbeit mit einem Kindergarten ab. Die Gruppe wird sich deshalb verstärkt darum bemühen, den Kontakt zu Kinder- und Jugendeinrichtungen im Stadtteil aufzubauen, für Vertrauen zu werben und die Angebote des Kulturzentrums der Generationen

bekannt zu machen. Viele der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gruppe haben – auch im Rahmen der Kunstprojekte – kleinere Aktionen zum Aufbau von Beziehungen zu Kindern, Jugendlichen und Eltern mit Migrationshintergrund gestartet. Eine Praktikantin der Fachhochschule Düsseldorf, selbst Muslimin, wird die Arbeit der Gruppe unterstützen und helfen, Kontakte zu muslimischen Frauen im Stadtteil herzustellen.

Parallel zu den Aktivitäten der Gruppe wird vom eeb-nordrhein das Fortbildungsprogramm »Kulturführerschein® für das Miteinander im Stadtteil« angeboten, das für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kulturzentrums der Generationen geöffnet wurde. Die Fortbildung erstreckt sich über 7 Monate; es nehmen 24 Personen daran teil. Sie werden – so sieht es das Konzept der Fortbildung vor – ab dem Frühjahr 2007 in Kleingruppen zeitlich begrenzte Projekte zur Förderung des kulturellen Miteinanders entwickeln und umsetzen.

Foto: Anne Mommertz

WunderBar-Team für Service und Kommunikation

»Die Existenz eines Theaters ist nicht zu rechtfertigen, wenn es nicht ein ausgeprägtes Bewusstsein seiner sozialen Aufgabe hat.«
(Eugenio Barba, 1979)

Generationenübergreifende Begegnung braucht Orte und Anlässe. Die Erfahrungen zeigen, dass Theateraufführungen im Jungen Schauspielhaus einen hervorragenden Anlass zum Austausch bieten, vor allem dann, wenn nach den Vorstellungen Bewirtungsmöglichkeiten bestehen. Anfangs nur improvisiert, sind die Treffen zwischen den Theatermacherinnen und Theatermachern sowie den jungen und alten Zuschauerinnen und Zuschauern inzwischen zu einem festen Bestandteil der Premièrenfeiern geworden. Hier ergab sich sehr schnell der Wunsch, das Angebot zu erweitern und für eine angemessene Ausstattung zu sorgen. Die Idee einer WunderBar im Foyer des Theaters fand bei allen Beteiligten großen Anklang. Gedacht war an einen inspirierenden Eingangsbereich, eine Art begehbare Bühne, auf der soziale Inszenierungen zur Begegnung der Generationen stattfinden. An einer Theke können Getränke und kleine Speisen ausgegeben werden. Sitzgruppen und Tische wurden für unterschiedliche Aktionen angeschafft. Dank der Unterstützung des Jugendamtes der Stadt Düsseldorf konnten im Frühjahr 2006 erste Malerarbeiten im Foyer ausgeführt werden. Aus Beständen des Theaterfundus wurde eine *provisorische* WunderBar eingerichtet.

Inzwischen ist die WunderBar weitgehend fertig gestellt; die letzten Änderungen werden von Barbara Schöne (Bühnenbildnerin, die das Gesamtkonzept für das Foyer entwickelt hat) vorgenommen. Für die Gruppe wurde im Herbst 2006 eine spezielle Zukunftswerkstatt angeboten, die zwei Studentinnen der Fachhochschule Düsseldorf im Rahmen einer Diplomarbeit dokumentiert und ausgewertet haben. Für die Organisation des Teams und die Bewirtschaftung der WunderBar zeichnet sich eine gute Lösung ab; es ist allerdings noch eine Vielzahl von Absprachen mit dem Jungen Schauspielhaus zu treffen. Die Überschüsse aus dem Verkauf der Getränke und Speisen kommen der Kulturarbeit mit den Kindern und Jugendlichen zugute. Das Angebot der WunderBar erstreckt sich inzwischen auch auf viele Sonderveranstaltungen wie: Tangonacht, Sommerfeste, Eröffnungsfeiern, Bewirtung während der verschiedenen Angebote usw. Um diese WunderBar soll sich auch das gesamte Angebote-Spektrum der einzelnen Arbeitsgruppen des Kulturzentrums ranken (Spiele, Sprachförderung, Bastel- und Werkangebote, Sprachcafé usw.). Für die Aktivitäten rund um die WunderBar ist eine Arbeitsgruppe zuständig, die sich als Team für Service und Kommunikation versteht. Die WunderBar-Aktiven wollen Gastgeberinnen und Gastgeber sein, die sich für das Miteinander zwischen den Theatermacherinnen und Theatermachern, den Besuche-

rinnen und Besuchern und den Stadtteilbewohnerinnen und -bewohnern aller Altersgruppen engagieren. Sie wollen einen einladenden Rahmen für Begegnung und Austausch schaffen und zu inspirierenden Aktionen ermutigen.

Die WunderBar soll kein Fremdkörper im Konzept des Jungen Schauspielhauses sein, sondern sich in das Kulturangebot des Hauses integrieren. Sie soll als weitere Bühne – als Bühne für soziale Inszenierungen – verstanden und »bespielt« werden. Deshalb war es allen Beteiligten ein großes Bedürfnis, das Foyer so auszugestalten, dass eine Theateratmosphäre unbedingt erhalten blieb.

Foto: Anne Mommertz

Werkstatt Kunst und Kultur

»Demokratisch ist es, den kleinen Kreis der Kenner zu einem großen Kreis der Kenner zu machen. Denn die Kunst braucht Kenntnisse […]. Der Kunst liegt ein Können zugrunde, und es ist dies ein Arbeiten-können. Wer Kunst bewundert, bewundert eine Arbeit, eine sehr geschickte und gelungene Arbeit. Und es ist nötig, etwas von dieser Arbeit zu wissen, damit man sie bewundern und ihr Ergebnis, das Kunstwerk, genießen kann […] Wenn man zum Kunstgenuss kommen will, genügt es ja nie, lediglich das Resultat einer künstlerischen Produktion bequem und billig konsumieren zu wollen, es ist nötig, sich an der Produktion selbst zu beteiligen, selbst in gewissem Umfang produktiv

zu sein, einen gewissen Aufwand an Phantasie zu betreiben, seine eigene Erfahrung der des Künstlers zuzugesellen oder entgegenzuhalten […].« (Bertholt Brecht)

Das Kulturzentrum der Generationen wird die Kinder und Jugendlichen in Mörsenbroich/Rath nicht nur sprachlich sondern auch künstlerisch fördern. Hierbei geht es im Wesentlichen darum, ihnen über eigenes schöpferisches Tätigsein neue, individuelle Zugänge zu Kunst und Kultur zu vermitteln. Künstlerische Aktivitäten sollen vor allem Kindern mit schlechten deutschen Sprachkenntnissen alternative Ausdrucksformen ermöglichen und ihnen im außerschulischen Bereich Erfolgserlebnisse vermitteln. Wie sich bei verschiedenen Anlässen gezeigt hat, lassen sich die Kinder und Jugendlichen aus der Nachbarschaft des Jungen Schauspielhauses über gemeinsame Bastel- und Werkaktionen besonders gut ansprechen. Sie wollen gemeinsam mit Erwachsenen Dinge gestalten und zeigen bei Werk- und Kunstaktionen – entgegen häufig geäußertem Mangel an Zuverlässigkeit und Durchhaltevermögen – eine hohe Konzentrationsfähigkeit und ein großes Ausdauervermögen. In diesem Bereich wird mit Düsseldorfer Künstlerinnen und Künstlern und entsprechenden Bildungs- und Kultureinrichtungen kooperiert (museum kunst palast, Kunstschule Werksetzen, Fachhochschule Düsseldorf). Das Team der Kunstwerkstatt des Kulturzentrums hat gemeinsam mit einer Künstlerin in den Osterferien 2006 ein erstes Kunstprojekt vor dem Theater realisiert. In Anlehnung an eine New Yorker Kunstaktion (Para-Sites) haben insgesamt 45 Kinder und neun SeniorInnen an drei Tagen ein Budendorf gebaut. Bei diesem Projekt verstanden sich die Senioren bewusst nicht als Anleiterinnen und Anleiter sondern als Unterstützerinnen und Unterstützer. Sie »assistierten« den Kindern, damit diese ihre eigenen Entwürfe umsetzen konnten. Das Kunstprojekt wurde vom Kulturamt der Stadt Düsseldorf finanziell unterstützt.

Die Werkstatt für Kunst und Kultur wird langfristig ein spezielles Programm mit dem Schwerpunkt handwerkliches Gestalten anbieten, in das Männer und Frauen aus dem Stadtteil mit entsprechenden Fähigkeiten eingebunden werden sollen. Die Aktivitäten der Werkstatt sollen – wo immer möglich – auf Inszenierungen des Jungen Schauspielhauses zugeschnitten sein. Sie zielen darauf ab, die Kinder über Erfahrungen mit Bühnenbildern, Kostümausstattungen und Requisiten zur (Mit-)Gestaltung individueller und öffentlicher Räume zu ermutigen.

Die Gruppe Kunst & Kultur hält seit Anfang 2006 ein regelmäßiges Angebot für Kinder- und Jugendliche im Stadtteil vor. Hierzu gehören Kreativangebote aller Art (werken, bauen, nähen, malen, spielen), die in den Sommermonaten überwiegend im Freien stattgefunden haben. Da in der kalten Jahreszeit keine geeigneten Räumlichkeiten zur Verfügung stehen (das Foyer des Jungen Schauspielhauses kann nur sporadisch genutzt werden), wurde

nach einer geeigneten Räumlichkeit gesucht, die der Gruppe regelmäßig zur Verfügung steht. Die Entscheidung fiel für die Aufstellung eines Bau-Containers, der als gemeinsame Werkstatt bzw. als Keywork-Atelier genutzt werden kann. Die Verhandlungen für die Bereitstellung eines Containers wurden von sieben Jugendlichen aus Rath geführt, die – begleitet von zwei Erwachsenen – der Geschäftsführung des Bauunternehmens HochTief ihre Ideen für die Nutzung des Keywork-Ateliers vorstellten. Die Gruppe »Werkstatt Kunst & Kultur« wird von der Düsseldorfer Künstlerin Anne Mommertz begleitet.

Menschen und Institutionen, die die Idee unterstützen

Das Projekt Kulturzentrum der Generationen braucht Unterstützung und Förderung. Soll es gelingen, muss den Beteiligten das Gefühl gegeben werden, dass das Vorhaben insgesamt gewollt ist und Unterstützung von Außenstehenden erfährt. Wichtig ist vor allem, dass die öffentliche Hand mit im Boot ist und Verantwortung mit übernimmt. Die Freiwilligen von start^3 bemühen sich um Sponsoren und Sponsorinnen, um die bestehenden Finanzlücken zu schließen und um Sachspenden zu akquirieren. Sie wünschen sich Unterstützung durch die Institutionen im Umfeld der Initiative; von Handel, Wirtschaft, aber auch von Privatpersonen, die Kontakte vermitteln und Zugänge schaffen können. Mitstreiterinnen und Mitstreiter haben für die notwendige Unterstützung inzwischen über ihre ehemaligen Kolleginnen und Kollegen auch Kontakte zu ihren früheren Arbeitgebern hergestellt. Sie haben Türen geöffnet und damit die Mittelbeschaffung erleichtert. Die Seniorinnen und Senioren von start^3 sehen die Initiative »Kulturzentrum der Generationen« als Ergänzung zur Daseinsvorsorge der Kommune in diesem belasteten Stadtteil. Sie haben deshalb die aus ihrer Sicht im Vordergrund stehenden Fachämter bei dieser Querschnittsaufgabe um Unterstützung und Zusammenarbeit gebeten. Das Jugendamt und das Kulturamt haben das Projekt spontan unterstützt. Das Seniorenreferat im Sozialamt hat nach ersten Gesprächen mit den Initiatoren des Kulturzentrums Interesse an der Initiative bekundet. Das Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration NRW unterstützt das Projekt im Rahmen des bundesweitern EFI-Programms (Beratung und Begleitung der seniorTrainer). Darüber hinaus hat es wegen des Modellcharakters der Initiative finanzielle Unterstützung für die Bereiche Investition und Qualifizierung der Freiwilligen gewährt. Die Fachhochschule Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, unterstützt die Initiative seit ihrem Beginn. Studentinnen und Studenten können im Kulturzentrum der Generationen Praktika absolvieren. Sie haben bereits mehrere Teilprojekte aus

dem Praxisfeld im Rahmen von Diplom- und Semesterarbeiten dokumentiert bzw. evaluiert.

Foto: Anne Mommertz

Qualifizierung der Freiwilligen

Obwohl die Freiwilligen des Projektes aus ihrem Berufsleben ein großes Maß an Sozial-, Methoden- und Fachkompetenz mitbringen und über sehr viel Lebenserfahrung verfügen, ist ihnen sehr daran gelegen, sich in ihrem Engagement für Kinder und Jugendliche fachlich (weiter) zu qualifizieren. Vor allem wird es erforderlich sein, sie mit den spezifischen Methoden der sozialen und kulturellen Arbeit vertraut zu machen und sie – sofern sie aus dem Bereich der sozialen Arbeit kommen – über die neuesten Entwicklungen zu informieren. Gerade der besondere Vorteil des Programms – nämlich die Möglichkeit zu interdisziplinärem Zusammenwirken – erfordert eine beständige Bündelung und Ausrichtung auf die gemeinsamen Ziele.

In den Gesprächen mit den Gruppen haben sich folgende Fortbildungswünsche ergeben:

- Fortbildungen zu den Themen »Gruppenentwicklung und Konfliktmanagement«, »Umgang mit Kindern und Jugendlichen«,

- »Methoden zur Förderung von Sprachkompetenz (speziell für Kinder mit Migrationshintergrund)«,
- »Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising«,
- Qualifizierung für die Mitstreiterinnen und Mitstreiterinnen der Gruppe »Interkulturelle Begegnung« (Arbeitstitel: Kulturführerschein® für das Miteinander im Stadtteil),
- Qualifizierung für das Team der WunderBar (Arbeitstitel: »Starke Nachbarn, starke Kinder!«),
- Vermittlung von Techniken für die künstlerische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen,
- Fortbildungsprogramm »Soziales Inszenieren«,
- Team-Coaching und Supervision.

Die Seminare werden von den Aktiven auch als Möglichkeiten zur Entwicklung eines Wir-Gefühls gesehen, als Möglichkeit für die freiwilligen Mitstreiterinnen und Mitstreiter, eigene soziale Netzwerke aufzubauen und sich wechselseitig in der persönlichen Weiterentwicklung zu unterstützen. Das Projekt hat Modellcharakter. Wie das starke Interesse und die Nachfrage aus unterschiedlichen Kreisen zeigt, eröffnet es auch für andere Kulturinstitute, für Kommunen und Verbände Perspektiven für eine zeitgemäße Zusammenarbeit mit Menschen im nachberuflichen Leben.

Kunstspuren

INGE GÖSSLING/RENATE JASTRZEMBSKI

1. Über die Kunst neue soziale Netze knüpfen und bürgerschaftliches Engagement fördern

Die Gestaltung von Kunst und Kultur bietet in allen Lebensphasen vielfältige Möglichkeiten für die Entwicklung der Persönlichkeit. Sie kann zur Integration und Orientierung des Einzelnen in der Gesellschaft beitragen. Dies gilt auch in besonderem Maße im Alter, wo individuelle Entwicklungsaufgaben mit sozialen Umbrüchen zusammentreffen. Ältere Menschen haben bis ins hohe Alter ein großes Interesse an ihrer Umwelt und produktiver Tätigkeit. Sich künstlerisch zu äußern, ist eine ganz wesentliche Ausdrucksform des Menschen. In jedem steckt ein Talent, das es nur zu aktivieren gilt. Daher ist es von großer Bedeutung, nicht nur einen passiven, konsumierenden Zugang zu Kunst und Kultur sicherzustellen, sondern auch einen aktiven und produktiven. Oftmals müssen ältere Menschen für ihre kreative Selbstverwirklichung aber von außen Ermutigung und tatkräftige Unterstützung erfahren.

Der Zugang zu Bildung, Kunst und Kultur ist in der heutigen Wissensgesellschaft in hohem Maße entscheidend für die Lebensqualität von älteren Menschen. Kulturelles Engagement älterer Menschen bringt aber auch Entwicklungen in Gang, die auch den jüngeren nutzen. Kulturell aktive Ältere beleben den Dialog der Generationen. Im Spannungsfeld von demografischer Entwicklung in unserer Bevölkerung, Zeiten knapper Kassen und persönlicher Neuorientierung kann die Netzwerkarbeit über den Bereich Kunst und Kultur einen wesentlichen Beitrag zur Sinngebung, Lebensfreude und Integration älterer Menschen in die Gesellschaft leisten. Gemeinsame Lernprozesse und soziales Miteinander lassen Beziehungen zwischen den Generationen wachsen. Kunst kann Brücken bauen und Verbindungen schaffen, der soziale Zusammenhalt und das Verständnis für die jeweils andere Generation wird gestärkt. Neue Nachbarschaften können entstehen. Gemeinsame kreative Aktivitäten

von Jung und Alt helfen, Vorurteile abzubauen und eine lebendige Gesellschaft für alle Generationen zu schaffen. Kunst kann zum Kommunikationsfaktor und zum sozialen Bezugspunkt werden.

Das Projekt »Kunstspuren« richtet sich an Menschen in der nachberuflichen Lebensphase. Diese Zeit ist häufig gekennzeichnet durch viel freie Zeit und die Suche nach dem Ziel und Sinn der verbleibenden Lebenszeit. »Kunstspuren« ermöglicht auch Begegnung zwischen den Generationen. In Kooperation mit einer Grundschule finden »Kunstspuren« für Senioren und Grundschüler gemeinsam statt. Es wird Raum geschaffen für vielfältige Erfahrungen auf der Basis von künstlerischem Schaffen. Das Projekt stellt einen innovativen Ansatz in der generationsübergreifenden sozialen Arbeit dar und wirkt in zweifacher Hinsicht. Zum einen wirkt es nach innen: es fördert den Mut zur eigenen Kreativität und stärkt damit die Persönlichkeit der jüngeren und älteren Teilnehmenden. »Kunstspuren« gibt experimentellen Spielraum, um sich gestalterisch mit allen in der Umwelt zu erproben. Und es hilft, das Spannende, Interessante und Unbekannte zu suchen und gibt Raum für Spontaneität und Neugier. Das Projekt »Kunstspuren« wirkt zum anderen auch nach Außen. Es ermöglicht, ein neues Altersbild zu entwickeln und es zu leben und gibt Orientierung im sozialen Wandel.

2. Ziele des Projekts

Die Teilnehmenden des Projektes »Kunstspuren« werden unter fachlicher Anleitung an eine theoretische und praktische Auseinandersetzung mit moderner Kunst herangeführt.

In einer anregenden Atmosphäre werden die Teilnehmer in die Welt der Kunst eingeführt. Das Projekt »Kunstspuren« orientiert sich am Lernen mit allen Sinnen. Durch theoretische Wissensvermittlung zum Themenbereich »Moderne Kunstwerke und Künstlerbiografien« sowie durch gut vorbereitete Bild- und Objektbetrachtungen sollen die Teilnehmenden zum lebhaften und kritischen Austausch angeregt werden. Dabei können sich neue Gesprächsthemen und Gesprächsgrundlagen entwickeln. Die Teilnehmenden werden mit Bildern vertraut gemacht, von denen sie lernen, wie man Geschichten erzählt, wie man Rätsel stellt oder löst und wie man Träumen Gestalt geben kann.

Durch Anleitung zu vielfältigen künstlerischen Arbeitstechniken können kreative Potentiale (wieder) entdeckt und eigene Fähigkeiten ausprobiert werden. Es geht darum, die Teilnehmenden zu neuen Erfahrungen und kreativen Experimenten zu ermutigen. Jeder soll mit seinen Ideen einen eigenen künstlerischen Ausdruck finden. Die Freude am gemeinsamen Tun soll gefördert und individuelle Kompetenzen sollen angeregt und unterstützt werden. Beab-

sichtigt ist, mit kreativen Mitteln eine Stärkung von Selbstwertgefühl, Lebenssinn und sozialer Einbindung zu erreichen.

Durch die Präsentation der gefertigten Arbeiten in einem geeigneten Rahmen sollen die Potentiale des Alters einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Der Besuch von Museen, die Arbeiten der Künstler zeigen, mit denen sie sich während der Projektdauer beschäftigt haben, soll den Teilnehmenden trotz zum Teil eingeschränkter Mobilität ermöglichen, mit moderner Kunst in Kontakt zu treten. Die eigenen Arbeiten können in einen künstlerischen Zusammenhang mit den Erkenntnissen der Modernen gebracht werden. Der eigene Standpunkt kann reflektiert und im Austausch mit den anderen Projektteilnehmenden können neue Anregungen entstehen.

3. Programm

Das Projekt »Kunstspuren« wurde von einer Dipl. Sozialarbeiterin und einer künstlerischen Mitarbeiterin entwickelt.

4. Zeitlicher Projektrahmen

Die Projektteilnehmenden treffen sich zweimal monatlich von 14:30 bis 18:00 Uhr über einen Zeitraum von etwa sechs Monaten. Im Anschluss wird die Präsentation der Projektergebnisse erarbeitet.

5. Struktur und Inhalt/Themen des Projekts

Die theoretische und praktische Auseinandersetzung mit dem Lebenswerk von sechs Künstlern der Moderne ist Inhalt des Projekts Kunstspuren. Zu jedem Künstler gibt es jeweils einen theoretischen und praktischen Projekttag, die gemeinsam eine Projekteinheit bilden.

6. Sequenzen der Projekteinheiten

Jede Projekteinheit erfolgt nach einem relativ gleich bleibenden Ablaufschema. Das vorgegebene Raster soll den Teilnehmenden Sicherheit bieten sowie den Tag vorhersehbar und überschaubar machen. Einzel- und Gruppenarbeit wechselten sich ab. Der Einsatz verschiedener Arbeitstechniken und Arbeitsmaterialien erfolgt in sinnvoller Kombination und Reihenfolge – nach dem

Prinzip multipler Anregung –, wobei die speziellen Kompetenzen bzw. Einschränkungen der Teilnehmenden berücksichtigt werden. Jede Projekteinheit ist für sich abgeschlossen, dennoch bauen die verschiedenen Projekttage aufeinander auf und stehen im Zusammenhang.

Vorbereitete Umgebung: Durch die – im Sinne von Maria Montessori – vorbereitete Umgebung (z.B. der Raum- und Tischgestaltung) der einzelnen Projekttage erfolgt bereits eine erste Hinführung auf das jeweilige Projektthema. Nach Montessori gibt es ohne vorbereitete Umgebung kein konstruktives Tun. Bereits die Umgebung soll Anregung sein, das angebotene Material Anziehungskraft ausüben sowie Neugier und Lust auf neue Tätigkeiten wecken.

Einstiegsphase – Informationen, Austausch und Spiel -: In einer gestalteten Stuhlkreisrunde werden die Teilnehmenden über die Arbeitsinhalte des Projekttages informiert. Das Interesse an den jeweiligen Aufgaben bzw. dem Thema sollte damit geweckt sowie die Identifikation mit der Arbeit und dem zu erwartenden Arbeitsergebnis gefördert werden. Zudem können Erwartungen und Befindlichkeiten geäußert werden. Zu den generationsübergreifenden Angeboten gehören verschiedene Spielangebote zum gegenseitigen Kennenlernen.

Theorie-Input: In dieser Einheit geht es um Wissensvermittlung, Diskussion, Informationserteilung. Neue Themen, Dimensionen und Erlebniswelten können erschlossen und Neugier geweckt werden.

Praktische Arbeit: Es werden Techniken, Medien, Ausdrucks- und Darstellungsformen der modernen Kunst vermittelt sowie Ideen, Materialien und Ansätze der Moderne (be-)greifbar gemacht. Die Teilnehmenden erkunden Formzusammenhänge, Farbkombinationen und Oberflächenstrukturen und erproben farbige Gestaltungsmöglichkeiten zur Förderung von Sensibilität, Fantasie und Kreativität sowie szenisches Gestalten.

Auswertung: Die Arbeitserfahrungen und Arbeitsergebnisse werden ausgewertet und es gibt ein Feedback einschließlich Kritik

Essen als Abschluss: Den Abschluss eines jeden Projekttages bildet ein gemeinsames Essen, jeweils in der Farbe des Projekttages (jedem Künstler wurde eine bestimmte Farbe zugeordnet). Dieses Element soll noch einmal den sinnlichen Anspruch des Projekts verstärken und bietet allen Beteiligten Gelegenheit, sich über die gemeinsamen Erfahrungen auszutauschen und entstandene Kontakte zu intensivieren.

7. Themen/Inhalte der Theoriearbeit

- *Farbenlehre:* Farbsymbolik, Farbpsychologie, Farbphysiologie, Farbkontraste, Farbharmonie, Farbästhetik, Farbkultur, Farbverbindungen in der

Malerei, Möglichkeiten der Farbherstellung, Farbmischung und Auftragens auf unterschiedliche Malgründe,

- *Beschäftigung mit dem Künstler:* Beschäftigung mit der Biografie und dem künstlerischen Lebenswerk verschiedener Künstlerinnen und Künstler (von Josef Albers bis Victor de Vasarely), Einführungsreferat, Diskussion
- *Künstlerische Gestaltungsmöglichkeiten:* Plastik, Skulptur, Objekt, Collage, Maltechniken u.a., Bildbetrachtung, Seh- und Kunstgesetze, Elemente der Bildersprache, Mittel der Bildbetrachtung, Ästhetik.

Die großen Entwicklungslinien der Moderne, die vielfältigen Techniken und die von den Künstlern verwendeten Materialien werden erörtert. Die Teilnehmenden lernen, sich mit Kunst als einer besonderen Form der schöpferischen Tätigkeit des Menschen zu beschäftigen, indem sie Kunstwerke oder Kunstereignisse in ihrer besonderen Formensprache auf sich wirken lassen. Das ästhetische Urteilsvermögen und die Kommunikation über Kunst und die gestaltete Umwelt werden verbessert, bildhaftes Denken gefördert und in geistigen »Probierbewegungen« entwickeln sich eigene bildnerische Ideen in Anlehnung an die jeweiligen Künstler.

Die Theoriearbeit bildet die Basis für das spätere eigene Gestalten, dient der Inspiration und soll Lust machen auf neue künstlerischen Erfahrungen. Grundkenntnisse der Farbenlehre sind wichtige Voraussetzungen zum eigenständigen Umgang mit Farben bei der späteren kreativen Umsetzung. Jedem der sechs Künstler wird eine bestimmte Farbe zugeordnet, so dass die Teilnehmenden Interessantes und Wissenswertes insbesondere zu den Farben Weiß, Braun, Rot, Blau, Grün und Gelb erfahren.

8. Themen/Inhalte der praktischen Arbeit

Themen bzw. Inhalte der praktischen Arbeit waren:

- Farbkompositionen in Collagentechnik
- Experimente mit Zufallstechniken
- Geometrisierung einer Bildfläche
- Gestaltung eines Architekturmodells
- Erarbeitung eines Stilllebens im Materialmix
- Plastische Arbeit mit Gips
- Farb- und Strukturexperimente
- Gestaltung einer Mosaikarbeit
- Papierschnitt
- u.v.m.

An zwei Beispielen soll die praktische Vorgehensweise aufgezeigt werden:

Thema: Paul Klee

Experimentieren mit Aquarellfarben und verschiedenen Zufallstechniken. Als Projekteinstieg wurde das Lebenswerk des Künstlers Paul Klee – einer der bedeutendsten Vertreter der Moderne – gewählt. Zum einen, weil sein vielseitiges Werk von intensiver Farbigkeit und geometrischen Formen allgemein sehr bekannt ist und zum anderen, weil es einen lokalen Bezug zu Düsseldorf gibt: Der reiche Bestand an Klee-Arbeiten ist das einzigartige Fundament der Kunstsammlung NRW und Klee hat Anfang der dreißiger Jahre eine Lehrtätigkeit an der Düsseldorfer Kunstakademie ausgeübt. Während dieser Zeit sind einige seiner bekannten Aquarelle entstanden. Die Nähe des Künstlers zum eigenen Lebensumfeld ist für die Teilnehmenden ein guter Ausgangspunkt für die zunächst theoretische Auseinandersetzung mit seinem Lebenswerk, seinen Arbeitstechniken und Materialien.

Der praktische Einstieg am ersten Projekttag war bewusst niedrigschwellig: Im ersten Schritt mischten die Teilnehmenden Aquarellfarben, um deren Vielseitigkeit zu erproben und Farbbeziehungen herzustellen. Für die meisten waren diese Materialerfahrungen ganz neue Erkenntnisse; sie bildeten die Grundlage für erste Umsetzungsversuche in eine Nass-in-Nass-Technik. Dieses Zufallsverfahren gab den Teilnehmenden – trotz kurzer Einarbeitungszeit – vielseitige Gestaltungsmöglichkeiten. Als zweite Zufallstechnik experimentierten die Teilnehmenden mit »Klecksografien« und bearbeiteten sie, so dass bald erste Ergebnisse von interessanter Farbigkeit und Formgebung entstanden.

Der zweite Projekttag wurde genutzt, um die Lernerfahrungen differenziert umzusetzen und die charakteristischen Eigenschaften der Aquarellfarben von transparent bis farbig deckend malerisch auszuprobieren. Von den eigenen, vielfältigen und unterschiedlichen Arbeitsergebnissen waren die Teilnehmenden freudig überrascht. Keiner hatte erwartet, dass nach so kurzer Übungsphase so viele interessante Aquarelle entstehen würden. Es gab einen regen Austausch über den gelungenen Projekteinstieg, die Arbeitstechniken und die positiven Erfahrungen. Die Gruppenatmosphäre war von gegenseitiger Anerkennung und freudiger Überraschung geprägt.

Thema: Piet Mondrian

Farbkompositionen in Collagentechnik. Kaum ein anderer Maler des 20. Jahrhundert hatte einen größeren Einfluss auf die abstrakte Kunst als Piet Mondrian. Durch die Auseinandersetzung mit seinen Arbeiten erhielten die Projektteilnehmenden Gelegenheit, einen eigenen Zugang zu diesem Kunststil zu entwickeln. Reduktion in Form und Farbe ist das Thema von Mondrian. Er arbeitet fast nur mit Primärfarben und einfachen Linien und kommt damit zu

einer verstärkten Bild- und Farbwirkung. Mondrian nutzt den Effekt, dass durch eine schwarze Umrandung die Leuchtkraft der Farben intensiviert wirkt.

Nach eingehenden Kunstbetrachtungen erprobten die Teilnehmenden mit verschiedenen Farbstreifen und Formen eigene Farbkompositionen. Die zahllosen Varianten des Verschiebens gaben den Teilnehmenden die Möglichkeit herauszufinden, in welcher Anordnung das Bild die richtige Farbkomposition und Aussagekraft erhält. Diese Verfahren bereitete allen besonders viel Freude, weil die Collagentechnik viel Raum zum Experimentieren und fast spielerische Freiheit lässt. Man kann sich vom Material leiten lassen, bis der gewünschte Farbkontrast erreicht ist. Die Teilnehmenden erarbeiteten in gegenseitiger Beratung Kunstsammelmappen und Bilder mit eigenen Farbanordnungen und Formgebungen. Es entstanden kontrast- und spannungsreiche Arbeiten von faszinierender Originalität.

Auch am dritten Projekttag wurden die Erwartungen an ihre eigene Kreativität und Fertigkeit weit übertroffen. Die Abschlussrunde machte deutlich, dass die Collagentechnik gerade für hochbetagte Menschen eine ausgezeichnete gestalterische Ausdrucksform ist. Das Selbstbewusstsein der Teilnehmenden wurde durch die gegenseitigen positiven Rückmeldungen sehr gestärkt und machte Mut, sich auf neue Arbeitsverfahren einzulassen.

9. Präsentation der Arbeitsergebnisse des Projektes »Kunstspuren«

Nach Abschluss der 12 Projekttage wurden in einer mehrtägigen Ausstellung die Projektergebnisse der Öffentlichkeit präsentiert. Es sollte nach außen deutlich gemacht werden, dass sich aus einzelnen Teilnehmern eine Gruppe entwickelt hatte. Zu den Ausstellungen kamen sehr viele Besucher und die Resonanz war überaus positiv. Einige kamen sogar mehrmals in die Ausstellung, um sich von der künstlerischen Atmosphäre einfangen zu lassen. Für die Projektteilnehmenden bedeutete die Ausstellung der Projektarbeiten, mit ihren Werken und Fähigkeiten Beachtung und Anerkennung zu finden. Die enorme positive Resonanz hatte eine wichtige Stärkung des Selbstwertgefühls zur Folge. Solche Erfolgserlebnisse können helfen, das gesellschaftliche Altersbild realistisch darzustellen.

10. Auswertung der Projekttage

Nach Beendigung des Projektes sollten die erzielten Ergebnisse im Rahmen von Praxisforschung durch verschiedene Auswertungsinstrumente überprüft werden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass eine Auswertung von Bildungsprozessen aufgrund ihrer erheblichen Komplexität nicht einfach ist. Insbesondere, wenn es – wie beim Kreativprojekt »Kunstspuren« – nicht nur um die Vermittlung von abfragbarem Wissen, bestimmter Fähigkeiten oder konkreter Verhaltensweisen geht, sondern das Projekt insgesamt zu einer Verbesserung der Lebensqualität älterer Menschen beitragen soll. Ein Zurückgreifen auf ein breites Spektrum an Datenquellen sollte zu einer angemessen Beurteilung der Zielerreichung führen: Erinnerungsprotokolle wahrnehmbarer Prozesse, Mündliche Rückmeldungen der TeilnehmerInnen während der Projekttage, Schriftliche Befragung der TeilnehmerInnen, Fotos.

Erforderliche Daten zur Auswertung wurden durch Befragung der TeilnehmerInnen mittels Fragebogen erhoben. Der Fragebogen enthält zehn kurze, verständlich formulierte, geschlossene Fragen. Die Items sind durch Ankreuzen auf einer Skala von 1 bis 5 zwischen ja und nein zu beantworten. Zusätzlich enthält der Fragebogen eine Möglichkeit für persönliche Bemerkungen. Der Fragebogen wurde nach dem achten Projekttag individuell und anonym ausgefüllt. Fünfzehn Personen hatten an dem Projekt teilgenommen und alle haben den Fragebogen ausgefüllt.

Die TeilnehmerInnen werteten wie folgt:

Attraktivität der Projektthemen:	93 % sehr gut	07 % gut
Verständlichkeit der Projektinhalte:	80 % sehr gut	20 % gut
Erfüllte Erwartungen an die Projektinhalte:	93 % sehr gut	07 % gut
Atmosphäre während des Projektes:	93 % sehr gut	07 % gut
Gestaltung des Projektraumes:	93 % sehr gut	07 % gut
Gruppenerleben:	80 % sehr gut	20 % gut
Persönliche Anregungen:	80 % sehr gut	20 % gut
Neue Erfahrungen:	93 % sehr gut	07 % gut
Zufriedenheit mit dem Ergebnis:	93 % sehr gut	07 % gut
Empfehlung des Projekte:	93 % sehr gut	07 % gut

Nimmt man die errechneten Werte der Gesamtauswertung als Maßstab für die Beurteilung des Projektes, so ergibt sich folgendes Bild:

Bewertung des Projektes mit »sehr gut«:	89,1 % der Teilnehmenden
Bewertung des Projektes mit »gut«:	10,9 % der Teilnehmenden.

Mehrere der Befragten haben ihre Bewertungen im Fragebogen mit folgenden Aussagen zusätzlich kommentiert:

- »Das Projekt hat mir sehr gut gefallen! Vor allem die Vorbereitungen, die stets freundliche Hilfe, die fröhliche Atmosphäre. Einfach alles!. Es gab absolut nichts zu meckern.«
- »Es war alles sehr gut vorbereitet und es herrschte eine sehr entspannte, positive Atmosphäre«
- »Ich habe Vieles gelernt und möchte gerne weitermachen.«
- »Besonders gut gefallen haben mir die hervorragende Präsentation, die Vorbereitung und Hilfestellung, das entspannte Zusammensein und das Abschlussgespräch. Nicht gefällt mir, dass das Projekt schon wieder vorbei ist. Bitte machen Sie weiter!«
- »Das Projekt Kunstspuren hat mir sehr gut gefallen. Besonders beeindrucken war die ausgezeichnete Vorbereitung der Projektleiterinnen, die Vielzahl der Themen, die Fülle der Materialien. Sehr gut waren der Aufbau, die theoretische Einführung und anschließende Praxis. Sehr gefreut hat mich auch die freundliche Atmosphäre, die Aufmerksamkeit und Freundlichkeit der Leiterinnen genauso wie das angenehme Miteinander der Teilnehmerinnen. Gut war auch der zeitliche Aufbau mit dem Mittagessen. Rundum gelungen!«
- »Danke für die gute Aufnahme, Aufklärung, Arbeitsklima. Es hat mir viel Freude gemacht!!«
- »Es war ganz toll«
- »Klasse waren die Präsentation, die Vorbereitung der Inhalte und Aktivitäten und die Ideenvielfalt.«

Die Daten der Befragung bestätigten eindeutig die positiven Rückmeldungen der TeilnehmerInnen wie: »Ich habe von meinen Fähigkeiten gar nichts gewusst«, »Das Projekt muss unbedingt weitergehen«, »Seit zehn Jahren leide ich an Depressionen und es ist mir schon lange mehr so gut gegangen, wie in dieser Gruppe«, »Soviel Freude hatte ich schon lange nicht mehr«, »Das Projekt hilft, von Beschwerden abzulenken, man braucht nicht mehr so oft zum Arzt« Es gibt offenbar bei älteren Menschen ein großes Bedürfnis nach produktiver Tätigkeit bzw. kreativen Ausdrucksformen. Alle waren lernbereit und offen für neue Erfahrungen; festgelegte Vorstellungen sind in Bewegung geraten.

Folgende Projektziele konnten erreicht werden

Es ist gelungen, älteren Menschen theoretisches Wissen zum Themenbereich moderner Kunst zu vermitteln, durch gut vorbereitete Bild- und Objektbetrachtungen zum lebhaften und kritischen Austausch anzuregen, zu helfen,

neue Grundlagen für Gespräche zu entwickeln, ältere Menschen unter Anleitung an künstlerische Arbeiten heranzuführen und vielfältige Arbeitstechniken einzuüben, älteren Menschen Gelegenheit zur (Wieder-)Entdeckung kreativer Potentiale zu geben, Mut zu neuen Erfahrungen und kreativen Experimenten zu machen, Freude an der gemeinsamen Arbeit sowie Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten zu fördern, Anregung und Unterstützung zur Entfaltung individueller Kompetenzen zu geben, Lernerfahrungen zu ermöglichen, die das Selbstvertrauen stärken und soziale Einbindung fördern, Möglichkeiten einzuräumen, die Potentiale des Alters einer breiten Öffentlichkeit zu zeigen, um einen Beitrag zur Entwicklung eines differenzierten Altersbildes zu leisten, auch in ihrer Mobilität eingeschränkte Menschen mit moderner Kunst in Kontakt zu bringen, um die eigenen Arbeiten in einen künstlerischen Zusammenhang mit den Erkenntnissen der Moderne zu stellen, mit kreativen Mitteln eine Stärkung von Selbstwertgefühl, Lebenssinn und soziale Einbindung zu erreichen.

Weitere Ergebnisse

- Die Vernetzungsstruktur der Projektteilnehmenden ist erheblich dichter geworden; sie konnten aktiv in einem sozialen Netz mitarbeiten.
- Das Projekt »Kunstspuren« war für alle eine persönliche Energiequelle und hat maßgeblich zur Erhaltung und Steigerung der Lebensqualität beigetragen.
- Projekte wie »Kunstspuren« können das Alter ins aktive Leben zurückholen und kulturelle Interessen älterer Menschen stärken und fördern.

Kulturführerschein® Demenz

PETRA WIENSS

Die Zukunft hat begonnen

Vor zehn Jahren, beim ersten Seniorentag in Düsseldorf-Gerresheim, eröffnete die damalige Oberbürgermeisterin der Stadt, Marlies Smeets, den Besucherinnen und Besuchern: »Für Gerresheim hat die Zukunft schon begonnen!«

Der Hintergrund: 1995 betrug der Anteil der Gerresheimer Einwohner, die über 60 Jahre alt waren, schon 25 Prozent. Wurden die Menschen in der nachberuflichen Phase ab 55 Jahre dazu gezählt, waren es bereits zwischen 31 und 34 Prozent. Mitverantwortlich für den hohen Prozentsatz von Menschen in der nachberuflichen Phase war die »Freistellung« vieler Beschäftigter einer größeren Gerresheimer Firma. Da sich der demografische Wandel in Düsseldorf-Gerresheim früher als in anderen Stadtteilen abzeichnete und sich die so genannten »jungen Alten« nicht für die klassischen Angebote der Begegnungsstätte interessierten, reagierten die Verantwortlichen mit der Gründung eines ersten Netzwerks für aktive Seniorinnen und Senioren.

Zehn Jahre später verlangt die demographische Entwicklung nun eine weitere Neuorientierung der Begegnungsstättenarbeit. Die Förderung und Erhaltung einer möglichst selbstständigen Lebensführung im häuslichen Umfeld rückt die Zielgruppe der hochbetagten Menschen im Stadtteil – die Menschen in der vierten Lebensphase – in den Fokus der Aufmerksamkeit. Hier gilt es, fachlich kompetente und bedarfsgerechte Angebote zu entwickeln, die die Forderung nach »Erhalt und Unterstützung der Häuslichkeit« umsetzen. Gemeinwesenorientierte Arbeit mit Älteren muss zukünftig vor allem auch als Prävention verstanden werden, zum Beispiel, um Pflegebedürftigkeit zu vermeiden. Nicht mehr die Kompensation von Defiziten, sondern die Förderung von Kompetenzen steht im Zentrum des Interesses.

Die Betreuung demenzerkrankter Menschen, die Beratung und Information pflegender Angehöriger, die Unterstützung der pflegenden Angehörigen und die Schaffung eines neuen Betätigungsfeldes für ehrenamtliche Arbeit positioniert die Begegnungsstätte, zusätzlich zu den traditionellen Aufgabenfeldern, im vorpflegerischen und pflegebegleitenden Bereich und trägt so zu einer stärkeren Profilierung der Begegnungsstätten bei.

Das Projekt erhielt den Namen »Für andere da sein und sich selbst nicht vergessen« und beschreibt die Entwicklung und Implementierung eines neuen Angebotes zur Entlastung pflegender Angehöriger. Das Projekt umfasste mehrere Bausteine: eine ausführliche Bedarfsermittlung, die Einrichtung eines Runden Tisches im Stadtbezirk, die Konzeption und Umsetzung der Seminarreihe Kulturführerschein® Demenz »Mit allen Sinnen« und – als innovatives Betreuungsangebot – die Einrichtung des »Café VergissMeinNicht«. Dabei wurde versucht, die von dem Gerontologen Peter Zemann postulierten Umsetzungsmethoden für eine qualitätsbewusste und erfolgreiche soziale, gemeinwesenorientierte Altenarbeit zu berücksichtigen.

Diese Methoden sind gekennzeichnet durch:

- Flexibilität gegenüber sich verändernden Zielgruppen und Wirkungsfeldern.
- Akzeptanz und Wirksamkeit. Der Erfolg eines Angebotes muss durch die Akzeptanz einer Zielgruppe belegt werden.
- Spezielle Fachlichkeit. Grundsätze aus der Kultur-, Bildungs- und Sozialarbeit werden einem Mangel an Fachlichkeit traditioneller Altenarbeit entgegengesetzt.
- Zielgruppen stehen nicht als soziale Formation bereit, ihre Entwicklung ist bereits Teil der modernen Altenarbeit.
- Kooperation und Vernetzung auch mit Ressourcen des freiwilligen sozialen Engagements (vgl. Peter Zemann[1]).

Die Ausgangslage

Allein in Düsseldorf leben schätzungsweise 13.000 demenzerkrankte Menschen. Zu Beginn der Erkrankung werden die meisten von ihnen – etwa 80 Prozent –zu Hause von ihren Angehörigen und nahen Bezugspersonen gepflegt und betreut. Dies entspricht dem Wunsch der meisten demenzerkrankten Menschen und ist politisch gewollt. Für den an Demenz erkrankten Menschen ist ein Verbleib in der gewohnten Umgebung und der Kontakt zu ver-

1 Zemann, Peter: Was ist »moderne« Altenarbeit? Referat anlässlich der internationalen Fachtagung »Paradigmenwechsel in der Altenarbeit« Bonn/Berlin 1999.

trauten Menschen sehr hilfreich. Aber: Die Angehörigen kostet es oft enorm viel Kraft, einen dementen Menschen zu pflegen und zu betreuen. Die größte Belastung: Die Pflegenden sind dauernd und ohne Verschnaufpause an den demenzerkrankten Menschen gebunden.

Die Ängste und Sorgen der pflegenden Angehörigen:
- Sie haben Angst, ihr Familienmitglied zu verlieren.
- Die Pflege raubt viel von der körperlichen und geistigen Kraft.
- Die Verwirrtheit macht ihnen zu schaffen.
- Sie schämen sich für das Verhalten der Kranken, das nicht mehr den Menschen entspricht, die sie einmal kannten.
- Sie leiden unter dem fortschreitenden Persönlichkeitsverlust ihrer Angehörigen.
- Sie können ihnen nicht aus ihren Angstkrisen helfen.
- Sie erfahren keine Zuneigung mehr von ihnen.
- Sie schämen sich für Gedanken wie »Wie lange schaffe ich das noch? Soll ich ihn/sie nicht doch in ein Heim geben?«

Das Risiko pflegender Angehöriger, auf Grund der hohen körperlichen und psychischen Belastung selbst zu erkranken, ist sehr hoch. Außer der finanziellen Unterstützung durch die Pflegeversicherung gibt es bisher nur wenige Unterstützungs-, Beratungs- und Hilfeangebote.

»Für andere da sein und sich selbst nicht vergessen!«

Projektbeschreibung

Um die Lebensqualität der pflegenden Angehörigen und ihrer an Demenz erkrankten Familienmitglieder zu erhalten und zu verbessern, hat die Ökumenische Begegnungsstätte im »Leben im Alter Zentrum Gerresheim« ein Programm mit Beratungs-, Unterstützungs- und Schulungsangeboten entwickelt.

Die Versorgungslücke für diese Zielgruppe wird in Zukunft durch drei sich ergänzende Hilfebausteine geschlossen:
- Der Hilfebaustein Kulturführerschein® Demenz »Mit allen Sinnen«
- Der Hilfebaustein für Menschen mit Demenz
- Der Hilfebaustein für pflegende Angehörige

Hilfebaustein Kulturführerschein® Demenz »Mit allen Sinnen«: Diese umfassende Fortbildungsreihe soll helfen, das Tabu um das Thema Demenz zu

brechen und interessierten Menschen die Ängste und Vorbehalte im Umgang mit Demenzerkrankten nehmen. Die Teilnehmenden erhalten Fachinformationen zum Krankheitsbild, zu rechtlichen Aspekten und zum Umgang mit demenzerkrankten Menschen und sie lernen über ein »Programm der Sinne« Methoden, sinnlich und auch ohne Kommunikation mittels Sprache die Mauer der Isolation zum demenzerkrankten Menschen zu überwinden. Zielgruppe des Fortbildungsprogramms sind einerseits pflegende Angehörige und Menschen, die überlegen, sich freiwillig in der Betreuung demenzkranker Menschen zu engagieren. Weiterhin können sich bereits engagierte Menschen durch die Fortbildungsreihe qualifizieren und sich für weitere innovative Projekte anregen lassen. Auch bei unseren Kooperationspartnern im Gemeinwesen und in der Kirchengemeinde tätige Interessierte sind ausdrückliche Zielgruppe, damit Vernetzung im Gemeinwesen gelingen kann.

Hilfebaustein für Menschen mit Demenz: Ziel dieses Angebots ist es, demenzerkrankte Menschen ihren individuellen Möglichkeiten entsprechend zu fördern und ihre verbliebenen Fähigkeiten zu erhalten und zu kompensieren. Das wöchentlich stattfindende »Café VergissMeinNicht« ermöglicht den demenzerkrankten Besuchern das Gefühl der Wertschätzung und des Angenommenseins, in einer Geborgenheit vermittelnden Atmosphäre mit individueller 1:1 Betreuung. Sie erleben sich als kompetent, Lebensqualität wird wahrgenommen, vielleicht auch nur für den Augenblick. Und: Die Angehörigen haben für ein paar Stunden »frei«.

Hilfebaustein für pflegende Angehörige: Für pflegende Angehörige ist einmal monatlich ein Angehörigen-Stammtisch geplant. Er bietet die Möglichkeit zum Kontakt, zur Beratung und zur Information und soll die pflegenden Angehörigen dazu ermutigen, sich mit ihren Sorgen, Gedanken und Erfahrungen mit anderen auszutauschen. Und sie daran erinnern: Sie sind mit ihren Belastungen nicht allein. Der Stammtisch bietet aber auch ganz andere interessante Themen wie zum Beispiel Kultur- und Kreativangebote, die Ablenkung bieten und helfen, die »persönlichen Akkus aufzuladen«.

Kulturführerschein® Demenz »Mit allen Sinnen«

Seminarprogramm zur Gewinnung und Schulung ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Tätigkeitsfeld »Betreuung demenzerkrankter Menschen«:

Ziele des Seminarprogramms

Der Kulturführerschein® Demenz »Mit allen Sinnen« ist ein Seminarprogramm zur Gewinnung und Schulung ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Tätigkeitsfeld »Betreuung demenzerkrankter Menschen«. Es möchte dafür sensibilisieren,

- dass der an Demenz erkrankte Mensch sich auch »jenseits seiner Ratio« mitteilen kann.
- dass er auch ohne Worte, ohne Sprache kommunizieren und Kontakt zum Gegenüber aufnehmen kann.
- dass auch die Teilnehmenden selbst diese sinnliche Kommunikation (wieder) erlernen können, um dem demenzerkrankten Menschen ein Stück näher zu kommen…
- …und manchmal auch sich selbst.

Unsere Sinne gehen im Alltag oft verloren…
… und dabei steht der Mensch doch mit den Sinnen in Kontakt zu seiner Umwelt. Demenzerkrankte Menschen fühlen sich oft isoliert. Daher kann durch die Anregung der Sinne der Kontakt zu ihnen wieder hergestellt werden. Auf dieser Grundlage der Sinne ist das Seminarprogramm aufgebaut. Es enthält kreative Einheiten und Übungen der Sinne. Wichtige Voraussetzung ist, dass die Teilnehmenden selbst ihre Sinne neu erleben und Freude daran haben. Nur wenn sie den Wert der sinnlichen Wahrnehmungen erkennen, werden sie auch in einer »sinnlichen« Art mit den demenzerkrankten Menschen wieder umgehen können.

Der Kulturführerschein® Demenz »Mit allen Sinnen« möchte …

- das Bewusstsein für das Krankheitsbild Demenz stärken und es als gesellschaftliches Tabu überwinden helfen.
- einen individuellen, Vertrauen stiftenden Zugang im Kontakt mit demenzerkrankten Menschen schaffen.
- interessierten Menschen die Ängste und Vorbehalte im Umgang mit demenzerkrankten Menschen nehmen.
- die Sinneswahrnehmung aktivieren und die Auseinandersetzung damit erhöhen.
- die Freude am gemeinsamen Arbeiten und Lernen in einer Gruppe wecken.
- die persönlichen Akkus aufladen.
- die Ausdrucks-, Kontakt- und Kommunikationsfähigkeit fördern und bereichern.
- lehren, sich »jenseits der Ratio« mitzuteilen.
- die Betreuung demenzerkrankter Menschen erleichtern.

- wertvolle Erfahrungen und persönliche Bereicherung vermitteln.
- ein kreatives Methodenspektrum zum Umgang mit demenzerkrankten Menschen anbieten.
- theoretisch fundiertes und primär praxisbezogenes Wissen über Demenz vermitteln.
- vermitteln, dass sich ein gelungener Kontakt nur im gegenseitigen Geben und Nehmen vollzieht. Das heißt: Der lebendige Kontakt mit Hilfe der Sinne gibt
- sowohl dem Demenzerkrankten als auch dem Gesunden die Möglichkeit, sich »jenseits der Ratio« mitzuteilen.

Projektteilnehmende

Die intensive Öffentlichkeitsarbeit und der originelle Flyer mit seiner eingehefteten Brausetüte als Erinnerungssymbol (an die Kindheit) deuteten bereits im Vorfeld auf ein etwas anderes Seminar hin und bewirkten, dass am »Schnuppertag« 35 interessierte Personen kamen. Die zwei Männer und 33 Frauen waren zwischen 45 und 87 Jahren und hatten unterschiedlichste Bildungs- und Berufserfahrungen und Vorkenntnisse zum Thema Demenz. Für einige war der Schnuppertag der erste Kontakt zu Angeboten der Diakonie, fünf Teilnehmende waren schon ehrenamtlich für die Diakonie tätig, die weiteren waren pflegende Angehörige, ehrenamtliche Mitarbeiterinnen der beiden Kirchengemeinden, Vertreterinnen des Seniorenbeirates und Netzwerker. Drei hochbetagte Besucherinnen der Begegnungsstätte zeigten ebenfalls Interesse an der Fortbildung. Dies erwies sich für die weitere Implementierung des geplanten Betreuungscafés als wahrer Glücksfall, da die Besucherinnen das Thema Demenz und die Fortbildung sehr positiv in der Begegnungsstätte kommunizierten und so keine Vorbehalte seitens der traditionellen Besucherschaft aufkamen.

Projektteam

Der Kulturführerschein® Demenz – »Mit allen Sinnen« wurde in Kooperation von der Ökumenischen Begegnungsstätte und dem Kultur-Netzwerk Gerresheim der Diakonie in Düsseldorf organisiert und von den hauptamtlichen Mitarbeiterinnen, einer Dipl. Sozialarbeiterin und einer Dipl. Sozialpädagogin, konzipiert und geleitet. Wissenschaftlich begleitet und dokumentiert wurde die Seminarreihe von einer Studentin der Fachhochschule Düsseldorf im Rahmen ihrer Diplomarbeit. Eine Studentin der Erziehungswissenschaften in Bonn und eine Praktikantin, die eine gestalttherapeutische Ausbildung absolvierte, unterstützten die Arbeit.

Zeitlicher Rahmen

Das Seminarprogramm dauerte von April bis Juli 2004, fand zwei Mal monatlich an sechs Nachmittagen von 14:30 bis 18 Uhr statt und beinhaltete eine Exkursion. Auf Wunsch der Teilnehmer wurde der Kurs um einen »sechsten Sinn«, den Gemeinschaftssinn, ergänzt und mit einer Präsentation am »Informationstag Demenz« im September 2004 beendet. Die Zertifikatsverleihung fand im Sommer 2005 statt.

Struktur, Inhalt und Themen des Projekts

Das Seminarkonzept des Kulturführerschein® Demenz bietet den Teilnehmenden Sicherheit durch einen stabilen Rahmen, fungiert wie ein roter Faden zur Orientierung und kann für die spätere Betreuungsarbeit als Muster verinnerlicht werden. Theorie- und Praxisblöcke, Gruppen- und Einzelarbeit wechseln sich ab. Jeder Seminartag ist für sich abgeschlossen, sie bauen dennoch alle aufeinander auf und ergänzen sich. In den Seminareinheiten werden den Teilnehmenden neben theoretisch fundiertem und primär praxisbezogenem Wissen über dementielle Erkrankungen auch sinnliche und gestalterische Erfahrungen zur Erweiterung und Entfaltung eines kreativen Methodenspektrums vermittelt. Wesentliches Element ist die Aktivierung und Auseinandersetzung mit den eigenen Sinneswahrnehmungen, um das Kontakt- und Kommunikationspotential zu erhöhen. Die Seminarteilnehmenden sollen zu neuen Erfahrungen und Möglichkeiten ermutigt werden mit dem Ziel, diese später auf die Arbeit mit demenzerkrankten Menschen zu übertragen.

Sequenzen der Projekteinheiten

Der Ablauf der Seminareinheiten erfolgt nach einem relativ festen Ablaufschema und orientiert sich am Kulturführerschein®. Das Fortbildungskonzept zeichnet sich im Einzelnen durch folgende Elemente aus:

Hinführung zum Thema über eine vorbereitete Umgebung
Die Idee der »vorbereiteten Umgebung« kommt von der Pädagogin Maria Montessori. Sie postuliert: »Ohne vorbereitete Umgebung gibt es kein konstruktives Tun«. Die mit passenden Materialien gestaltete Umgebung soll Anregungen geben, Anziehungskraft ausüben sowie Neugier und Lust auf das Thema machen.

Einstieg ins Thema über einen biografischen Zugang
Hier erfolgt ein Einstieg in das Thema über einen biografischen Zusammenhang. Es sollte dazu angeregt werden, sich der eigenen Biografie und Identität

bewusst zu werden. Daraus erwachsen neues Interesse und neue Kraft, sich Unbekanntem zuzuwenden und sich damit auseinander zu setzen. Oft noch unbewusst erkennen die Teilnehmenden die Bedeutung der Erinnerungen für ihr Tun und Handeln und erleben dies intuitiv als ersten Schritt des Verstehens der Welt demenzerkrankter Menschen.

Theorieblock
Als Grundlage erhalten die Teilnehmenden die nötigen Fach- und Sachinformationen, um sich dem Thema zu nähern und das Verhalten dementiell veränderter Menschen zu verstehen.

Praktische Übungen
Die Teilnehmenden erhalten hier Anleitungen zu unterschiedlichen, kreativen Erfahrungen als Basis für die Entwicklung geeigneter Arbeitsweisen und Methoden in der Betreuungsarbeit. Der Einsatz verschiedener Arbeitstechniken und Materialien im Praxisteil erfolgt in sinnvoller Kombination und Reihenfolge nach dem Prinzip multipler Anregung. Einzel- und Gruppenarbeit wechseln sich ab. Kleingruppen werden immer neu zusammengestellt, um den Prozess der Gruppenbildung und -stärkung anzuregen.

Auswertung im Plenum und Transfer auf die Betreuungsarbeit
Was haben wir erfahren, was können wir anwenden? Hier werden Feedback, Kritik und Anregungen ausgetauscht. Die in der biografischen Runde oft diffus gespürten Zugangsmöglichkeiten zur Welt der demenzerkrankten Menschen können hier fachlich und praktisch nachvollzogen werden.

Verteilung von Informationsmaterial zur Vertiefung der Themen
Schriftliche Informationen helfen den Teilnehmenden, sich nach der Seminareinheit noch einmal in Ruhe vertiefend mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Genuss-Element
Den Abschluss eines jeden Seminartages bildet ein gemeinsames Essen, jeweils in der Farbe des »Sinnestages« (jedem Sinn wurde eine Farbe zugeordnet). Dieses Element soll noch einmal den sinnlichen Anspruch des Projektes verdeutlichen und bietet allen Beteiligten die Möglichkeiten, sich über den Tag auszutauschen und entstandene Kontakte (aus der Gruppenbildung) zu intensivieren.

Exkursion
Zusätzlich werden inhaltlich passende Exkursionen durchgeführt, die ebenfalls die Gruppenbildung unterstützen.

Fünf »sinn«liche Tage

Theoretische und kreative Inhalte der Seminartage. Das Seminarprogramm besteht aus einer Einführungsveranstaltung und fünf Fortbildungstagen:

»*Mit allen Sinnen: Schnuppern«*
Die Einführungsveranstaltung »Mit allen Sinnen: Schnuppern« soll Ehrenamtlichen und am Thema Demenz interessierten Menschen einen Einblick in das geplante Seminar mit seinen Verknüpfungen von sozialen und kreativen Inhalten und Methoden geben.

Die Teilnehmenden erhalten einen ersten Einblick in das Krankheitsbild Demenz, erfahren den Unterschied von normalem und krankhaftem Vergessen, werden über die Bedeutung der Biografie informiert und lernen eine Menge über Sinne und das Deuten von Symbolen. Im kreativen Teil können sie sich in Anlehnung an Joseph Beuys »Palazzo Regale« ein persönliches Erinnerungskästchen gestalten, das Symbole für die eigene Biografie, die eigene Identität enthält. Ein bunter Imbiss beschließt den Tag. Fazit: »Nur wer sich erinnern kann, weiß wer er ist.« In der Fortbildung wird mit unseren fünf Sinnen gearbeitet, jedem Sinn wird eine Farbe zugeordnet:

- der visuelle Sinn – Sehen – Rot
- der auditive Sinn – Hören – Gelb
- der taktile Sinn – Fühlen – Blau
- der olfaktorische Sinn – Riechen – Grün
- der gustatorische Sinn – Schmecken – Orange

»*Mit allen Sinnen: Sehen«*
Der visuelle Tag spielt mit Bildern, informiert über die Farbe Rot und das Sehen. Den Einstieg ins Thema liefert ein Bilderteppich, der beim gemeinsamen Betrachten Erinnerungen und Gefühle bei den Teilnehmenden auslöst. Im Theorieteil erfahren die Teilnehmenden zum Beispiel, wie demenzerkrankte Menschen sehen und welche Bedeutung das Licht hat und lernen die Dimensionen der Verwirrtheit (nach Jutta Becker) kennen. Der praktische Teil beschäftigt sich mit Malen, den Lieblingsfarben und der Zufallstechnik. Zum Schluss genießen alle einen Imbiss »ganz in Rot« (von roter Paprikacreme über Tomaten bis Kirschen). Fazit: Viele Teilnehmenden sehen – auch sich selbst – am Ende des roten Seminartages mit anderen Augen.

»*Mit allen Sinnen: Fühlen«*
Der taktile Tag benutzt für das Fühlen das Material Filz – es werden Geräuschbälle, Blumen und Kugeln gefilzt, die sich warm und weich anfühlen. Im Theorieteil geht es um »Salami, Inseln und Bibliotheken«, die Bedeutung

des Gedächtnisses. Fazit nach einem Imbiss »ganz in Gelb«: Der Tag geht vielen Teilnehmenden »unter die Haut«.

»Mit allen Sinnen: Hören«
Der auditive Tag nutzt im praktischen Teil das Element Musik. Die Teilnehmenden malen nach Musik, probieren Klanginstrumente aus und setzen einen Text mit Geräuschen in ein Hörspiel um. Im Theorieteil geht es um das Thema Hören, um die Musik, um das Zu- und Hinhören und um Kommunikation. Der Tag endet mit einem blauen Imbiss und der Erkenntnis einer wichtigen Regel im Umgang mit demenzerkrankten Menschen: Genau hinhören und reden lassen!

»*Mit allen Sinnen: Riechen«*
Gestaltungsideen für den olfaktorischen Tag sind ein Riechbild und selbst angerührte Cremes, die mit dem persönlichen Lieblingsduft versehen werden. »Flüchtige Erinnerungen« können in einem persönlichen Erinnerungsbuch festgehalten werden. Der Theorieteil beschäftigt sich mit Biografiearbeit, den »Fünf Säulen der Identität« und damit, welchen Stellenwert Erinnerungen überhaupt und besonders im Umgang mit demenzerkrankten Menschen haben. Ein Imbiss ganz in Grün und viele »naseweise« Anregungen und Erinnerungen schließen den Tag ab.

»Mit allen Sinnen: Schmecken«
Der gustatorische Tag schließlich bringt die Teilnehmenden mit gemeinsamem Kochen und Essen auf den sinnlichen Geschmack. Es geht um »Verführung mit Schokolade«, um Türen, die Geschmack auf etwas Neues machen können und im übertragenen Sinn um »Geschmack bekommen auf die Arbeit mit demenzerkrankten Menschen«. Im Theorieteil geht es um die Situation der pflegenden Angehörigen. Der Tag schließt mit einem gemeinsam gekochten orangefarbenen Menü.

»*Der sechste Sinn: der Gemeinschaftssinn«*
Zusätzlich zu den fünf geplanten Sinnestagen gab es auf Wunsch der Teilnehmenden noch einen sechsten Sinn. Es wurde getanzt und sich bewegt, im praktischen Teil ging es um die konkrete Planung eines »Informationstages Demenz« sowie die Planung eines Betreuungscafés für demenzerkrankte Menschen zur Entlastung pflegender Angehöriger in Gerresheim. Zur Abrundung des Tages und einer »runden« Fortbildung gab es runde Pizza und die Zusage von Vielen, sich in Zukunft ehrenamtlich zu engagieren.

»*Mit allen Sinnen – Entdecken« Exkursionen*
Die Exkursion führte ins Stadtmuseum zur Ausstellung »Fühlen, tasten und begreifen« – Bilder und Objekte für Blinde, Sehbeeinträchtigte und Sehende. Die Exkursionsteilnehmenden wurden von der Künstlerin Margot Ende persönlich in die Ausstellung eingeführt. Die haptische und visuelle Wahrnehmung der Bilder ermöglicht auch Sehenden ganz neue Erfahrungen. Das Gespräch mit den Kursteilnehmenden gab Frau Ende neue Anregungen und den Impuls, in Zukunft auch demenzerkrankte Menschen stärker in den Blick zu nehmen.

»Jetzt steht meine Tür offen, so wie mein Herz auch.« Rückmeldungen der Teilnehmenden

- »Mir ist der Blick für die Krankheit Demenz weit geöffnet worden.«
- »Ich habe die Hoffnung, dass mich mal jemand gut betreut.«
- »Ich habe viel gelernt für die Arbeit mit Demenzkranken.«
- »Mir ist klar geworden, wie wichtig das Thema auch für uns selbst ist.«
- »Ich bin froh, dass ich das gemacht habe.«
- »Die Tage waren eine Bereicherung. Danke.«
- »Jetzt steht meine Tür offen, so wie mein Herz auch.«

In zahlreichen Gesprächen während der einzelnen Seminartage, bei Rücksprachen und in der schriftlichen Befragung nach Abschluss der Fortbildung, war die Rückmeldung zum ersten Durchgang der Fortbildung Kulturführerschein® Demenz »Mit allen Sinnen« durchweg positiv:

- Offensichtlich wurde das Bewusstsein für das Krankheitsbild Demenz gefördert.
- Die Theorie- und Praxisblöcke ermöglichten den Teilnehmenden sowohl fundiertes Sachwissen zum Thema Demenz als auch praxisbezogenen Informationen.
- Die Teilnehmenden haben das Element der Aktivierung und Auseinandersetzung mit der eigenen Sinneswahrnehmung gern angenommen, um ihr Kontakt- und Kommunikationspotential zu erhöhen.
- Alle konnten in der sinnlichen und kreativen Atmosphäre ihre persönlichen Akkus aufladen, die Freude am gemeinsamen Arbeiten erleben und ihre eigenen sinnlichen Wahrnehmungen sensibilisieren und fördern.

Die positive Rückmeldung der Teilnehmenden zog weitere Kreise über Gerresheim und Düsseldorf hinaus. Für hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der gemeinwesenorientierten und stationären Altenarbeit wurde ein Multiplikatorenprogramm »Kulturführerschein® Demenz« entwickelt.

Das Evangelische Erwachsenenbildungswerk Nordrhein hat das Programm in einer Broschüre ausführlich dokumentiert.

»Café VergissMeinNicht« – Das Betreuungscafé im Stadtteil

Wesentlicher Bestandteil des Kulturführerschein®-Programms ist es, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer für ein bürgerschaftliches Engagement zu gewinnen und sie bei ihren Projekten zu beraten und zu begleiten. Die Gruppe des ersten Fortbildungsdurchgangs entschied sich für ein Gemeinschaftsprojekt: Sie initiierte ein Betreuungsangebot für dementiell erkrankte Menschen und ihre Angehörigen: Das »Café VergissMeinNicht«.

Das »Café VergissMeinNicht« spricht drei Zielgruppen an:

- *Pflegende Angehörige…* stehen in einer engen emotionalen Beziehung zu dem demenzkranken Familienmitglied. Die Diagnose Demenz konfrontiert alle Beteiligten mit Schmerzen, Angst vor der Zukunft und Abschied. Pflegende Angehörige sind ständig gefordert, ihren Alltag an die sich wandelnden Bedürfnisse des Kranken anzupassen. Das an Demenz erkrankte Familienmitglied braucht mehr Zeit und Zuwendung als je zuvor. Pflegende Angehörige brauchen Unterstützung! Einmal in der Woche wird das an Demenz erkrankte Familienmitglied im »Café VergissMein Nicht« betreut und der pflegende Angehörige hat Zeit zur freien Verfügung.
- *Demenzerkrankte Menschen…*verlieren zunehmend ihr Erinnerungs- und Denkvermögen, behalten jedoch die Fähigkeit, ihre Gefühle zu erleben. Jeder Mensch braucht jedoch seine Geschichte, um zu wissen und zu spüren, wer er ist. Die Türen zu den Erinnerungen lassen sich nicht mit dem Verstand öffnen, sondern durch die zarte Berührung der *Sinne und Gefühle!* Demenzerkrankte Menschen verlieren nicht das Bedürfnis nach Geselligkeit, Kommunikation und Kontakt. In der Geborgenheit und Sicherheit des »Café VergissMeinNicht« können die demenzkranken Menschen entspannen und so Begegnung und Austausch erleben!
- *Ehrenamtlich Mitarbeitende***.** Sie haben in der Seminarreihe Kulturführerschein® Demenz – »Mit allen Sinnen« eine intensive Schulung und Vorbereitung erfahren und ein Bewusstsein für das Krankheitsbild Demenz entwickelt. Ehrenamtliche unterstützen im »Café VergissMeinNicht« die Hauptamtlichen und ermöglichen so in einer 1:1 Betreuung einen individuellen und Vertrauen stiftenden Zugang zu demenzerkrankten Menschen. Gelungener Kontakt vollzieht sich immer nur im Geben und Nehmen!

Vorbereitende Schritte

Betreuungsteam
Es fanden sich insgesamt 15 Personen, die mit viel Engagement und Ideenreichtum an der Umsetzung des Projekts mitwirkten. Nach nunmehr zwei Jahren sind noch alle Ehrenamtlichen im Team »Café VergissMeinNicht« aktiv. Inzwischen sind auch Aktive aus den nachfolgenden Seminarprogrammen in das Projekt mit eingestiegen. Die Aktiven üben ihr Ehrenamt mit großer Zuverlässigkeit aus. Für die Gäste stehen immer ausreichend Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner zur Verfügung: Bevor das Vorhaben in die Tat umgesetzt wurde, hat sich die Gruppe in einem gemeinsamen Prozess auf den Namen, die Struktur und den Inhalt des Angebotes verständigt.

Struktur
Die Entscheidung fiel einstimmig auf den Namen »Café VergissMeinNicht«, bedeutet er doch, dass *alle* beteiligten Personengruppen mit ihren Bedürfnissen und Wünschen nicht vergessen werden sollen und dass das gemeinsame Erinnern einen hohen Stellenwert hat. Das Café findet an drei Tagen im Monat statt, jeweils von 14 bis 17 Uhr. Für die Öffentlichkeitsarbeit waren die Akteure von Anfang an selbst verantwortlich. Der von ihnen entwickelte Flyer und anderes Informationsmaterial wurden an Ärzte, Apotheken, Vereine, Kirchengemeinden verteilt, Pfarrbriefe, Lokalpresse und Lokalfunk wurden informiert. Das Projekt profitierte und profitiert immer noch erheblich von den persönlichen Kontakten der Ehrenamtlichen im Stadtteil. Einstimmigkeit herrschte bei der Entscheidung, dass der Besuch des Cafés kostenlos sein sollte. Zur Deckung der Kosten werden gern kleine Spenden entgegen genommen.

Dabei waren für die Gruppe folgende Argumente entscheidend:
- Sie wollen unbedingt etwas von der Haltung, die sie bei der Fortbildung erfahren durften, zurückgeben.
- Nächstenliebe und Zeit sind unbezahlbar!
- Pflegende Angehörige sollten nicht zeitlich entlastet und finanziell belastet werden.
- Die Refinanzierung vergleichbarer Angebote über die Pflegeversicherung gilt nur bei einer Pflegestufe. Dies ist nicht »niedrigschwellig«.
- Der Stadtteil soll sich solidarisch mit den Angehörigen zeigen und das Café finanziell mit Spenden unterstützen. Sponsoren sollen gefunden werden.
- Die Ehrenamtlichen wollen nicht unter dem Erwartungsdruck einer bezahlten Leistung stehen.

Des Weiteren wurde entschieden, das Café auch für Besucher mit einem erhöhten Betreuungsaufwand und für hochbetagte Besucher der Begegnungsstätte zu öffnen, die nicht oder nur anfänglich dement sind, aber bei anderen Angeboten der Begegnungsstätte nicht mehr mithalten können. Es sollen regelmäßige Treffen stattfinden, die zur Planung, zum Austausch, zur Vertiefung und zum Kennenlernen von neuen kreativen Methoden dienen sollen. Für einen pflegerischen »Notstand« soll der häusliche Pflegedienst der Diakonie zur Verfügung stehen.

Inhalt

- Auch über den Inhalt des Betreuungsangebotes wurde Einigkeit erzielt.
- Jedem Nachmittag wird ein bestimmtes Thema zugeordnet.
- Die Nachmittage bekommen einen ritualisierten Ablauf. Dieser gibt den Besucherinnen und Besuchern – und den ehrenamtlich Mitarbeitenden – Orientierung und Sicherheit.
- Die Besucherinnen und Besucher haben, wenn möglich, feste Plätze und neben jeder und jedem sitzt ein Ehrenamtlicher zur individuellen und persönlichen Betreuung.

Die einzelnen Sequenzen des Nachmittages orientieren sich am Ablauf des Kulturführerschein® Demenz:

Vorbereitete Umgebung
Die Besucher des Cafés sollen durch die »Vorbereitete Umgebung« Geborgenheit und Wertschätzung erleben und auf das jeweilige Thema eingestimmt werden. Zur »Vorbereiteten Umgebung« nach Maria Montessori zählen der Raum, das Material und die Haltung der Betreuenden.
Der Raum ...
… ist freundlich und liebevoll gestaltet. Vertraute Musik schafft den akustischen Rahmen. Nur in einer Geborgenheit vermittelnden Atmosphäre kann ein demenzerkrankter Mensch entspannen. Nur so kann Begegnung ermöglicht, Beziehung erfahren und zum Ausdruck gebracht werden.

Das Material ...
… sollte sorgfältig ausgesucht und von sinnlich ansprechender Qualität sein. Als solches ist es Schlüssel und Symbol für die Wertschätzung und der Respekt für dementiell erkrankte Menschen.

Die Haltung ...
… ist eine suchende Haltung. Neugier, warmes Interesse, Kreativität und Intuition ermöglichen einen Zugang zu dementen Menschen und ihrer Erinne-

rungswelt. Intuition gilt hier als Synonym für einfühlendes Verstehen, Echtheit und Wertschätzung auf der Basis von Fachwissen.

Begrüßung
Jeder Gast wird sehr herzlich begrüßt, an seinen Platz geführt, auf die Materialien hingewiesen und auf das Thema des Nachmittags eingestimmt.

Kaffeerunde
Wenn alle Besucher sitzen, wird der Nachmittag mit einem Gedicht und/oder Lied eröffnet und alle sind zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Der Kuchen wird von einer Gerresheimer Bürgerin gebacken und gespendet.

Kreativer Teil
Nach dem Kaffeetrinken beginnt der zweite Teil des Nachmittags. Er enthält immer spielerische Gedächtnisübungen und eine Bewegungsübung. Das gemeinsame Tun bei den kreativen Elementen dient der Erinnerungspflege, dem Austausch und der Freude an der Gestaltung. Die Angebote orientieren sich an den Möglichkeiten der Besucher, sollen diese in ihren Fähigkeiten bestärken und so zu einem positiven Selbstbild beitragen.

Verabschiedung
Das gemeinsame Singen hat einen großen Stellenwert. Daher endet auch der Nachmittag immer mit einem gemeinsamen Lied und einer Einladung zum nächsten Treffen. Jeder Gast wird zur Tür begleitet und – wenn möglich – nach Hause gebracht.

Erfahrungen mit dem »Café VergissMeinNicht«

Die Erfahrungen mit dem »Café VergissMeinNicht« sind durchweg positiv. Das Angebot findet bei allen Beteiligten, aber auch im Stadtteil große Zustimmung und Anerkennung. Die positiven Erfahrungen kommen in den Rückmeldungen zum Ausdruck:

- … von den Gästen: Die Gäste kommen offensichtlich sehr gerne zu den Nachmittagen und versichern immer wieder, wie schön sie es finden. »Da träumen ja die Augen«, äußerte eine Besucherin beim Anblick des schön gedeckten Tischs. Die Stimmung ist sehr entspannt, es wird viel gelacht. Die Mitarbeiter werden nicht namentlich, aber immer öfter an ihren »lieben Gesichtern« erkannt. »Ich wundere mich immer, was mir hier so einfällt und dann sinne ich zu Hause noch darüber nach.«
- … von den Angehörigen: »Nach zehn Jahren wurden meine Gebete erhört«, kommentierte eine Tochter das Angebot. Das Café wird als Entlastung empfunden und als Möglichkeit zur Beratung und Information wahr-

genommen. Die Angehörigen sind oft erstaunt, wie schnell sich ihr Familienmitglied in die Gruppe integriert und sich schon nach wenigen Treffen an den Nachmittag im »Café VergissMeinNicht« als einen festen Termin erinnert.

- … von den Ehrenamtlichen: »Jeder Nachmittag ist eine Bereicherung für mich und ich gehe müde, aber zufrieden nach Hause«. Den Ehrenamtlichen machen die Nachmittage sichtlich Freude und sie sind immer wieder erstaunt, wie positiv die Gäste reagieren und welche Erinnerungen wach gerufen werden können.
- … aus dem Stadtteil: Gerresheimer Vereine wie Bürgerhilfe, Kolpingfamilie und Gerresheimer Jongens, aber auch Parteien und Einzelpersonen unterstützen das Café mit Spenden. Die Kirchengemeinden im Stadtteil unterstützen das Projekt, das auch ihrer Arbeit zugute kommt.

Vertiefungsseminare

Der Kulturführerschein® Demenz »Mit allen Sinnen« kann nur als Einstieg in die Auseinandersetzung mit dem Thema Demenz verstanden werden. Gerade dann, wenn man Menschen für diese schwere Aufgabe gewinnen will, ist es wichtig, sie nicht mit der Komplexität des Themas zu überfordern. Gleichwohl brauchen sie für ihre Tätigkeit weitergehende Erfahrungen und Informationen. Deshalb wurden im Laufe des Entwicklungsprozesses Vertiefungsseminare angeboten. Da nicht alle Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer im Café aktiv geworden sind, sondern in anderen Zusammenhängen für Demenzerkrankte tätig sind, dienten die Vertiefungsseminare auch dazu, ihnen ein Forum für Austausch und Ermutigung zu geben. Themen dieser weiterführenden Seminare waren u.a.

- »Das Krankheitsbild Demenz – Ursachen und Behandlung aus medizinischer Sicht«
- »Menschen mit Demenz verstehen lernen«
- »Menschen mit Demenz validierend begleiten«
- »Kommunikation mit dementiell erkrankten Menschen«
- »Musiktherapie«.

Schlussbetrachtung

»Für andere da sein und sich selbst nicht vergessen«, ist mehr als ein Projekt. Es ist vielmehr der Versuch, ein Thema, einen Bedarf, in all seinen Facetten wahrzunehmen und für die Zielgruppen entsprechend umzusetzen: für die Bürger des Stadtteiles, die Institutionen eines Stadtteiles, die pflegenden Angehörigen, die an Demenz erkrankten Menschen im Stadtteil, ehrenamtlich Mitarbeitende und die Besucherinnen und Besucher der Begegnungsstätte.

Mehrere Faktoren sind für das Gelingen und die nachhaltige Wirkung des Projektes verantwortlich gewesen:

- Die frühe Einbindung aller im Stadtteil bestehenden Institutionen der Altenarbeit, der Politik, Vereine, Verbände und Ärzte war eine wesentliche Voraussetzung. Nur so konnten Kooperationen entstehen, wurden Multiplikatoren gefunden und eine breite Öffentlichkeit informiert (Runder Tisch, Herstellung von Öffentlichkeit).
- Die Einbindung der Ehrenamtlichen in die Planung und konkrete Umsetzung des Projektes. Die gemeinsame Namensfindung (»Café VergissMein Nicht«), ermöglichte eine hohe Identifikation mit dem Projekt, der Zielgruppe, dem Vorbereitungsteam und dem Angebot.
- Mit Kooperationen wurden Menschen zu Partnern gemacht. Die Zusammenarbeit erweiterte den eigenen Erfahrungshorizont und das Methodenspektrum, stellte vorhandene Ressourcen zur Verfügung und brachte das Thema trägerübergreifend und zum Nutzen aller voran.
- Der Träger der Einrichtung ist mit seinem kostenlosen Bildungsangebot in Vorleistung gegangen, ohne die Teilnehmenden zu einer ehrenamtlichen Tätigkeit zu verpflichten. Die Investition zahlte sich aus, alle Beteiligten und der Stadtteil können als Gewinner betrachtet werden.
- Auch die Methoden zur Förderung des Gruppenprozesses haben sich als sehr bedeutsam erwiesen. Die Teilnehmenden haben sich zu keiner Zeit als Einzelkämpfer empfunden; die Verantwortung für die Aufgaben wurde auf viele Schultern verteilt. Die Gruppe hat sich zu einem tragfähigen und belastbaren Netzwerk entwickelt, auf dessen Hilfeleistungen jeder und jede auch außerhalb der Projektarbeit zurückgreifen kann.

Keywork und Stadtteilarbeit

Der Faktor Bildung, Kunst und Kultur im Konzept »WohnQuartier[4]«

GABY GRIMM/REINHOLD KNOPP

Im Zuge der demografischen Entwicklung gewinnt das Thema Wohnen, insbesondere unter dem Aspekt Wohnen im Alter, zunehmend an Bedeutung. Dabei setzt sich immer deutlicher die Erkenntnis durch, dass Wohnen nicht isoliert vom Wohnumfeld, vom Wohnquartier und von der gesamtstädtischen Entwicklung betrachtet werden kann (Göschel 2006, Grimm u.a. 2006, Grymer u.a. 2005). Diesem Aspekt wurde mit der Entwicklung des Konzeptes »WohnQuartier[4] – Die Zukunft altersgerechter Quartiere gestalten« Rechnung getragen. »WohnQuartier[4]« bietet die Grundlage für eine aktiv gesteuerte Stadtteilentwicklung, die auf Beteiligung der Bewohnerschaft und weiterer relevanter Akteure basiert. Die Bedeutung von Bildung, Kunst und Kultur für die Stadtentwicklung findet als einer der vier zentralen Faktoren besondere Berücksichtigung in diesem Konzept. Im Folgenden werden der Erstehungsprozess und die Kernpunkte des Konzeptes »WohnQuartier[4]« skizziert. Im Anschluss daran greifen wir gezielt den Aspekt Bildung & Kunst und Kultur heraus und stellen die Chancen vor, die sich durch eine Verknüpfung von Stadtteil- und Keywork-Arbeit ergeben.

WohnQuartier[4] – Der Entwicklungsprozess und das Ergebnis

Die HOCHTIEF Construction AG, das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland und das Evangelische Bildungswerk Nordrhein haben sich in einem 1 ½ jährigen interdisziplinären Prozess mit quartierbezogenen Lösungen für eine zukunftsorientierte Gestaltung von Wohnquartieren ausei-

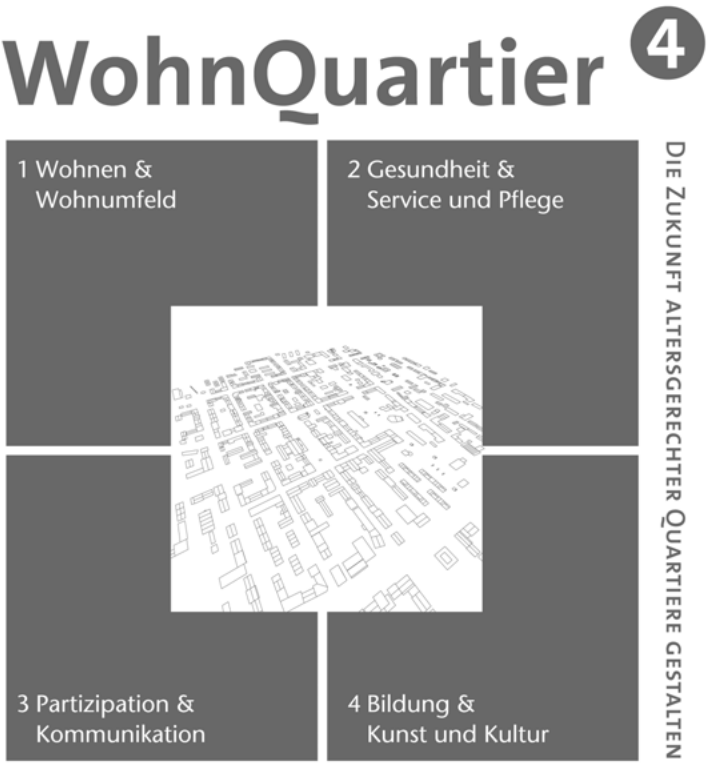
nander gesetzt und konzeptionelle Grundlagen erarbeit.[1] In vier moderierten Werkstattverfahren, in zahlreichen Interviews mit Fachleuten und mit einer intensiven Prozessbegleitung durch eine Steuerungsgruppe wurde das Konzept »WohnQuartier^4« erarbeitet (siehe hierzu: www.wohnquartier^4.de). Im Mittelpunkt des interdisziplinären Verfahrens stand die Frage, wie neue Wohnformen für Ältere in den Quartieren der Städte und Gemeinden beschaffen sein müssen, um möglichst viel Lebensqualität zu bieten. Diese Frage wurde zum einen im Zusammenhang mit der Integration neu zu errichtender altersgerechter Wohnanlagen diskutiert, und zum anderen auch mit dem Blick darauf, wie bestehende Pflege- und Wohnimmobilien zum Nutzen der Bewohnerschaft an neue Bedürfnisse angepasst werden können.

»WohnQuartier^4 = Die Zukunft altersgerechter Quartiere gestalten« – auf diese Formel wurde das Ergebnis des gemeinsamen Verfahrens gebracht. Kurz zusammengefasst bedeutet dies einerseits, bei der Umsetzung von quartiersbezogenen Lösungen vier Faktoren zu berücksichtigen (vgl. v.a. Grimm u.a. 2006):

- Wohnen & Wohnumfeld
- Gesundheit & Service und Pflege
- Partizipation & Kommunikation
- Bildung & Kunst und Kultur.

Eine auf die Bedingungen des Wohnquartiers zugeschnittene Kombination dieser Faktoren schafft Synergien und mobilisiert Ressourcen. Andererseits ist dieser Prozess durch eine altersgerechte Quartiergestaltung zu steuern und professionell zu begleiten. Dabei ist die Einbeziehung verschiedener Akteursebenen im Wohnquartier und auf gesamtstädtischer Ebene erforderlich.

1 An diesem Verfahren wirkten Experten/Expertinnen aus unterschiedlichen Feldern der Sozialen Arbeit, der Bauwirtschaft, der Erwachsenenbildung, der Wirtschaftsberatung ebenso mit wie Ehrenamtliche, Kunstschaffende, Hochschullehrer/innen und Mitarbeiter/innen aus unterschiedlichen Abteilungen der kommunalen Verwaltung und des Landes NRW.



Aus: Grimm u.a. 2006

Altersgerechte Quartiergestaltung

Mit dem Vorschlag einer altersgerechten Quartiergestaltung orientiert sich das Konzept an Erfahrungen und Empfehlungen des Bund-Länder-Programms »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt«.[2]

In Anlehnung an das Essener Modell »Quartiermanagement« (vgl. Grimm u.a. 2004, Grimm 2004) und mit Blick auf die Entwicklung lebendiger Quartiere zum Wohnen und Leben für alle Altersgruppen – und zwar nicht nur in benachteiligten Stadtteilen – schlagen die Autoren/Autorinnen vor, von »al-

2 Seit 1999 werden Fördermittel für integrierte Handlungskonzepte zur Verfügung gestellt, die mittlerweile in fast 400 Gebieten zur Revitalisierung benachteiligter Gebiete genutzt werden. Im Leitfaden zur Ausgestaltung der Gemeinschaftsinitiative »Soziale Stadt« wird von der Ministerkonferenz der ARGEBAU (2000) das Stadtteil- bzw. kommunale Quartiermanagement als zentrales Instrument zur Programmumsetzung benannt.

tersgerechter Quartiergestaltung« zu sprechen, die eingebunden ist eine gesamtstädtische Stadt(teil)entwicklungspolitik und drei zentrale Handlungsebenen mit drei Akteursebenen umfasst (vgl. Grimm/Micklinghoff/Wermker 2001, Franke/Grimm 2002, Grimm 2004, Grimm u.a. 2004). Folgende Aktionsorte und Akteursebenen sind zentral:

1. Fachkräfte der gemeinwesenorientierten Altenarbeit im Wohnquartier
2. Gebietsbeauftragte innerhalb der kommunalen Verwaltung
3. Stadtteilmoderatoren und- moderatorinnen im intermediären Bereich.

Konzept altersgerechte Quartiergestaltung		
Gesellschaftspolitische Ebene	**Gesellschaftliche Sphäre**	**Professionelle Akteursebene**
Gesamtstadt (Makroebene)	Politisch-administratives System	Gebietsbeauftragte/r
Quartier/Stadtteil (Mesoebene)	Intermediärer Bereich	Stadtteilmoderator/in
Bewohnerschaft Mikroebene)	Lebenswelt/sozialer Raum	Fachkräfte der Gemeinwesen-orientierten Alten-arbeit/Stadtteilarbeit

In Anlehnung an Grimm 2004, S. 209

Auf der strukturellen und organisatorischen Ebene verknüpft die altersgerechte Quartiergestaltung verschiedene gesellschaftliche Sphären bzw. Handlungsebenen: die Kommunale Verwaltung, das Quartier und den intermediären Bereich – also drei zentrale Aktionsorte. Diese werden über Akteure/Akteurinnen mit spezifischen Zuständigkeitsbereichen und Ressourcen miteinander verzahnt, um eine langfristige Struktur für die Umsetzung einer integrierten Stadt(teil)entwicklungspolitik aufzubauen. Konkret lässt sich dies folgendermaßen beschreiben:

1. Das Wohnquartier bzw. der Stadtteil, das Wohnviertel, der »Kiez«, eine Wohnsiedlung zeichnet sich durch eine bestimmte bauliche Struktur, infrastrukturelle Ressourcen und vor allen Dingen durch die Menschen aus, die darin leben. Speziell für gering Verdienende und für Menschen, die weniger mobil sind, ist das Wohnquartier oder der Stadtteil *der Sozialraum*, aus dem sie ihre Ressourcen erschließen. Für viele andere Bewohner/innen ist das Quartier dagegen lediglich Wohnort und damit nur *ein* Raum in ihrem Ak-

tionsradius. Angesichts verschiedener Bedürfnissen im Alter, Differenzierungen in der Pflege und Vorstellungen von der möglichst weitgehend selbständigen Bewältigung des Alltags, sind auf dieser Ebene vernetzende und unterstützende Tätigkeiten notwendig, die sowohl haupt- als auch ehrenamtlich zu erbringen sind. Die in diesem Bereich tätigen Fachkräfte nennen wir in Anlehnung an die theoretische und fachpraktische Diskussion zu lebenswelt- und zu sozialraumorientierten Ansätzen in der sozialen Arbeit *Gemeinwesenorientierte Altenarbeiter/innen.* Auf dieser Handlungsebene lassen sich die Fachkräfte unmittelbar auf den Alltag der Menschen ein. Speziell hier geht es darum, an den unterschiedlichen Interessen der Bewohner/innen anzuknüpfen, diese aufzugreifen und zu organisieren. Dabei können sich die Interessen gelegentlich auch gegen die Kommunale Verwaltung, die Betreiber oder die Investoren richten.[3] Blickrichtung und Arbeitsprinzipien der Gemeinwesenorientierten Altenarbeit entsprechen weitestgehend denen der Gemeinwesenarbeit und der Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit (vgl. Hinte/Lüttringhaus/Oelschlägel 2001).

2. Ein weiterer Handlungsort ist im weitesten Sinne das politisch-administrative System – und zwar vornehmlich die Kommunalverwaltung mit ihren geregelten Verfahren im Rahmen einer hierarchischen Struktur. »Traditionelle« Organisations- und Steuerungsprinzipen sind die fachspezifischen Ressorts (Dezernate und Ämter) und lediglich im Rahmen einer integrierten Stadtteilentwicklung wird eine Raum- bzw. Gebietsorientierung des Verwaltungshandelns realisiert (vgl. Difu 2003, Franke/Grimm 2006). Der Aufgabenbereich innerhalb der *Kommunalverwaltung* umfasst vor allem die Bündelung fachspezifischer Ressourcen innerhalb des politisch-administrativen Systems. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordert hier eine Funktion bzw. Person, die sich der zentralen Aufgabe des »Quermanagements« (vgl. Gerstlberger/Grimmer/Wind 1999: 53) widmet. Dies bezieht sich auf die Verknüpfung fachbereichsbezogener Zuständigkeiten und – jenseits aller Rationalität – auch personenbezogener Eigenheiten. Diese als »*Gebietsbeauftragte*« bezeichnete Person fungiert als »Gelenk« zwischen den Ämtern und als »Pfadfinder« im Amt (vgl. Stender 2001: 128). Zur Bewältigung der koordinierenden Aufgaben der oder des Gebietsbeauftragten ist die unterstützende Einrichtung einer ressortübergreifenden Arbeitsgruppe sinnvoll. Vielfach werden dazu in den Kommunen Lenkungs- und Steuerungsgruppen eingerichtet. In Konzepten zur Raumorientierung der Verwaltung sprechen die Autoren/Autorinnen von Gebietsteams (vgl. Grimm/Micklinghoff/Wermker 2001), in denen die Gebietsbeauftragten mit Mitarbeitern/Mitarbeiterinnen relevanter Fachbereiche zusammenarbeiten.

3 Hier sind Formen eines moderierten Interessenausgleichs notwendig, der die Möglichkeit bietet, dass sich alle Partner auf »gleicher Augenhöhe« begegnen (vgl. hier die Funktion der Stadtteilmoderation).

3. Altersgerechte Quartiergestaltung findet schließlich auch außerhalb des Wohnquartiers und der Kommunalverwaltung auf der *intermediären Ebene* statt, die sich als Sphäre beschreiben lässt, die zwischen den Akteuren im Quartier, des politisch-administrativen Systems und der Wirtschaft angesiedelt ist. Ihr werden sowohl klassische Institutionen wie Familie, Kirche bzw. die Religionen, Interessens- und Wohlfahrtsverbände als auch eine Vielzahl von Einrichtungen und Initiativen des sog. »Dritten Sektors« der Gesellschaft zugerechnet: Beschäftigungsinitiativen, Planungsbüros, Genossenschaften, soziale, kulturelle und Sportvereine, Universitäten, Menschrechtsorganisationen. Auf der intermediären Handlungsebene sind Akteure tätig, die wir als *Stadtteilmoderatoren bzw. Stadtteilmoderatorinnen* bezeichnen. Deren Funktion als »Brücke« zwischen Wohnquartier sowie Kommunalverwaltung und natürlich auch zwischen Bewohner/innen eines Objektes, Investoren oder Betreibern ist von erheblicher Bedeutung. Sie verzahnen die unterschiedlichen Organisationsprinzipien, Handlungsstränge sowie Handlungslogiken und machen vor allem die Ressourcen der jeweiligen »Welten« besser füreinander nutzbar. Ihre zentrale Aufgabe ist eine systematische Entwicklung und Initiierung quartierbezogener Kommunikations- und Kooperationsprozesse zur Entwicklung möglichst tragfähiger Lösungen. Dabei rücken die Abstimmung von Aktivitäten, Maßnahmen und institutionellen Angeboten im Wohnquartier und in der Gesamtstadt, d.h. Dialogmanagement in den Fokus (vgl. Hinte 1998: 158). Mit dialogischer Vermittlung sollen normative Unterschiede aufgegeben und Sachthemen sowie Interessenfragen von normativen und kulturellen Vorstellungen gelöst werden, um einen Ideen bildenden Kompromiss suchen zu können (vgl. Berger 1997). Sinnvollerweise wird die Stadtteilmoderation bereits durch die institutionelle Verortung etwa bei einer Hochschule, einem Verein oder einer Initiative als »relativ unabhängiger« Akteur in den Gesamtprozess eingebunden (vgl. Grimm 2004).

Der Faktor Bildung & Kunst und Kultur im Konzept »WohnQuartier[4]«

In einer Wissensgesellschaft kommt dem Zugang zu Bildung, Kunst und Kultur große Bedeutung für die gesellschaftliche Teilhabe zu. Diese Erkenntnis ist die Grundlage für die Integration eines solchen Faktors in das Konzept »WohnQuartier[4]«. Dabei werden mindestens drei Ebenen berücksichtigt:

1) die lokale Infrastruktur
2) der öffentliche Raum
3) die Koordination örtlicher sowie überörtlicher Interessen und Angebote.

Zu 1) Die Existenz von Bildungseinrichtungen wie Stadtteilbibliotheken, Volkshochschulen, zum Stadtteil hin geöffnete Schulen, Begegnungsstätten und Veranstaltungsräumen in Altenwohnanlagen wird angesichts der künftigen Altersstruktur ebenso von Bedeutung sein, wie die von Kunst- und Kultureinrichtungen sowie von vielfältigen Veranstaltungsangeboten. Solche Einrichtungen und Angebote können als Orte der Begegnung zwischen den Generationen und unterschiedlichen Kulturen genutzt werden. Angebote aus dem Bereich Bildung, Kunst und Kultur tragen damit zur Belebung des Wohnquartiers und zur Verbesserung der Kommunikationsstrukturen bei. Die Integration von Angeboten aus diesem Bereich ist auch in Einrichtungen und Räumen der Kirchengemeinden, der Vereine und der Stadtverwaltung im Quartier denkbar. Wichtig ist, dass das Zustandekommen solcher Angebote durch die Quartiergestaltung unterstützt wird und dadurch auch eine größere Stadtteilöffentlichkeit erfährt. Zu 2) Die gestaltende Präsenz von Kunst und Kultur im Quartier kann sowohl die Gestaltung öffentlicher Bereiche durch künstlerische Arbeiten, z.B. Skulpturen und Wandbilder umfassen, als auch den temporären Einsatz von künstlerischen Aktionen und Kulturpräsentationen im öffentlichen Raum. Die Aktionen in der Reihe »Platz Da!« haben gezeigt, dass durch solche temporären Aktionen auch mittel- und langfristige Effekte für die Nutzung öffentlicher Plätze bewirkt werden können (siehe den Beitrag von Heike Schwalm in diesem Band). Zu 3) Auch der Transfers zwischen Wohnquartier und den gesamtstädtischen Angeboten findet im Konzept »WohnQuartier[4]« Berücksichtigung. Nicht in jedem Wohnquartier wird es möglich sein, bestimmte Kulturangebote präsentieren zu können, so dass Formen für die Vermittlung dieser Angebote in den Stadtteil hinein ermöglicht oder die Teilnahme der interessierten Bewohnerschaft an solchen Angebote an anderen Orten gewährleistet werden sollte. Eine Idee dabei ist die Einrichtung eines Bildungs- und Kulturshuttles, dessen Nutzung möglichst vielen Bewohnerinnen und Bewohnern zugänglich zu machen ist (siehe insgesamt Grimm u.a. 2006).

Altersgerechte Quartiergestaltung und der Faktor Bildung & Kunst und Kultur

In zahlreichen Projekten und Tagungen wird die Notwendigkeit hervorgehoben, das Thema Wohnen im Alter in einen Kontext mit der Entwicklung der Wohnquartiere zu stellen. Hier sind neben dem Konzept »WohnQuartier[4]«

insbesondere die Aktivitäten der Bertelsmann Stiftung und des Kuratoriums Deutscher Altershilfe (2007). Eine der Besonderheiten des Konzeptes »WohnQuartier[4]« ist die explizite Berücksichtigung der Bereiche Bildung, Kunst und Kultur als eigenständiger Faktor in der Quartiergestaltung. Auf allen drei genannten Akteursebenen ist diesem Faktor entsprechend Aufmerksamkeit einzuräumen. Besondere Beachtung verdient die gesamtstädtische Ebene. Es gibt in einigen Städten erste Ansätze, in ämterübergreifenden Strukturen über die Zukunft der Stadtquartiere zu beraten (siehe beispielhaft: Stadt Rheine 2005). Für die Integration des Faktors Bildung & Kunst und Kultur ist dabei die Teilnahme des Kulturamtes ebenso wichtig wie die Einbindung des Schulamtes. Damit werden auch die Interessen der entsprechenden Fachämter aufgegriffen. Denn die Verantwortlichen des Kulturbereichs suchen z.B. nach Räumen für Kunstschaffende oder nach Möglichkeiten, Kulturangebote in den Stadtteilen zu stärken oder gar zu halten. Die Einbeziehung der entsprechenden Fachabteilungen kann über die Gebietsbeauftragung gewährleistet werden. Über die intermediäre Ebene lassen sich viele Aktivitäten im Bereich Bildung, Kunst und Kultur vermitteln und koordinieren, und zwar immer bezogen auf den lokalen und den gesamtstädtischen Bereich. Leer stehende Ladenlokale können für temporäre oder mittelfristige Nutzung für Kunstateliers zur Verfügung gestellt, das Städtische Theater kann Inszenierungen vor Ort umsetzen. Museen erhalten im Stadtteil Ausstellungsflächen und Stadtteilkünstler und -künstlerinnen stellen ihre Werke im Rathaus oder in den Eingangshallen ortsansässiger Firmen aus. Darüber hinaus werden mit Investoren, kommunalen Entscheidungsträgern und lokalen Akteuren Perspektiven für attraktive und lebenswerte Wohnanlagen entwickelt, die kulturelle und Bildungsangebote beinhaltet.

In der stadtteilbezogenen Netzwerkarbeit mit Älteren gibt es in einigen Städten bereits gute Erfahrungen mit der Integration von Kulturangeboten (www.eeb-nordrhein.de). Diese reichen vom »Literaturkreis« über gemeinsame Veranstaltungsbesuche bis hin zur Entwicklung von Stadtteilzeitungen. Eine Aufgabe der gemeinwesenorientierten Altenarbeit besteht darin detailliert nachzufragen, welche Angebote im Stadtteil genutzt und damit auch gestärkt werden können. Des Weiteren ist zu überprüfen, wo Einrichtungen der Altenarbeit über Ressourcen verfügen, die für den Stadtteil geöffnet werden können, z.B. Bibliotheken, Veranstaltungs- oder Bewegungsräume.

Keywork als Bestandteil der Quartiergestaltung

Viele Elemente der Keywork-Arbeit mit Älteren können für die Verbesserung der Lebensqualität in den Stadtteilen bzw. Wohnquartieren genutzt werden. Viele Menschen in der nachberuflichen Phase sind in hohem Maße an The-

men aus den Bereichen von Bildung, Kunst und Kultur interessiert und ein nicht zu unterschätzender Teil von ihnen verfügt auch über die Kompetenz solche Rollen wie die eines kulturellen Vermittlers oder einer kulturellen Vermittlerin einzunehmen (Kinsler 2003: 236ff.). Entsprechende Fortbildungen bauen notwendige Qualifikationen auf und geben den Teilnehmern und Teilnehmerinnen Sicherheit in der Ausübung ihrer neuen Rolle. Beispiele wie »Kultur auf Rädern« (siehe den Beitrag von Ute Frank in diesem Band) zeigen, wie diese Fähigkeiten auch denjenigen Menschen im Wohnquartier zugute kommen können, die in ihrer Mobilität eingeschränkt sind.

Lebensqualität und Kommunikation im Wohnquartier wird auch mit dem Projekt der Keywork-Kunst-Ateliers gesteigert. Keywork-Ateliers sind von Kunstschaffenden genutzte Werk- und Ausstellungsräume, die zusätzlich als Orte der kulturellen Weiterbildung und Eigenaktivität Älterer geöffnet werden. Am Beispiel der Düsseldorfer ZERO-Ausstellung im museum kunst palast lassen sich die vielfältigen Synergien aufzeigen, die über dieses Projekt erzielt werden können. Eine interessierte Gruppe Älterer wurde in diesem Museum in einem Keywork-Verfahren dazu qualifiziert, über die Ausstellung zu informieren und mit neuen Kompetenzen für deren Besuch zu motivieren. Eine besondere Qualität erhält die Arbeit dadurch, dass den Keyworkerinnen und Keyworkern die Nutzung von Künstlerateliers im Stadtteil für die Informationsarbeit zur Verfügung gestellt wurde (siehe den Beitrag von Uscha Urbainski in diesem Band). In Zusammenarbeit mit der Künstlerin konnte Wissen im wahrsten Sinne des Wortes handfest vermittelt werden, z.B. durch Nagelarbeiten, die einen Einblick in die Komplexität des Werkes von Günter Uecker ermöglichen. Die Einrichtung von Keywork-Ateliers im Stadtteil hat mehrere positive Effekte. Sie kann zu einem Brückenschlag zu den zentralen Kulturinstitutionen führen und damit den Transfer ihrer Kulturangebote ins Wohnquartier sicherstellen. Zugleich unterstützen die Stadtteilateliers die gesamtstädtischen Institutionen durch die Akquise neuer Besucher-Gruppen (siehe den Beitrag von Silvia Neysters in diesem Band). Ein Keywork-Atelier ist ein großer Gewinn für die kulturelle Infrastruktur im Stadtteil. Es ist ein Anlaufpunkt für alle, die an Kunst und Kunstproduktion interessiert sind. Aufgrund der räumlichen Nähe und des offenen Charakters können Keywork-Ateliers im Stadtteil dazu beitragen, mehr Interesse für Kunst und Kultur zu wecken. Besonders die direkte Verbindung von neuen Keywork-Projekten und dem Keywork-Atelier vor Ort eröffnen vielfältige Möglichkeiten des Kontaktes zur der Bewohnerschaft und zur Förderung ihrer Mitwirkung. Die Ateliers sind als ein Baustein im Faktor Bildung & Kunst und Kultur im Konzept »WohnQuartier[4]« zu empfehlen.

Literatur

Berger, Peter L. (Hg.) (1997): Die Grenzen der Gemeinschaft, Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.

Bertelsmann Stiftung/Kuratorium Deutscher Altenhilfe (Hg.) 2007: Ergebnisanalyse des Werkstatt-Wettbewerbs Quartier und Handlungsempfehlungen, Köln, Eigendruck.

Difu (Deutsches Institut für Urbanistik) im Auftrag des Bundesministeriums für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (2003): Strategien für die Soziale Stadt, Erfahrungen und Perspektiven – Umsetzung des Bund-Länder-Programms »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt«, Bericht der Programmbegleitung, Berlin: Eigendruck.

Franke, Thomas/Grimm, Gaby (2006): Quartiermanagement als Instrument einer integrativen Stadtentwicklung – Konzeptionelle Grundlagen und Praxiserfahrungen, in: Sinning, Heide (Hg.): Stadtmanagement – Strategien zur Modernisierung der Stadt (-Region), Dortmund: Verlag Dortmunder Vertrieb, S. 307-319.

Franke, Thomas/Grimm, Gaby: Quartiermanagement (2002): Systematisierung und Begriffsbestimmung, in: Bertelsmann Stiftung/Hans-Böckler-Stiftung/KGSt (Netzwerkknoten Quartiermanagement Hg.): Quartiermanagement – Ein strategischer Stadt(teil)-entwicklungsansatz. Organisationsmodell und Praxisbeispiele, Hannover: Eigendruck, S. 5-12.

Gerstlberger, Wolfgang/Grimmer, Klaus/Wind, Martin (1999): Innovationen und Stolpersteine in der Verwaltungsmodernisierung, Berlin: edition sigma.

Grimm, Gaby (2004): Stadtentwicklung und Quartiermanagement. Entwicklung und Aufbau lokalspezifischer Organisations- und Steuerungsstrukturen, Essen: Klartext Verlag.

Grimm, Gaby/Knopp, Reinhold/Nell, Karin/Stelling, Christa/Winter, Gabriele (2006): WohnQuartier4 – Die Zukunft altersgerechter Quartier gestalten (hg. von der HOCHTIEF Construction AG, dem Evangelischen Verband für Altenarbeit im Rheinland – Fachverband im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland und dem Evangelischen Erwachsenenbildungswerk Nordrhein), Essen/Düsseldorf: Eigendruck.

Grimm, Gaby/Hinte, Wolfgang/Litges, Gerhard (2004): Quartiermanagement, Eine kommunale Strategie für benachteiligte Wohngebiete, Berlin: edition sigma.

Grimm, Gaby/Micklinghoff, Gabi/Wermker, Klaus (2001): Raumorientierung der Verwaltung. Vom Modell zur Regelstruktur: Erweiterung der Verwaltungsreform-Debatte um den räumlichen Aspekt, in: Difu (Deutsches Institut für Urbanistik): Soziale Stadt. Der Newsletter zum Bund-Länder-Programm Soziale Stadt, Info 8, 4/2001, Berlin: Eigendruck, S. 13-17.

Göschel, Albrecht (2006): Stadtteilzentren im demografischen Wandel. www.stadtteilarbeit.de (Theorien, Konzepte) – Zugriff am 15.2.2007.

Grymer, Herbert/Köster, Dietmar/Krauss, Melanie/Ranga, Myrto-Maria/Zimmermann, Jan Christoph (2005): Altengerechte Stadt – Das Handbuch. Partizipation älterer Menschen als Chance für die Städte, Wuppertal: Eigendruck.

Hinte, Wolfgang (1998): Bewohner ermutigen, aktivieren, organisieren. Methoden und Strukturen für ein effektives Stadtteilmanagement, in: Alisch, Monika (Hg.): Stadtteilmanagement. Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt, Opladen: Verlag Leske + Budrich, S. 153-170.

Kinsler, Margrit (2003): Alter. Macht. Kultur. Kulturelle Alterskompetenzen in einer modernen Gesellschaft, Hamburg: Verlag Dr. Kovac.

Stadt Rheine, Fachbereich Jugend, Familie und Soziales (Hg.) (2005): Die senoriengerechte Stadt. Lebensqualität und Gestaltung von Lebensräumen in der Stadt, Rheine: Eigendruck.

Stender, Klaus-Peter (2001): Operation Verwaltung: Gewinn durch kooperatives und integrierendes Handeln, in: Alisch, Monika (Hg.): Sozial – Gesund – Nachhaltig. Vom Leitbild zu verträglichen Entscheidungen in der Stadt des 21. Jahrhunderts, Opladen: Verlag Leske + Budrich, S. 117-129.

Was wäre eine Stadt ohne ihre Plätze?

HEIKE SCHWALM

PLATZDA! steht für die Gestaltung der Düsseldorfer Plätze und ist eine Initiative des Stadtplanungsamtes Düsseldorf. PLATZDA! diskutiert Plätze, bespielt Plätze und erarbeitet Konzepte für den Bau von Plätzen. Die interdisziplinären Planungsprozesse werden begleitet durch die öffentliche Diskussion. PLATZDA! regt an, über den Lebensraum »Stadt« neu nachzudenken, ihn wieder in Besitz zu nehmen. Die Plätze sollen belebt werden, mit Kultur und mit den Menschen, die in dieser Stadt leben.

Die Aktion will Folgendes erreichen:

- Bewusstsein schärfen für den öffentlichen Raum
- Bürgerinnen und Bürger frühzeitig in Planungsprozesse einbeziehen
- Akteure und Projekte bündeln; d.h. PLATZDA! setzt auf Kooperationspartner
- Düsseldorfer City-Plätze als Netzwerk begreifen
- alternative Finanzierungsmodelle finden und etablieren
- die Bespielung von Plätzen als Erprobung für die künftige Nutzungen.

Auf dem gemeinsamen Weg des Stadtumbaus übernimmt das Stadtplanungsamt hierbei die Rolle des Moderators und Koordinators von Prozessen.

Nach dem erfolgreichen Start der Initiative im Sommer 2002 hat sich PLATZDA! als Marke etabliert. Viele Platz- und Lichtprojekte und Veranstaltungen sind umgesetzt bzw. angestoßen worden. Seit dem Start der Initiative wurden u.a. der Kirchplatz und der Worringer Platz eröffnet. Der Kay-und-Lore-Lorentz-Platz wurde umgestaltet, die Kölner Straße fertig gestellt. Damit die Freiräume der Stadt bei Tag und Nacht zum Erlebnis werden, wurden auch zahlreiche Projekte des Lichtmasterplanes umgesetzt. Da sind die Unterführung Erkrather Straße, das Theatermuseum, die Beleuchtung der

Medienhafenbrücke und das Lichtmikado auf dem Graf-Adolf-Platz zu nennen. Weitere geplante Projekte sind z.B das Pflanzenprojekt der Künstlerin Tita Giese für den Stresemannplatz und die Umgestaltung des Konrad-Adenauer-Platzes, mit dem Düsseldorf wieder ein angemessenes Entreé erhält. Aber auch in den Stadtteilen wurde eine Vielzahl von Projekten angestoßen und realisiert. Der Ahnfeldplatz wurde umgestaltet, die Kölner Straße fertig gestellt und die Unterführung Paulsmühlenstraße in Benrath der Öffentlichkeit übergeben. Das Hauptzentrum Garath und den Freiheitsplatz in Vennhausen.

Mit der Aktion PLATZDA! zeigt die Stadt Düsseldorf, dass sie großen Wert auf die Gestaltung der Freiräume der Stadt und der Stadtteile legt. Denn die Gestaltung des öffentlichen Raumes und des Stadtbildes trägt wesentlich zum Wohlfühlen in der Stadt und in seinem Stadtteil bei.

Foto: Till Engels

Die PLATZDA! Sommerauftritte

Die Stadt Düsseldorf hat die Initiative PLATZDA! ins Leben gerufen, um den öffentlichen Raum auf kreative und flexible Art und Weise zu gestalten. Der Bau von Plätzen ist dabei nur ein Teil der mittlerweile drei Jahre dauernden Aktion – ebenso wichtig ist es, dass die Düsseldorferinnen und Düsseldorfer die öffentlichen Räume der Stadt erleben, nutzen und mitplanen können. In den entstehenden Netzwerken und Kooperationen können sich alle sozialen

und kulturellen Gruppen engagieren, die Düsseldorf prägen. Jede Bürgerin, jeder Bürger kann mitmachen – als Organisator oder Besucher. Als wichtige Aufgabe der Stadtplanung sieht sich die Stadt verpflichtet, das Miteinander der Generationen in Nachbarschaft und Stadtteil zu fördern. Der PLATZDA! Sommerauftritt schafft eine Plattform für dieses bürgerschaftliche Engagement in den Stadtteilen, macht es in praktischen Aktionen erleb- und greifbar, ist Anlass und Ort zugleich für den Einsatz der Menschen in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld. Die Aktion schafft die Basis für ein »Engagement auf gleicher Augenhöhe« und bietet die nötigen Rahmenbedingungen und Strukturen. Der PLATZDA! Sommerauftritt ist mehr als ein Sommer-Event. Die Aktion fördert das Miteinander im Stadtteil und wirkte damit gegen die Vereinsamung in unserer sich wandelnden Gesellschaft. Das Sommerprogramm überwindet Generationenkonflikte, indem sich Junge und Alte bürgerschaftlich füreinander engagieren.

Foto: Till Engels

Der PLATZDA! Sommerauftritt

- sensibilisiert die Menschen für die Werte des öffentlichen Raumes
- stellt neue Plätze vor
- lädt ein sich mit seiner Stadt und ihrer Geschichte auseinander zusetzen
- bringt Erfahrungswerte für Planungsprozesse
- aktiviert und bündelt Kooperationspartner
- schafft Wege zu mehr Nachbarschaftlichkeit, stärkt die Kommunikation und ein aktives Miteinander
- führt zu einer engeren Bindung an den Stadtteil und steigert dessen Attraktivität
- führt zu sozialer Verantwortung und Verantwortung für seine Stadt
- ist eine Plattform für bürgerschaftliches Engagement
- vernetzt die Generationen

Motivieren, Mitmachen, Moderieren

Das Stadtplanungsamt hat die Sommerauftritte in einem Dreischritt entwickelt und begleitet. Der Sommerauftritt 1* im Jahr 2003 hatte dabei Impuls-Charakter. Er motivierte viele Institutionen, Bürgerinnen und Bürger, sich mit dem Wert öffentlicher Räume für das Leben in der Stadt zu beschäftigen. Die Verwaltung hat dazu verschiedene hervorragend besuchte Kulturveranstaltungen im öffentlichen Raum organisiert, bei denen die Stadt zur Bühne wurde. Das Thema Urbanität stand im Mittelpunkt, vergessene Plätze und Stadträume wurden neu entdeckt. Nach dem ersten Sommerauftritt waren die Rückmeldungen so zahlreich und positiv, dass die zweite Ausgabe ein Erfolg werden musste, was sich auch in der erneuten Unterstützung durch den Landeswettbewerb der City-Offensive NRW »Ab in die Mitte!« zeigte.

Beim Sommerauftritt 2* waren die Bürgerinnen und Bürger aufgefordert, selbst mitzumachen – zum Beispiel beim Orchester oder Zirkus der Generationen, beim Mitbringfrühstück oder bei den Tanzveranstaltungen am Rhein. Eigeninitiative war gefragt. Zuschauer wurden zu Akteuren. Einen Monat lang haben Multiplikatoren wie Schulen, kulturelle Einrichtungen, Museen, Künstler, Vereine und die Bürgerschaft zu Aktionen auf die Düsseldorfer Plätze eingeladen. Sie zeigten ihre Vorstellung von Platzkultur, sie schufen ein vielfältiges und buntes Programm, das alle Generationen angesprochen hat. Um aus der Projektidee aber eine Reihe werden zu lassen, mussten die bisherigen Erfahrungen aller Beteiligten dokumentiert und reflektiert werden. Denn es zeigte sich schnell, dass die Bürgerinnen und Bürger Vorbilder und Impulse für die eigene Kreativität brauchen. Deswegen – und als Dankeschön für alle Akteure und Sponsoren des zweiten Sommerauftrittes – initiierte das Stadtplanungsamt eine Fotoausstellung, die über 90 Aktionen zeigte. Zudem

lud die Ausstellung Neugierige ein, sich bei dem Mitmach-Wettbewerb am Sommerauftritt 3* aktiv zu beteiligen. Aus Hunderten von Ideen entstanden über 100 Aktionen, die von der Mitte Düsseldorfs bis in die Stadtteile und Außenbezirke reichten – zum Beispiel ein Strohballenlabyrinth, eine Verpackungsaktion, Open Air-Diaabende mit Stadtbezug oder Sportturniere. Aufbauend auf den Erfolgen der ersten beiden Jahre konnten viele Projektförderer gewonnen werden.

Hinter der Idee des Sommerauftritte 3* + 4* standen über 600 Akteure sowie über 50 Projektpaten und Sponsoren. Für weitere Programmpunkte übernahmen verschiedene Unternehmen und Institutionen inhaltliche und finanzielle Patenschaften. Diese ergänzten die wichtige Teilfinanzierung durch die Stadt, die Materialien, Technikkosten oder Aufwandsentschädigungen trug. Die Sommerauftritte 3* + 4* fanden über den gesamten Sommer statt und waren damit fast drei Mal so lang wie ihre Vorgänger – reichlich Zeit dafür, dass sich viele Düsseldorfer Bürgerinnen und Bürger und Kulturschaffende in die Aktion einbinden konnten.

Die Sommerauftritte haben sich weiterentwickelt – sie haben nachhaltige Projekte angestoßen. Einige Beispiele: Eine Schülerin, die ein Theaterstück geschrieben hatte, brachte der Sommerauftritt 3* mit dem Theatermuseum zusammen. Aus der gemeinsamen Arbeit entstand ein Theaterclub. In verschiedenen Nachbarschaften bildeten sich Gruppen, die in diesem Jahr auch außerhalb der Aktion gemeinsame Veranstaltungen organisieren. Zudem bilden sich Unternetzwerke: 100 Künstlerinnen und Künstler schlossen sich aus Anlass der Veranstaltung »Wie kommt die Kunst nach Düsseldorf« zu einem neuen Netzwerk zusammen. Die Idee der Sommerauftritte verselbstständigt sich – und die kreative und flexible Gestaltung des öffentlichen Raums nimmt unter der Moderation des Stadtplanungsamtes immer neue Formen an.

Foto: Till Engels

Autorinnen und Autoren

Ute Frank, Dipl.Sozialpädagogin, Mitarbeiterin im Zentrum für innovative Seniorenarbeit des Evangelischen. Erwachsenenbildungswerks Nordrhein (ZIS), dort u.a. zuständig für das Fortbildungsprogramm »Erfahrungswissen für Initiativen«, vorher langjährige Mitarbeiterin der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit, Arbeitsschwerpunkte: Kulturarbeit von und mit Menschen im nachberuflichen Leben, Keywork, Soziales Inszenieren und Kultur auf Rädern.
Kontakt: frank@eeb-nordrhein.de.

Günter Friedeler, seniorTrainer im bundesweiten EFI-Programm (Erfahrungswissen für Initiativen), Initiator mehrerer innovativer Projekte des bürgerschaftlichen Engagements, die im Überschneidungsbereich von sozialer und kultureller Arbeit angesiedelt sind (start³, Kulturzentrum der Generationen, Wohnen mit Verantwortung, Keywork-Ateliers).
Kontakt: guenter@friedeler.de.

Inge Gößling, Dipl. Sozialarbeiterin, Mitarbeiterin der Diakonie in Düsseldorf, Initiatorin und Begleiterin des ersten Kultur-Netzwerkes in Düsseldorf-Gerresheim und des Fortbildungsprogramms »Kunstspuren«, seit Anfang 2007 Leiterin des Zentrums plus Derendorf, Arbeitsschwerpunkte: Kulturarbeit von und mit Menschen im nachberuflichen Leben, Netzwerkarbeit und intergenerative Zusammenarbeit.
Kontakt: inge.goessling@yahoo.de.

Dr. Gaby Grimm, Dipl. Pädagogin. und Dipl. Sozialarbeiterin, vormals Projektleiterin am »Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung« der Universität Duisburg-Essen, koordinierte Stadtteilentwicklungsprojekte, war in der Personal- und Organisationsentwicklung tätig sowie im Bereich Forschung und Lehre, verantwortliche Mitarbeiterin im Modellprojekt »Eva-

luation präventiver und sozialräumlich organisierter Jugend- und Erziehungshilfen« (EPSO) beim Diakoniewerk Essen; seit Juli 2004 Leiterin für »Innovative Projekte« bei der HOCHTIEF Construction AG. Arbeitschwerpunkte Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit, Jugendhilfe, altersgerechtes Quartiermanagement und Schule.
Kontakt: gaby.grimm@hochhtief.de

Renate Jastrzembski, langjährige künstlerische Mitarbeiterin im Kultur-Netzwerk Gerresheim, Begleiterin verschiedener Kulturprojekte für Ältere und mit Älteren u.a. Projekt »Kunstspuren«.
Kontakt: kultur-netzwerk@gmx.de.

Dr. Reinhold Knopp, Dipl. Pädagoge, Dipl. Sozialarbeiter, hauptamtlicher Hochschullehrer an der FH Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, vorher langjährig Leiter des Soziokulturellen Zentrums zakk in Düsseldorf. Arbeitsschwerpunkte: Stadtentwicklung, Wohnen, Wohnen im Alter, Soziokultur.
Kontakt: knopp@stadt-konzepte.de.

Anne Mommertz, frei schaffende Künstlerin, Ausbildung an der Kunstakademie Düsseldorf, Meisterschülerin von Prof. Jan Dibbets, vielfältige Projekte im öffentlichen Stadtraum, Themenschwerpunkt: »Zuhause?«, Projekte in Zusammenarbeit mit Anwohnern, Passanten etc. Initiatorin der Künstlergruppe »Wo sind Sie zu Hause?«, Düsseldorf, künstlerische Mitarbeiterin im Projekt »Kulturzentrum der Generationen«, Initiatorin eines Keywork-Atelier in Düsseldorf-Rath.
Kontakt: amommertz@gmx.de.

Karin Nell, Diplom-Pädagogin, Mitarbeiterin im Zentrum für innovative Seniorenarbeit des Evangelischen Erwachsenenbildungswerks Nordrhein (ZIS), dort u.a. zuständig für das Landesprogramm »Erfahrungswissen für Initiativen«, Lehrbeauftragte an der FH Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, vorher verantwortliche Mitarbeiterin der Projektwerkstatt für innovative Seniorenarbeit, Arbeitsschwerpunkte: Netzwerkarbeit, Kulturarbeit von und mit Menschen im nachberuflichen Leben, Keywork, Soziales Inszenieren und Wohnen & Generationen.
Kontakt: nell@eeb-nordrhein.de.

Dr. Silvia Neysters, Kunsthistorikerin, Leiterin der Abteilung Bildung und Pädagogik im museum kunst palast, Düsseldorf; Arbeitsschwerpunkte: Kunstvermittlung, Konzeption von Materialien, Veranstaltungen und Projekten für

Besucher und Besucherinnen aller Altersgruppen; Mitinitiatorin des Keywork-Projekt.
Kontakt: silvia.neysters@museum-kunst-palast.de.

Sabine Sautter, Diplompädagogin, Bildungsreferentin, seit 1992 Bildungsreferentin beim Evangelischen Bildungswerk München, Koordination des Kulturführerschein®-Programms in Bayern. Arbeitsschwerpunkte: Bürgerschaftliches Engagement in der zweiten Lebenshälfte, Kultur und soziales Engagement, Biografiearbeit.
Kontakt: sabine.sautter@ebw-muenchen.de.

Roman Schanner, Publizistik- und Kommunikationswissenschaftler, Student der Politologie, ehemals Redakteur, freier Drehbuchautor und Trainer im BFI-Wien, Arbeitsschwerpunkte: Projekt- und Eventmanagement (Kulturvermittlungsprojekte für Lehrlinge und Lehrlingskulturfestivals) und Kulturvermittlung in sozialen Kontexten (Projekt Kultur auf Rädern); seit 2004 tätig als »freier Kulturvermittler« bei KulturKontaktAustria, Wien.
Kontakt: roman.schanner@kulturkontakt.or.at.

Prof. Maria Schleiner, Bildende Künstlerin, seit 2002 Professur für Medienpädagogik insbesondere Kunstpädagogik, FH Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, Masterstudiengang Kultur, Ästhetik, Medien. Langjährige Lehrtätigkeiten an Kunsthochschulen und Universitäten (u.a. Goethe-Universität Frankfurt a.M., Fachbereich Kunstpädagogik, Kunsthochschule Hamburg). Arbeitsschwerpunkte: Künstlerisches Arbeiten mit dem Schwerpunkt Graphik/Installation vorwiegend mit dem Material Papier, Partizipationsformen von Nicht-Professionellen in künstlerischen Projekten, Experimente im Bereich intergenerativen ästhetisches Lernen.
Kontakt: maria.schleiner@fh-duesseldorf.de;
www.kuenstlerhaus-dortmund.de

Heike Schwalm, Architektin, seit 2001 Mitarbeiterin beim Stadtplanungsamt der Stadt Düsseldorf, zuständig für die Gestaltung des öffentlichen Raumes; entwickelte 2002 zusammen mit Dr. Gregor Bonin und Peter Müller das Aktionsprogramm PLATZDA!. Im Rahmen der Initiative betreut sie u.a. das erfolgreiche PLATZDA! Sommerprogramm und den Lichtmasterplan Düsseldorf.
Kontakt: heike.schwalm@stadt.duesseldorf.de.

Uscha Urbainski, Dipl. Soz. Päd., Freie Hörerschaft an der Kunstakademie Düsseldorf. Seit 1995 freischaffende Künstlerin. 2003 Gründung der Kunstschule WERKSETZEN, 2006 Initiatorin des ersten Keywork-Ateliers in Düs-

seldorf-Düsseltal. Kooperationspartnerin im Projekt PLATZDA!. Arbeitsschwerpunkte: Kunstarbeit mit Menschen aller Generationen, Künstlerische Begleitung und Fortbildung für freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Keywork-Projekten.
Kontakt: info@werksetzen.de.

Petra Wienß, Dipl. Sozialpädagogin, langjährige Leiterin der Ökumenischen Begegnungsstätte im Leben im Alter Zentrum der Diakonie in Düsseldorf, seit 2007 Leiterin des Zentrum plus Gerresheim, Arbeitsschwerpunkte: Arbeit mit demeziell erkrankten Menschen, Kulturarbeit mit Senioren, Biografiearbeit und Angehörigenarbeit.
Kontakt: Diakonie.BS.Gerresheim@t-online.de.

Kultur- und Museumsmanagement

Hartmut John,
Bernd Günter (Hg.)
Das Museum als Marke
Branding als strategisches Managementinstrument für Museen

Juni 2007, ca. 200 Seiten,
gebunden, durchgängig farbig mit zahlr. Abb., ca. 35,00 €,
ISBN: 978-3-89942-568-0

Patrick S. Föhl,
Stefanie Erdrich,
Hartmut John,
Karin Maaß (Hg.)
Das barrierefreie Museum
Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit. Ein Handbuch

Juni 2007, ca. 450 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-576-5

Marc Grellert
Immaterielle Zeugnisse
Synagogen in Deutschland. Potentiale digitaler Technologien für das Erinnern zerstörter Architektur

Juni 2007, 606 Seiten,
kart., 37,80 €,
ISBN: 978-3-89942-729-5

Reinhold Knopp,
Karin Nell (Hg.)
Keywork
Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit mit Älteren

Mai 2007, 262 Seiten,
kart., 24,80 €,
ISBN: 978-3-89942-678-6

Birgit Mandel
Die neuen Kulturunternehmer
Ihre Motive, Visionen und Erfolgsstrategien

März 2007, 146 Seiten,
kart., 16,80 €,
ISBN: 978-3-89942-653-3

Heike Kirchhoff,
Martin Schmidt (Hg.)
Das magische Dreieck
Die Museumsausstellung als Zusammenspiel von Kuratoren, Museumspädagogen und Gestaltern

März 2007, 172 Seiten,
kart., 18,80 €,
ISBN: 978-3-89942-609-0

Roswitha Muttenthaler,
Regina Wonisch
Gesten des Zeigens
Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen

Januar 2007, 268 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-580-2

Petra Schneidewind
Betriebswirtschaft für das Kulturmanagement
Ein Handbuch

2006, 204 Seiten,
kart., 24,80 €,
ISBN: 978-3-89942-546-8

Werner Heinrichs
Der Kulturbetrieb
Bildende Kunst – Musik – Literatur – Theater – Film

2006, 294 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-532-1

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Kultur- und Museumsmanagement

Viktor Kittlausz,
Winfried Pauleit (Hg.)
Kunst – Museum – Kontexte
Perspektiven der Kunst- und Kulturvermittlung

2006, 308 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-582-6

Tobias Wall
Das unmögliche Museum
Zum Verhältnis von Kunst und Kunstmuseen der Gegenwart

2006, 312 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-522-2

Sonja Vandenrath
Private Förderung zeitgenössischer Literatur
Eine Bestandsaufnahme

2006, 254 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-417-1

Stiftung Niedersachsen (Hg.)
»älter – bunter – weniger«
Die demografische Herausforderung an die Kultur

2006, 232 Seiten,
kart., 24,80 €,
ISBN: 978-3-89942-505-5

Brigitte Kaiser
Inszenierung und Erlebnis in kulturhistorischen Ausstellungen
Museale Kommunikation in kunstpädagogischer Perspektive

2006, 448 Seiten,
kart., 32,80 €,
ISBN: 978-3-89942-452-2

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de